This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

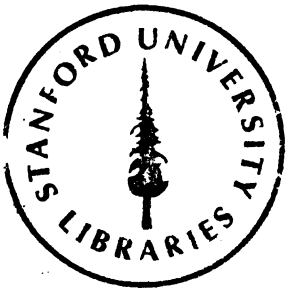
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 89302



Geschichte Elsaß-Lothringens

Von

Karl Stählin

Motto: Gloria victis.
(René Schickele, Die Genfer Reise.)

Mit 4 Tafeln

München und Berlin 1920
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

DD801
A35S6
c.2

Alle Rechte, einſchließlich des Überſetzungsrechtes, vorbehalten
Copyright 1920 bei R. Oldenbourg, München

Geſchichte Elſaß-Lothringens

Von

Karl Stählin

Motto: Gloria victis.
(René Schickele, Die Genfer Reiſe.)

Mit 4 Tafeln

München und Berlin 1920
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

DD801
A35S6
c.2

Alle Rechte, einſchließlich des Überſetzungsrechtes, vorbehalten
Copyright 1910 bei R. Oldenbourg, München

Meiner lieben Frau

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist eine Überarbeitung und Erweiterung meines Beitrages für das von K. Strupp 1918 herausgegebene Sammelwerk „Unser Recht auf Elsaß-Lothringen". Damals verbot es schon die knappe mir zur Verfügung gestellte Zeit, die deutsche Epoche von 1871 bis zum Weltkrieg anders als mit ein paar Sätzen am Schluß zu berühren. Aber auch meine damals noch sehr geringe Einzelkenntnis dieses letzten Abschnittes war zu berücksichtigen. Und eine freie Kritik war durch die bestehenden Kriegsverhältnisse vollkommen ausgeschlossen.

Die jetzige Fassung stellt den Abschnitt in selbständiger Behandlung neben die übrigen Zeiträume; ja bei dem schmerzlichen Interesse, das sein geschichtlicher Inhalt in deutschen Herzen heute ganz besonders wachrufen wird, ist dieses Kapitel breiter als die anderen ausgefallen. Trotzdem muß gerade hier um die Nachsicht des sachkundigen Lesers gebeten werden. Denn das Problem ist vielseitig und noch nicht in genügenden historischen Abstand gerückt. Ich selbst lernte den elsaß-lothringischen Boden erst in der Kriegszeit und zunächst im Felde kennen. Vielleicht gab mir schon für die erste Bearbeitung des Gegenstandes nur das Bewußtsein der eigenen alemannischen Abstammung den Mut und zugleich die Hoffnung, die Mängel längerer persönlicher Erfahrung wenigstens gefühlsmäßig etwas auszugleichen.

Der Druck wurde bereits im vorigen Herbst begonnen und war schon ziemlich weit gefördert, als ich infolge des Umstandes, daß ein Teil meiner Familie mit all unserer Habe noch immer in Straßburg festgehalten wurde, eine längere Unterbrechung eintreten lassen mußte. Mittlerweile ist nun das treffliche

Buch M. Spahns „Elsaß-Lothringen" erschienen. Ich habe es für die späteren Kapitel vielfach noch benutzen können. In einigen wichtigen Punkten weicht die Auffassung des einen Werkes mehr oder weniger von der des andern ab; in der deutschen Gesinnung wird keines dem andern nachstehen.

Herrn Geheimrat W. Nowack, meinem ehemaligen und jetzigen verehrten Kollegen, fühle ich mich für einige Fingerzeige, die er mir aus dem Schatz seiner reichen persönlichen Erfahrungen heraus zuteil werden ließ, zu besonderem Danke verpflichtet.

Die Arbeit stellt meinen Abschiedsgruß an ein Land dar, das ich in der kurzen Zeit meines dortigen Wirkens, zugleich der Zeit mancher stumm ertragenen Qual, ins Herz schloß, und das kennengelernt zu haben ich nimmer missen möchte trotz des bitteren Schicksals, das wir dort erfuhren.

Leipzig, im März 1920.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort . . . . . V—VI

Erstes Kapitel. Das Mittelalter . . . . . 1—39

Besiedelung durch Alemannen und Franken. Sprach- und Nationalitätsgrenzen. Lotharingien. Elsaß und Lothringen in geographischem Betracht. 1—8. — Wechselbeziehungen der deutschen und französischen Macht. 8—10. — Elsaß in der Blüte der Kaiserzeit: Politisches und Kulturelles. 10—18. — Lothringens Kulturboden und Ständewesen. Seine Herzöge und ihre Politik bis zu René II. Frankreichs Offensividee und frühes Vorschreiten. 19—35. — Elsaß und Lothringen im Kampf gegen Frankreich und Burgund bis zum Tode Karls des Kühnen. 35—39.

Zweites Kapitel. Das Zeitalter der Reformation und der Verlust der drei Städte . . . . . 40—65

Habsburgisch-französischer Weltgegensatz und Karls V. Kaisertum. 40—41. — Zersplitterung und Einheit im Elsaß. 41—43. — Der elsässische Bauernkrieg und Herzog Anton von Lothringen. 43—45. — Renaissancekultur und Reformation im Elsaß. Das Straßburg Bucers und Jakob Sturms. 45—52. — Calvinismus in Metz. Der Schmalkaldische Krieg und Straßburg bis zum Interim. 52—57. — Der Vertrag von Nürnberg und Lothringens Doppelstellung. Die Fürstenverschwörung und ihr Ergebnis für Frankreich. 57—65.

Drittes Kapitel. Von der Gegenreformation bis zum Westfälischen und Pyrenäenfrieden . . . . . 66—110

Die säkulare französisch-habsburgische Kräfteverschiebung. 66—67. — Protestantische Epigonenzeit im Elsaß. Seine kulturelle Nachblüte. 67—70. — Lothringens Wohlstand und politische Aussichten bis zum Sieg Heinrichs von Navarra. 70—73. — Der Straßburger Bischofskrieg. Unionspolitik Heinrichs IV. 73—77. — Beginn des Dreißigjährigen Krieges und Straßburgs Bedrohung. 77—80. — Karl IV. von Lothringen im Kampf gegen Richelieu. Französisch-schwedisches Kriegsgetümmel im Elsaß. 80—84. — Stufenweise Vernichtung Karls IV. Frankreichs Imperialismus von einst und jetzt. Elsaß und Lothringen in französischer Hand. 84—94. — Bernhard von Weimar im Elsaß. Richelieus endgültiger Triumph. 94—97. — Kriegsgreuel in Lothringen

Seite

bis zur zweiten Vertreibung des Herzogs und Mazarins Anfänge. 97—100. — Der Friedensvertrag von Münster und seine Unklarheiten. 100—106. — Abenteuer Karls IV. und spanischer Verzicht im Pyrenäenfrieden. Französische Aufsaugung und Verwüstung Lothringens bis zu Karls zweiter Rückkehr. 106—110.

Viertes Kapitel. Die Zeit Ludwigs XIV. und die Reunionen 110—155

Der Gipfelpunkt der französischen Macht. 110—112. — Die deutschen Verbindungen Frankreichs und seine Vorwärtstheorien. 112—114. — Ludwigs Kriegsbeginn. Karls IV. französische Vasallenschaft, neue Vergewaltigung und neuer Kampf bis zu seinem Tod. 114—119. — Innere Fortschritte Frankreichs im Elsaß und Widerstände. Seine Intendanten und Gerichtshöfe. 119—126. — Bis zum Frieden von Nymwegen. 126—130. — Ludwigs Reunionspolitik und ihr Eindruck in Europa. 131—135. — Der Fall Straßburgs. 136—139. — Deutsche Flugschriftenliteratur. Bis zum Frieden von Ryswyk. Rekatholisierung im Elsaß. 139—144. — Verelendung Lothringens. 144—146. — Halbfertige französische Verhältnisse im Elsaß. Segnungen der neuen Verwaltung und politische Assimilierung. 146—151. — Das Lothringen Herzog Leopolds und der Spanische Erbfolgekrieg. 152—155.

Fünftes Kapitel. Das 18. Jahrhundert und die große Revolution . . . . . 156—181

Mechanischer Charakter des Zeitalters und sein machtpolitisches Widerspiel. 156—157. — Herzog Leopold und die Vereinigung des lothringisch-habsburgischen Hauses. Der Ländertausch im Polnischen Erbfolgekrieg. 157—162 — Lothringen im Österreichischen Erbfolgekrieg. 162—166. — Regierung Stanislaus Leszczynskis. 166—168. — Das Elsaß und die französische Aufklärung. Goethe in Straßburg. 168—171. — Lothringen und die Revolution. 172—175. — Elsaß und die Revolution. Die Besitzfrage der deutschen Stände. 175—179. — Die deutschen Ansprüche und die Pariser Friedensschlüsse. 179—181.

Sechstes Kapitel. Von der Restauration bis zur Wiedererwerbung . . . . . 182—209

Elementare Verschmelzung der Grenzmark mit Frankreich durch Revolution und Kaiserreich. Neue Wirtschaftsblüte. 182—187. — Hineinwachsen in den französischen Staat bis zur Februarrevolution. Beginn der elsässischen Doppelkultur. 188—197. — Moderne Wirtschafts- und Verkehrsentwicklung im zweiten Kaiserreich. Sprachenkampf. 197—204. — Das Kriegsziel von 1870 in der Auffassung des Volkes und seines Staatslenkers. Übereinstimmung des englischen mit dem deutschen Urteil. 204—209.

Siebentes Kapitel. Das Reichsland bis zum Weltkrieg 209—275

Von der militärischen in die Zivilaministration. Die Jahre v. Möllers: Verwaltungsgrundsätze und erste Ergebnisse. Abwanderung. Protestler und Autonomisten. Gründung des

Seite

Landesausschusses. Einführung der Statthalterschaft. 209—227. — v. Manteuffels Persönlichkeit und Versöhnungspolitik. Widersprüche und Fehlschläge. 227—238. — Die Epoche des Fürsten Chlodwig Hohenlohe. Die Boulanger-Krisis. Fortsetzung der ruhigen Verwaltungsarbeit. 238—246. — Die Statthalterschaft des Fürsten Hohenlohe-Langenburg. Erlöschen des Revanchegedankens. Die Staatssekretäre v. Puttkamer und v. Köller. Zunahme des Klerikalismus. Neue französische Propaganda im Zeichen der Doppelkultur und des Kultes der Vergangenheit. 246—257. — Graf Wedels Jahre. Die Landtags-Verfassung. Beiderseitige Verhetzung in der Zeit der Affären bis Zabern. 257—267. — Hemmende und fördernde Momente für die Germanisierung. Deutsche Wirtschaftsleistung. 267—271. — Der Weltkrieg und Elsaß-Lothringen. Die versäumte Autonomie. 271—275.

Schluß . . . . . 276—278

Literaturangaben . . . . . 279—282

Namensverzeichnisse . . . . . 283—295

Von demſelben Verfaſſer erſchienen:

Im Verlag von Carl Winter, Univerſitätsbuchhandl., Heidelberg:

Die Walſinghams bis zur Mitte des 16. Jahrh. (1905)

Das äußere und das innere Problem im heutigen Britiſch-Indien. Ein Vortrag. (1908)

Sir Francis Walſingham und ſeine Zeit. Bd. I. (1908)

Martin Luther und die deutſche Reformation. Ein Vortrag. (1908)

Prinzregent Luitpold von Bayern. Eine Feſtrede. (1911)

Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870/71. (1912)

Über Rußland, die ruſſiſche Kunſt und den großen Dichter der ruſſiſchen Erde. (1913)

Weltgeſchichte des letzten Menſchenalters. Ein Vortrag. (1917)

Im Verlag von Kurt Schroeder. Bonn-Leipzig:

Perſönlichkeiten und Reformbewegungen im Zeitalter der erſten Romanows. [Heft 2 der „Schriften zur europäiſchen Geſchichte ſeit dem Mittelalter", herausgegeben von Dr. Herb. Schönebaum].

Im Hiſtoria-Verlag Paul Schraepler, Leipzig:

Jacob von Stählin. Ein biographiſcher Beitrag zur deutſch-ruſſiſchen Kulturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. (1920) [Heft 1 der „Quellen und Aufſätze zur ruſſiſchen Geſchichte", herausgegeben von Karl Stählin.]

Erstes Kapitel.

Das Mittelalter.

„Zwischen uns und Frankreich", sagt Bismarck in seiner großen Reichstagsrede vom 11. Januar 1887 zur Zeit der Boulangerkrisis, „ist das Friedenswerk deshalb schwer, weil ein langwieriger historischer Prozeß in der Mitte zwischen beiden Ländern liegt; das ist die Ziehung der Grenze, die ja zweifelhaft und streitig geworden ist von dem Zeitpunkt an, wo Frankreich seine volle innere Einigkeit und königliche Macht, ein abgeschlossenes Königtum erreicht hat. Das Infragestellen der deutschen Grenze hat angefangen, wenn wir es rein im historischen, pragmatischen Zusammenhang auffassen wollen, mit der Wegnahme der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun. . . . Seitdem hat kaum eine Generation in Deutschland gelebt, die nicht genötigt gewesen ist, den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Und ist diese Epoche des Grenzkampfes mit der französischen Nation nun heute definitiv abgeschlossen, oder ist sie es nicht? . . . Ich kann nur meine Vermutung dahin aussprechen, daß sie nicht abgeschlossen ist; es müßten sich der ganze französische Charakter und die ganzen Grenzverhältnisse ändern." In derselben Rede hat er den Weltkrieg mit seiner Radikalmethode des „saigner à blanc" vorausgesagt, wie ihn auch Moltke und der politische Antipode der beiden, Karl Marx, — dieser in hypothetischer Form als Folge der damals noch nicht vollzogenen Einverleibung Elsaß-Lothringens — in seinem ganzen Umfang vorhersahen.

Um die alte Gegnerschaft völlig inne zu werden, werden wir indessen noch viel weiter in der Geschichte zurückgehen müssen, als es Bismarck in seiner Rede tut. Es ist ein tausendjähriger Kampf, der um die Westmark geführt wird. Und um über die Bewohner, ihre Siedlungen, die Sprach- und Kulturgrenze zwischen Germanen- und Romanentum richtige Anschauungen zu gewinnen, haben wir uns um ein weiteres halbes Jahrtausend zurückzuwenden. Nach einem goldenen Zeitalter von fast 200 Friedensjahren unter den Römern, wie sie diese Lande

in solcher Dauer seitdem nie mehr wiedersahen, brachen lange vor Beginn der eigentlichen Völkerwanderung, im 3. Jahrhundert n. Chr., die germanischen Scharen der Alemannen in dichten und breiten Heerzügen von Osten nach Westen über den Rhein und die Vogesen. Ihnen folgten die Franken vom Mittel- und Niederrhein, das Mosel- und Nahetal herauf. Nach dem Fall des Limes wurde das heutige Elsaß von den land- und beutesuchenden Alemannen verwüstet. Auch im späteren Lothringen drangen sie weit nach Westen vor. Städte wie Zabern und Metz, bis dahin ohne Mauern, wurden damals befestigt; das offene Land bot keine Zuflucht mehr. Kaiser Julian versuchte ein letztes Mal, von Toul her über die Vogesen ins Elsaß ziehend, den Widerstand im großen Stil. Aber so glänzend der Sieg war, den er zwischen Brumath und Bischweiler erfocht, so war doch seine Bedeutung nur von kurzer Dauer. Nur das nun feste Metz vermochte, gestützt auf das römische Hinterland von Toul und Reims, sich zu halten. Als dann beim Einbruch gewaltiger germanischer Heerhaufen in Italien die letzten Legionen unsere Gegenden verließen, wurde das wehrlose Land bis an die Grenzen der noch von Aëtius beherrschten Gebiete, zu denen auch Metz mit Umgegend gehörte, den Alemannen zur Beute. Sippenweise drangen sie vor und sippenweise ließen sie sich nieder.

Weniger stürmisch erfolgte das Vorgehen der Franken. Wenn die Alemannen nur mit dem Schwert sich Bahn brachen, standen die Franken zwischen ihren Kämpfen auch in friedlichen Verhandlungen mit den Römern. 455 fiel Trier in ihre Hand. Aber die große fränkische Kolonisation begann erst mit König Chlodwig. Nach Besiegung des Syagrius zwang er 496 auch die Alemannen durch einen in der Nähe von Straßburg erfochtenen Sieg unter seine Botmäßigkeit. Aber nicht eigentlich der Landhunger scheint die Franken vorwärts getrieben zu haben, sondern leidenschaftliche Eroberungslust. In Herrenhöfen ließen sie sich nieder. Doch deren Volkszahl war offenbar weit geringer als die der alemannischen Orte. So behielt im Elsaß — man deutet den Namen mit „Sitz in der Fremde" — das Alemannentum mit seiner starken Sippensiedlung den Sieg in Sprache und Wesen. Nur das Gebiet nördlich der Zorn blieb den Franken. Im westlichen Lothringen aber, wo die gallisch-römische Urbevölkerung sitzengeblieben war, mit der sich der

Franke anders als der Alemanne auch in der Ehe vermischt haben wird, bekam das Romanentum die Oberhand.

Dennoch ist die bisher geläufige Vorstellung falsch, daß im Elsaß seit ältesten Zeiten die Sprach- und Nationalitätsgrenze südlich des Donon der auf dem scharfen und öden Vogesenfirst gezogenen politischen Grenze des Frankfurter Friedens entsprochen habe. Erst jüngst wurden wir durch einen ausgezeichneten Kenner eines Besseren belehrt. Wenn das Französische im Breuschtal bis Lützelhausen abwärts seit dem 16. Jahrhundert vordrang und sich auch die Gegend von Urbeis—Urbach eroberte, so begann weiter südlich schon im frühen Mittelalter ein umgekehrter Prozeß: vom Münstertal her wurden die Hochweiden in einer Ausdehnung von der nördlichen Umgebung Gérardmers bis zur Moselquelle seit dem 8. oder 9. Jahrhundert durch alemannische Hirten bewirtschaftet und diese Sommersiedelung trotz aller politischen Wechselfälle und Rückschläge ein Jahrtausend hindurch, ja bis in unser Jahrhundert hinein immer wieder zäh behauptet. Klösterliche und ritterliche Kondominate des Mittelalters trugen zur engeren Verknüpfung der oberelsässischen und oberlothringischen Grenzgebiete, und zwar vorwiegend wieder im deutschen Sinne, bei. Nördlich und südlich der genannten Strecke waren im 16. Jahrhundert deutsche Bergleute an der oberen Meurthe und in der Umgegend von Giromagny erfolgreiche Träger unseres Einflusses, und noch in der jüngsten Vergangenheit nahm die lebendige deutsche Volkskraft mit der Einwanderung oberelsässischer Industriearbeiter in die französischen Vogesentäler den alten Kampf gegen die starre Staatengrenze wieder auf. Es sind Verhältnisse, die in denen anderer und weit höherer europäischer Gebirge, so der Pyrenäen und der Westalpen, ihre schlagenden Analogien finden und den Satz von der völkerscheidenden Bedeutung der Gebirgskämme zu rektifizieren imstande sind. Das Patois der südwestlichen Vogesen aber, in sich wieder nach verschiedenen Dialektgruppen mit west-östlicher Abgrenzung gegliedert, hat sich ganz ähnlich wie in Graubünden als deutsch-lateinisches Mischgebilde mit immer neuer Herübernahme deutscher Lehnwörter entwickelt, und als „Wasgenwäldler, Kinder des größern Lothringens", nicht etwa als Franzosen, fühlten sich ihre Bewohner.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse im heutigen Lothringen. Die Stadt Metz, die sich nur mittels Vertrages, nicht durch Waffengewalt bezwungen, den Franken ergab, hat mit einer einzigen gleich zu erwähnenden Ausnahme zu allen Zeiten, seit es eine französische Sprache gibt, in der weit überwiegenden Mehrheit ihrer Bevölkerung französisch gesprochen. Die Sprachgrenze durchschnitt, von Diedenhofen her nach Südosten verlaufend, das spätere Herzogtum ungefähr in der Mitte und blieb im ganzen bis zum 17. Jahrhundert stabil. Nur an zwei Stellen war das Germanentum zeitweise vorgedrungen. In der Gegend von Ennery, Flévy und Ay nördlich Metz hatte der deutsche Bauer unmerklich seinen Pflug in das romanische Gebiet vorgeschoben, vielleicht für einige Jahrhunderte, bis er wieder verdrängt wurde. Noch bedeutsamer war eine andere deutsche Spracheroberung, die bis zur Seille in der Linie Vic—Moyenvic—Marsal vordrang und auch Metz mit berührte, und zwar als bürgerliche Kolonisation unter den deutschen Bischöfen, die den Metzer Stuhl von der zweiten Hälfte des 14. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts innehatten und in Vic residierten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber hatte auch hier wieder die Verwelschung triumphiert, wie wir aus einer damaligen Bitte Marsals um Einführung der französischen Gerichtssprache an Stelle der deutschen wissen, die die Einwohner nicht mehr verständen. In den Kriegen des 17. Jahrhunderts rückte dann die Sprachgrenze mit der Besiedelung des völlig verödeten Landes durch Picarden und andere Franzosen noch weiter nach Osten. Um Diedenhofen und Metz betrug zwar die Verschiebung nur wenige Kilometer, in der Gegend von Dieuze dagegen etwa zwanzig; weiter südöstlich erreichte die Linie über Saarburg die Gegend von Schirmeck.

Niemals ist um diese Sprachgrenze im Mittelalter eigentlich gekämpft worden. Und von Anfang an sind politische und nationale Aufteilung zwei völlig verschiedene Dinge: im Vertrag von Mersen z. B. wurde die Grenzabsteckung nur durch die Werte der fraglichen Bistümer, Klöster und Grafschaften bestimmt. Auch der Name Lothringen, dessen Entstehung wir sofort erfahren werden, weist auf keinerlei innere Einheit hin. Dennoch ist auch hier ein im ganzen einheitlicher Volkscharakter entstanden, der sogar ganz besonders zäh an seiner Eigenart festhielt. Er

kennzeichnet sich als eine Mischung aus germanischen und kelto-romanischen Zügen: aus verschlagenem Witz und schwermütigem Ernst, aus hitzigem Ehrgefühl und ruhigem Konservatismus. Ein Grundzug aber ist die Treue zur heimatlichen Erde. Ein starkes, in den westlichen Gegenden weder französisch noch deutsch, sondern provinziell und selbständig empfindendes Heimatsgefühl entstand, die Liebe zu der schweren Scholle des Ackerbodens, zu Herd und Hof, sei es, daß sie sich als romanischer Steinbau oder als germanisches Fachwerkhaus, wie fast durchgängig drüben im Elsaß, erhoben, sei es, daß sie sich im germanischen Gruppendorf mit seinem belebteren Umriß oder — es ist das Vorwiegende — im romanischen Straßendorf mit seiner horizontal fest geschlossenen Silhouette zusammenfanden.

Als die Universalmonarchie Karls des Großen entstanden war, lag unsere Westmark eingebettet in deren Herz. Dann bildeten Elsaß und Lothringen mit vielen anderen Gebieten zusammen gemäß dem Teilungsvertrag von Verdun das zwischen Ost- und Westfranken gelegene, von der Nordsee zum Mittelmeer, ja bis nach Rom sich erstreckende Mittelreich des Enkels Karls des Großen, Lothars I., der auch die Kaiserkrone davontrug. Als es nach nur kurzem Bestand in seine sich widerstrebenden Teile zerfiel, erhielt Lothar II. das vorwiegend germanische Gebiet vom Jura abwärts bis zur Nordsee, darunter die breit nach Westen gedehnten alten austrasischen Stammlande des karolingischen Hauses. Er gab dem Lande seinen Namen, obwohl er nicht einmal der Träger irgendwelcher heldischer Erinnerungen ist: wohl das einzige Beispiel in Europa, daß ein Personenname zu derartiger geographischer und politischer Bedeutung gelangte. Es bezeichnet für uns recht deutlich den dynastisch-zufälligen Charakter der Reichsdrittelung von Verdun, der dem ganzen späteren Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich verhängnisvoll werden sollte.

Es war ein Anfall Karls des Kahlen von Frankreich auf dieses „Lotharingien" nach Lothars II. Tod, der 870, genau ein Jahrtausend vor der zweitletzten Waffenentscheidung, den Teilungsvertrag von Mersen zwischen jenem und Ludwig dem Deutschen zur Folge hatte: der größere Ostteil mit seinen Grenzen etwa am mittleren Mosellauf und an der mittleren und unteren Maas kam zum ostfränkischen oder Deutschen Reich,

die Grafschaften Toul und Verdun nebst den romanischen Ländern zwischen Rhein und Alpen und dem westlichen Drittel von Friesland zu Frankreich. Schon zehn Jahre später wurden indes in einem neuen von den Waffen des Ostreichs erstrittenen Vertrag auch Toul und Verdun den Franken wieder abgewonnen und so das gesamte Erbe Lothars II. mit Deutschland vereinigt. Damit wurde die zu Verdun vereinbarte Westgrenze des alten Mittelreichs Westgrenze des Ostreichs. Es ist unsere deutsche Reichsgrenze, die mit neuen Erweiterungen durch Einbeziehung Flanderns und Hennegaus bis zum Westfälischen Frieden bestehen sollte. Sie läuft der Schelde entlang, biegt bei Cambrai noch über diesen Fluß nach Westen aus, wendet von hier nach Osten, um südlich Givet die Maas zu erreichen und dann in langer gezackter Südostlinie, noch Clermont und Bar-le-Duc umfassend, an der Saônequelle an Hochburgund zu stoßen: die spätere Franche-Comté, die wie Savoyen in der Höhezeit des Kaisertums ebenfalls deutscher Reichsbesitz war.

Aber die Wirren im Äußern und Innern sind damit noch lange nicht zu Ende. Das alte, durch keine natürlichen Grenzen gedeckte Zwischenland, das Ziel der normannischen Wikingerzüge, denen noch spät die Ungarnplage folgt, bildet auch weiterhin im Zusammenhang mit den ehrgeizigen Bestrebungen der einheimischen Großen den Spielball zwischen Ost und West, den Zankapfel des entarteten karolingischen Geschlechts, die Beute der in unendlichen Fehden aus dem zügellosen Adel neuaufkommenden kleinen Dynasten, bis aus dem wilden Chaos im ersten Drittel des 10. Jahrhunderts die deutschen Stammesherzogtümer als der Krone unterworfene Reichsteile wiedererstehen. Seit 925 gehört das Elsaß zum Herzogtum Alemannien, und im selben Jahr wird Giselbert, der Herzog von Lothringen, der nach voller Unabhängigkeit zwischen dem westfränkischen und dem Deutschen Reiche strebte, von Heinrich I. unter seine Oberhoheit gezwungen. Nach neuen Aufständen der Großen gegen Kaiser Otto I. kam Lothringen mit Giselberts Tod dauernd an Deutschland zurück. Dann erfolgte unter Ottos I. Bruder, dem Erzbischof Bruno von Köln, eine Trennung des von der Nordsee bis gegen den Sundgau sich erstreckenden Landes in Oberlothringen und Niederlothringen, die seit 1044 permanent wurde.

Nur an Oberlothringen, der Landschaft zwischen Maas und Vogesen mit den Städten Trier, Metz, Verdun, Toul, Nancy, blieb allmählich der Name Lothringen haften. Die Nordgrenze seines Gebiets wurde im Verlauf durch die Ausdehnung des Herzogtums Luxemburg, des Erzbistums Trier und Pfalz-Zweibrückens etwa in die Linie Stenay—Longwy—Pont-à-Mousson—Sierck—Stieringen—Wendel—Bitsch zurückgedrängt. Im Osten trennten es die Vogesen wie heute noch, mit bequemen Übergängen in ihrem westlichen Stufenland, vor allem an der Zaberner Steig, vom Elsaß, das sich in der schmalen Senke zwischen dem Gebirgskamm und dem Rhein vom Schweizer Jura bis zur Lauter erstreckte. Der Strom hatte sich einst zwischen den beiden großen Wällen im Osten und Westen, dem Schwarzwald und den Vogesen, seinen Weg gebahnt und eine völlig einheitliche Tallandschaft mit gleichartigen Lebens- und Kulturbedingungen geschaffen. „Das rechte Rheinufer", sagt Aloys Schulte in Anlehnung an den französischen Geographen Vidal de la Blache, „ist fast immer das Spiegelbild des linken". Von der diluvialen waldbedeckten Terrasse unmittelbar am Strom geht es zu beiden Seiten durch eine tiefer liegende Zone zur fruchtbaren und stark besiedelten Lößterrasse der Acker, von da zum reich mit Städtchen besetzten Weinbaugebiet, endlich steil hinan über Burgen und Kapellen zu den großen Waldbezirken der beiden Gebirgszüge. Der Rhein ist nach den natürlichen Bedingungen überhaupt ganz Bindeglied und nicht Grenze, wie es die Franzosen seit alters wollten und zu exemplifizieren suchten. Aber auch die schwäbische und die französische Seite der beiden Gebirge weisen eine merkwürdige Ähnlichkeit auf: wie der Osthang des Schwarzwaldes, so verläuft der Westhang der Vogesen im Gegensatz zu den steilen Bruchrändern des Rheintales in allmählicher Abdachung, der Hinterfüllung einer Mauer mit Boden vergleichbar. Dieser leichte, im Frankfurter Frieden leider unbeachtet gebliebene Zugang in der westlichen Vorlandszone war es, der von jeher den französischen Offensivgeist anlockte und dem Gegner jetzt noch einmal die Hand bot, das Kriegsglück zu wagen. Um den natürlichen Schutz, den die Vogesen, als Ganzes betrachtet, der oberrheinischen Ebene gewähren, strategisch auszunutzen, hätten wir zweifellos bei einer siegreichen Beendigung des Weltkrieges die Grenze in die un-

gefährte Linie Cirey—Badonviller—Râon-l'Etape—St. Dié—Gérardmer—le Thillot—Montbéliard vorverlegt, was auch mit der schon erörterten nationalen und sprachlichen Vergangenheit dieser Gegenden nicht im Widerspruch gestanden wäre.

Anders stellt sich das Stufenland Lothringens dar. Im Westen hat es weder vor alters noch heute eine schärfer markierte Begrenzung von der Natur erhalten. Die Côtes-Lorraines, die mit der breit nach Osten vorgelagerten wasser- und waldreichen Woëvre-Landschaft als bedeutende strategische Linie zum erstenmal im Weltkrieg hervorgetreten sind, lagen innerhalb des alten und außerhalb unseres neuen Lothringens. Auch im Norden trägt seine politische Umrandung geographisch bloß einen Übergangscharakter. Aber eben dieser weist es in den ausgesprochenen Zusammenhang mit der rheinischen Mittelgebirgslandschaft. Es ist eine anmutig gewellte, nach Norden abfallende Hochebene mit weiten Ackerflächen, düsteren Forsten und melancholisch reizvollen Weihern und Seen. Ihre Flüsse und Flüßchen, die Mosel, die Nied, die Saar, streben dem großen Strombecken des Rheins zu. Im Mittelalter, als sich das Herzogtum breit zu beiden Seiten der Mosel und Meurthe lagerte, läßt es sich recht eigentlich als das Moselland bezeichnen.

Wie in einem Spiegel reflektiert das wechselseitige Machtverhältnis des deutschen und des französischen Reiches in den Geschicken unseres Grenzlandes. Diese Beobachtung gilt von den Anfängen bis auf den heutigen Tag. Die Geschichte Elsaß-Lothringens ist somit keine Provinzialgeschichte im gewöhnlichen Sinn, sondern sie steht in den großen europäischen Zusammenhängen. Von diesem gemeinsamen Schicksal passiver Art und jenen lokalen Grenzverhältnissen in den Vogesen abgesehen, überwiegen jedoch zwischen beiden Ländern selbst die trennenden Momente in ganz auffallender Weise.

Wir stehen am Beginn des universalen deutschen Kaisertums. Wie von sanfteren Vorbergen zu den mächtigen Massiven des Hochgebirgs strebt die Königs- und Kaisergewalt vom ersten fränkischen Konrad zu den Gipfeln in den Ottonen, den salischen Heinrichen, den Hohenstaufen. Dann, nicht etwa erst im Steilabfall der kaiserlosen Zeit, sondern unter dem genial-

sten Herrscher, dem Sizilianer Friedrich, und gerade als Folge seiner mächtigen universalen Politik, die Preisgabe immer weiterer deutscher Kronrechte, die zunehmende Bildung der Territorien, in die sich das deutsche Königtum schon vom 12. Jahrhundert an zu zersplittern begonnen hatte, und endlich die Verwandlung des Kaisertums selbst zum Landesfürstentum.

Drüben in Frankreich die genau entgegengesetzte Entwicklung: während der glanzvollen Kaiserjahrhunderte das Gewirre des zerfallenden Lehensstaates, die mühselige Königsarbeit der Kapetinger, die sich von ihrer Isle de France aus das Reich erst zusammenerobern müssen, bis endlich unter Philipp August das französische Königtum das deutsche in Staufen und Welfen zerfallene Reich an innerer Macht schon überragt, an europäischer Bedeutung ihm ebenbürtig wird, in der Schicksalsschlacht von Bouvines, einer der großen Entscheidungsstunden der Weltgeschichte, die französische Hegemonie zur Möglichkeit reift. Unter Ludwig dem Heiligen, zur Zeit des Interregnums, erhält Frankreich zum erstenmal den Vorrang in Europa, und mit Philipp dem Schönen erklimmt sein Königtum den Gipfel mittelalterlicher Machtfülle im Innern, indem es bereits zu gleicher Zeit die Formen des modernen Absolutismus anbahnt. Noch einmal freilich kommt es zu einem schweren Rückschlag: im hundertjährigen Krieg mit England. Es tritt ein Augenblick ein, wo der König noch einmal zum bloßen Herrscher eines Provinzstädtchens, zum »roi de Bourges« herabsinkt. Dann aber setzt der neue Aufstieg ein, unter den Valois der Frührenaissance, der, zwar nochmals in den Religionswirren unterbrochen, zum glanzvollsten Herrschertum der neueren Zeit emporführt.

Es ist bezeichnend genug, daß während jenes größten Rückschlages aus einem erledigten Kronlehen innerhalb weniger Generationen das gefährlichste Nachbarreich entstand, bezeichnend genug aber auch für die allgemeinen Verhältnisse im Westen wie im Osten, daß es in der Folge noch einen gewaltigen Anlauf nahm, sich in der Art des alten Mittelreiches des ersten Lothar von Meer zu Meer auszubreiten. Es war nur möglich, als das französische Königtum, obwohl aus der tiefsten Demütigung schon wieder emporgestiegen, noch keineswegs fähig war, sich rücksichtslos nach außen zu wenden. Bei uns aber war das Reich schon unter den Luxemburgern, dann unter Friedrich III.

in tiefen Verfall geraten; der Schwerpunkt ruhte auf der Hausmacht im Osten, wo nun zu alledem die Ungarn gewaltig emporkamen und die Türkengefahr begann, während das habsburgische Erbe in der Schweiz und im Elsaß sich nur mit Mühe der Eidgenossen erwehrte. Damals nun erwuchs und fraß in dem zwischeninneliegenden Depressionsgebiet um sich das neuburgundische Großreich.

Denn diese mittleren kleinen Gebiete konnten nun einmal nicht selbständig bleiben. Immer dem Mächtigsten mußten sie angehören. Nur daß damals der Stoß von Nord nach Süden erfolgte. Aber Karl dem Kühnen kommt sein Beiname im höchsten historischen Sinn zu: sein Unternehmen war, aus der Rückschau und ganz im großen betrachtet, ein Anachronismus und nur ein Zwischenspiel zwischen den alten karolingischen Kämpfen und den kommenden neuen Anfällen aus dem wiedererstarkten französischen Westen, dem großen jahrhundertelangen Ringen zwischen Habsburg und Frankreich.

In diesem großen Rahmen verläuft die mittelalterliche Geschichte unserer Grenzlande. Aber Elsaß und Lothringen bewahren bei alledem innerlich und äußerlich ihren sehr verschiedenen Charakter. Die schwäbischen Herzöge führten seit 925 auch den elsässischen Herzogstitel, den als erster im siebenten Jahrhundert der Franke Eticho, der Vater der heiligen Odilie, getragen hatte. In zahlreiche Fehden der trotzigen Stammesherzöge gegen die Kaisergewalt wurden die Elsässer durch diese Verbindung hineingerissen. Aber innerlich standen sie dennoch längst zu Kaiser und Reich. Niemals waren sie dem Selbständigkeitsstreben der Herzöge geneigt. Und die Kaiser ihrerseits wußten diese Gesinnung zu schätzen. Schon Karl der Große hat gern auf seinen Pfalzen im Elsaß geweilt. Die sächsischen Kaiser hielten hier Reichs- und Hoftage. Die Salier waren dem Land nicht weniger günstig gesinnt. Und als Gegengewicht gegen die bedrohliche Herzogsmacht sehen wir von Anfang an die starken und streitbaren Bischöfe von Straßburg, die einen engen Verkehr mit dem Hof der Könige vermittelten, einen Erkanbald zur Zeit der ersten Ottonen, einen Wernher, Urenkel König Heinrichs I., unter den Kaisern Heinrich II. und Kon-

rad II. An der Seite des ersteren half er ihm zum Erbe Burgunds, des alten Arelat.

Als dann der weltlich-staatlichen Gesinnung, vom Kloster Cluny im französischen Burgund ausgehend, ein neuer Begriff idealer Frömmigkeit entgegentrat und daraus die gewaltige Bewegung erwuchs, die sich schroff gegen jede Beeinflussung der Kirche durch die Weltlichkeit wandte, als kirchliche Freiheit von Staat und Kaiser, Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden unter der geistlich-weltlichen apostolischen Herrschergewalt des Papstes zur Losung wurde und Gregor VII. den dämonischen Ansturm der gereinigten Kirche gegen das Kaisertum unternahm, da erst sollte sich die reichstreue Gesinnung des Elsaß in vollem Maße bewähren.

Zwar war es gerade ein Pontifex von elsässischer Abstammung, Bruno Graf von Egisheim, Bischof von Toul, der als Leo IX. die Grundlagen für einen Gregor VII. schuf, und die elsässischen Geschlechter waren immer stolz darauf, daß sie der römischen Kirche einen der besten und glänzendsten Päpste gegeben hatten. Aber es war Heinrich III. selbst gewesen, der in verhängnisvollem Irrtum glaubte, die Kirche im Sinn der neuen Bestrebungen umgestalten und dennoch die alte Herrschaft über sie behaupten zu können. Papst und Kaiser blieben denn auch im freundschaftlichsten Einvernehmen, doch betonte jener sofort die Selbständigkeit seines Amtes, das er nicht der Ernennung seines kaiserlichen Vetters verdanken wollte. Unter Heinrich IV. und Papst Gregor aber hielt Wernher II. von Straßburg am zähesten zum gsbannten Kaiser und behauptete gegen alle fürstlichen Gegner Heinrichs im Elsaß für ihn das Feld. Auch Bischof Wernhers Nachfolger betätigten im ganzen dieselbe kaiserliche Politik. Sie hatten ihre Stütze in der Gesinnung des Volks.

Drüben über dem Rhein war der Landesherzog Friedrich I., der Sohn des hohenstaufischen Ahnherrn Friedrich von Büren und der im Elsaß begüterten Hildegard, der treue Verfechter des Kaisers, dessen Tochter er heimführte. Ein gemeinsames Band umschlang jetzt das Alemannentum hüben und drüben: es hieß Reichstreue. Sie wurde vom Elsaß unter besonders schwierigen Umständen auch bewährt, als Lothar von Supplinburg von den Schwabenherzögen befehdet wurde:

Bischof Gebhard von Straßburg befand sich mit diesen in ständigem Kampf; Lothar der später die Westgrenze zugunsten des Ostens vernachlässigte, hatte aber schon vor Gebhards Wahl der Stadt als Lohn ihrer Treue auf dem Straßburger Reichstag von 1129 die Grundlagen ihres ältesten Stadtrechts verliehen.

Auf einer Insel der Moder im Hagenauer Forst baute sich der erste Staufenkaiser Konrad III. einen Palast, den Friedrich Barbarossa zu einer kaiserlichen Pfalz erhob. Sie barg fortan die Reichsinsignien. Er und sein genialer Enkel Friedrich II. widmeten von der kärglichen Zeit, die ihnen auf deutschem Boden gegönnt war, den Hauptteil dem elsässischen Gau. Immer wieder sahen Hagenau, Kayserberg, Colmar, Straßburg diese erhabenen Träger der universalen Kaisermacht in ihren Mauern. Und wenn die imperialen Bestrebungen für die Folgezeit gerade der westlichen Grenzmark zum Verhängnis wurden, so schienen sich noch unter Friedrich Barbarossa universale und deutsche Kaisergewalt so völlig zu decken, daß beide dem Elsaß besonders zugute kamen. Eben hier, von der Südwestecke des zisalpinischen Reiches aus, erweiterte der Kaiser seine Hausmacht in gewaltigem Umfang: vom Kern seiner schwäbischen Hausgüter erstreckte sich eine fast ununterbrochene Besitzkette über Nürnberg und Eger bis zum Vogtland. Seine mittelrheinische Macht und die unter dem Schutz zahlreicher Burgen liegende oberrheinische Tiefebene schlossen sich durch Verleihung der Rheinpfalz an seinen Stiefbruder Konrad zusammen. Und vom Elsaß aus griff er mittels seiner zweiten Ehe mit Beatrix von Hochburgund, der Stammutter aller künftigen Staufer, noch weiter nach Südwesten aus: ganz Burgund wurde so zum zweitenmal dem Reich erworben, und von dort aus öffnete sich ein neuer Weg nach Oberitalien.

So stand nun das Elsaß recht eigentlich im Mittelpunkt der kaiserlichen Hausmacht, und die südlichen Heer- und Handelsstraßen schlossen es zugleich auch örtlich an die universalen Tendenzen und den damaligen Weltverkehr an, in dem die italienischen Städte zu den großen Vermittlern des Orients mit Europa geworden waren. Und merkwürdig genug, wie dann Friedrich II., wie schon sein Oheim Philipp von Schwaben, als schwäbischer Herzog selbst die Verwaltung auch des Elsaß

in der Hand hatte. Das Verhältnis dieser Kaiser zu unserem Land war ein ganz besonders herzliches.

Ist es nicht begreiflich, daß das deutsche Mittelalter wahrhaft ehrfürchtige Vorstellungen mit dem „Mutterland am Rhein", mit dem Elsaß, „da die Kraft des Reiches liege", verband? Unter der schirmenden Hand der Staufer, im wachsenden Handelsverkehr auf dem Rhein, mit der neuen Macht des Geldes und der Kapitalbildung, blühten die großen städtischen Gemeinwesen auf, deren Anfänge sich im Dunkel der Vorzeit verlieren. Auch von dem keltisch-römischen Argentoratum, seit dem 6. Jahrhundert als Endpunkt der Straßen von Mailand, Leiden, Trier und Günzburg an der Donau Straßburg genannt, ist vor dem 12. Jahrhundert wenig genug bekannt. Unter jenem Bischof Gebhard ist es dann bereits eine gewerb- und verkehrsreiche Stadt. In vollem Einvernehmen mit den Bischöfen entwickelten sich die bürgerlichen Rechte, und schon König Philipp hatte ihr 1205 die Reichsfreiheit zugesprochen. Im Lauf dieses Jahrhunderts wuchs ihre Einwohnerzahl auf 30 000, mit Köln ist sie damals die größte Stadt des Deutschen Reiches.

Hagenau, die Stadt nahe der Kaiserpfalz, war in diesen Rang schon vierzig Jahre vorher vom Rotbart erhoben. Nicht weniger als zehn ähnliche Gemeinwesen haben sich meist noch im Lauf des 13. Jahrhunderts im Elsaß gebildet, so Colmar als erste der Städte im Oberelsaß, bald eine der wehrhaftesten des ganzen Landes, Schlettstadt, Münster, Kayserberg am wichtigsten Paß nach Lothringen, etwas später Oberehnheim. Wie spricht aus vielen dieser Orte heute noch deutscher mittelalterlicher Bürgergeist und trotzige Kraft. Der Rat, in seiner Bildung „der klassische Ausdruck für die politische Befreiung des handeltreibenden Bürgertums", war in Verwaltung und Fürsorge, in Gerichtsbarkeit und Finanzhoheit an die Stelle des alten, zumeist geistlichen Stadtherrn getreten.

Hier überall war Reichsland und war Städteland. Und auch im geistigen Leben stand das Elsaß damals im Mittelpunkt. Das Echo der uralten Heldenlieder, von Walthari, dem Flüchtling aus Heunenland, von Siegfrieds Tod durch den grimmen Hagen vom elsässischen Tronje, schlief an den Hängen des dunklen Wasgenwalds, aus dem sie so viel Schwerterklang und tragisches Heldenlos zu künden wußten, oder sie liefen,

sich mitunter seltsam mit dem Gedenken an wilde Frauengestalten der Merowingerzeit verschlingend, Königskinder im Bettlergewand, noch im untern Volke um. Auch die Kulturarbeit der Klöster und Abteien war schon zur Hälfte getan. Mit besonderer Beteiligung unserer Grenzlande war um 870 Otfrieds Evangelienbuch, jenes ehrwürdige altfränkische Seitenstück zum altsächsischen Heliand, in Weißenburg, einer der bedeutsamen Stätten der karolingischen Renaissance, entstanden.

Nun aber hatte um die Zeit etwa, als die Äbtissin Herrad von Landsperg im Kloster Hohenburg auf dem Odilienberg die unschätzbare illustrierte Enzyklopädie des „Hortus deliciarum" schuf, das neue Ritterideal in Poesie und Frauendienst, in Turnier und Tanz, im Ehr- und Sittenbegriff von Frankreich her seinen Siegeszug über Europa angetreten. Und eben hier entsprach der großen politischen Stellung unseres Elsaß auch sein geistiger Vorrang in Deutschland. Aus dem Süden Frankreichs wie aus seinem Norden kamen die Einflüsse, deren Vermittlung das Grenzland auf sich nahm. Wenn Reinmar der Alte von Hagenau am Wiener Hof das elegante Minnelied der provençalischen Troubadours zur feinsten Ausbildung brachte und dem weit größeren Lyriker und bedeutendsten unserer Minnesänger Walther von der Vogelweide als westlichen Einschlag in seine nationale Dichtung vererbte, so erstand unter den Meistern höfischer Epik, wie sie die Trouvères von Nordfrankreich vorgebildet hatten, Gottfried von Straßburg — wahrscheinlich als dem Stand der bischöflichen Ministerialen — als die künstlerisch glänzendste Erscheinung der deutschmittelalterlichen Poesie auf der Grundlage französischer Weltanschauung. Sein Tristan zumal, das hohe Lied der Sinnenliebe, ist, schon äußerlich in den zahlreichen Gallizismen sich als abhängig bekundend, das feinste deutsche Produkt des französischen mittelalterlichen Freigeists; zugleich aber zeigt sich ein unmittelbares Verhältnis des Dichters zur Antike.

Als nun der Glanz des universalen Reiches verblich, da begannen auch für das Elsaß die Zeiten der partikularen Entwicklung. Freilich, das Elsaß konnte den neuen Kaiser Rudolf, der auch Hagenau fast vor allen Reichsstädten mit seiner Hofhaltung bevorzugte, wieder im besonderen Sinn als einen der Seinigen betrachten. Denn die Habsburger waren schon unter

den ersten Staufern als Landgrafen des Oberelsaß, mit der hohen kaiserlichen Gerichtsbarkeit betraut, groß geworden und hatten zu ihrem dortigen Eigenbesitz noch ganz bedeutende weitere Gebiete in der Schweiz und im Breisgau erworben, die infolge ihrer treuen Anhängerschaft an die Staufer wie durch geschickte Haus- und frühgeübte Heiratspolitik weiter und weiter vermehrt wurden. Aber statt der Weite der Weltkämpfe nun welch kleinliche Hausmachtfehden hier: mit Württemberg, mit den burgundischen Dynasten.

Das schwäbische Herzogtum, mit den Staufern zugrunde gegangen, wurde nicht erneuert. Dagegen erstand in harten Kämpfen das österreichische Habsburg mit seinem Schwerpunkt am andern Ende des Reiches. Dieses selbst aber sank, während Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau, Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer um die Krone rangen, in immer tiefere Zerrüttung, und das Elsaß, wo die habsburgischen Fürsten nun nur noch selten erschienen und meist nur durch ihre drückenden Unterbeamten die Landgrafschaft ausüben ließen, bot im kleinen ein Spiegelbild der größeren Reichskämpfe mit seinen überhandnehmenden Fehden der zahlreichen Herren und Ritter. Die Städte, zunächst mehr auf habsburgischer Seite, dann mit Karl IV. von Böhmen, dem Vollender des territorialen Zerfalls der Reichsmacht, aber zugleich dem verständnisvollen Förderer der städtischen Interessen auch im Elsaß, sympathisierend, hatten sich schon in den letzten Jahren der Staufer in einem großen rheinischen Bund von freilich kurzer Dauer mit Fürsten und Herren zur Landfriedensbewahrung zusammengeschlossen. Dann hatte sich Straßburg in einem gewaltigen Streit mit seinem Bischof Walther von Geroldseck, der das ganze Land in Mitleidenschaft zog, 1262 mit der Schlacht bei Oberhausbergen, deren Ergebnis im nächsten Jahr der Vertrag mit dem Nachfolger Walthers besiegelte, vollends seine bürgerliche Unabhängigkeit erstritten. Jetzt waren diese Städte, mit Straßburg als ihrem großen Mittelpunkt, ganz auf Selbsthilfe gestellt. Aber sie haben es verstanden, sich eine solche inmitten der Schutzlosigkeit des Landes zu schaffen. Die große Zeit der in immer neuen und immer weiter gedehnten Bündnissen mit ihresgleichen sich sichernden Städte brach an.

Der Straßburger Handel mit den einheimischen Produkten, vor allem mit dem bis England und Skandinavien verschifften Wein, aus der reichen Umgegend, der „Getraid-Scheuer, Wein-Keller und Speiß-Kammer vieler andern auch weit entlegenen Länder", folgte dem Lauf des Rheins, dessen Schifffahrt damals von Basel bis Mainz völlig in den Händen der Straßburger Schiffer war, lief über Villingen nach Konstanz, über den Kniebis nach Schwaben und Franken, über die Zaberner Steige nach der Champagne und Paris und besonders nach den großen flandrischen Märkten.

Freilich auch schwere Übergangserscheinungen zur neueren Zeit blieben den Städten nicht erspart: zum Teil grauenvolles soziales Elend, Hungersnöte und grausame Judenverfolgungen, der schwarze Tod und die psychische Massenerkrankung der Geißlerscharen, und mit alledem oder mit dem größeren Streit im Reich zwischen den Gegenkönigen verknüpft, die Kämpfe zwischen Zünften und Geschlechtern. Aber das Ende von allem war die glückliche Lösung, welche die neuen Stadtverfassungen für die freiheitliche innere Entwicklung brachten. Während in den italienischen Städten aus der Adelsoligarchie die extreme Demokratie und deren Umschlag zur städtischen Tyrannis entsteht, in Frankreich beim Ausgang der Geschlechterkämpfe das Königtum seine Macht auch in den Städten festigt, tritt in Deutschland durchgängig eine maßvolle Regelung im Sinn des Neuen ein: die Zünfte erreichen allgemein die Teilnahme an der Ausübung der politischen Gewalt, nur in verschiedenartiger Abstufung. So in Hagenau, wo man sich noch einmal auf die oberste Reichsgewalt besann und dem Schiedsspruch des zunftfreundlichen Kaisers Ludwig zufolge in voller Eintracht eine gemischte Verfassung ins Leben rief; in Straßburg, wo erst unter Ausnutzung eines von den Chronisten mit stolzem Bürgersinn anschaulich geschilderten Zusammenstoßes der Geschlechter untereinander, der Constofeln- und Ratsfamilien, die Sache der Freiheit zu einem ersten für immer grundlegenden Sieg geführt wird, um in der Folge bis 1419 noch weitere Vorteile zu erringen. Hier entstand schließlich in völligem Ausgleich, und die spätere Durchführung der Reformation vorzüglich befördernd, mit den drei über den Rat gesetzten Kollegien der 13er, der 15er und der 21er ein wahrhafter Rechtsstaat. Erasmus

ist seines Lobes voll: eine „monarchia absque tyrannide", eine „aristocratia sine factionibus", eine „democratia sine tumultu".

Es ist vollsaftige deutsche Bürgerkraft, die sich in hochgesteigertem Selbstgefühl unter dem wankenden Reichsdach und hinter seinen zerbröckelnden Außenmauern zugleich mit dem Werden der fürstlichen Territorialgewalten ihre Stätten schafft und sie in innerm Neubau zu starken Mittelpunkten mit bedeutsamen Auswirkungen in die Ferne ausgestaltet. Und immer bleibt Straßburg, seit Jahrhunderten schon mit Kirchen, Kapitelhäusern und Klöstern in wuchtiger deutsch-romanischer Bauart und nun mehr und mehr auch mit schönen Patrizierhäusern geschmückt, die große Metropole.

Der französisch-aristokratischen Bildung, mochte diese bei der elsässischen Ritterschaft noch so sehr im Schwang bleiben, scheint die Stadt nun gründlich fremd geworden. Die Geschichtschreibung blühte auf, zunächst noch in lateinischer Sprache, dann in deutscher durch den Kanonikus Jakob Twinger von Königshofen, dessen Chronik rheinab- und rheinaufwärts und tief nach Bayern und Schwaben hinein seit Ende des 14. Jahrhunderts gelesen wird und mit ihren anekdotenhaften Schnurren gefällt, aber auch mit ihrer Liebe zu Kaiser und Reich, ihrer Abneigung gegen den Papst und das französische Ausland ihre tiefere Wirkung tut.

Längst waren damals die Dominikaner auf den Plan getreten, mit den Franziskanern die letzte große, demokratische Ordensschöpfung der Papstkirche im späten Mittelalter, fabelhaft rasch über Deutschland und zumal wieder über das Elsaß sich verbreitend. In Straßburg, nächst Köln ihrer bedeutendsten Schule in Deutschland, entfalteten sie eine lebhafte Lehrtätigkeit. Ihre eigentliche Wirkung aber richtete sich, rein religiöser Art, auf die breiten Massen des Volks. Die Mystik, im Sinne der Erkenntnis von der Willens- und Liebesmystik des heiligen Franz unterschieden, mit ihr zusammen den stürmischen Drang der Menschenseele nach Unmittelbarkeit des religiösen Erlebnisses befriedigend, zieht ihre Kreise, wie ein seelischer Ersatz für die gescheiterte Universalidee des römischen Kaisertums. Meister Eckardts etwa fünfjähriges Wirken in Straßburg fällt in das zweite Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Er ist der rechte Eckstein aller folgenden deutschen Mystik und zugleich ein Ahnherr der deutschen Philosophie geworden. Suso von Konstanz saß

zu seinen Füßen. Sein anderer großer Schüler, der holdselige Johannes Tauler, der Straßburger war und blieb und noch in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hineinreicht, hat ihn mit der Fülle seiner weitverbreiteten Predigten und Schriften populariſiert. Während die ketzeriſchen Sekten, in Straßburg ganz ähnlich wie in Köln je und je zu Haus, neu emporſchoſſen und Rulman Merswin, der Straßburger Kaufmann und Wechſler, mit ſeiner ſeltſamen Viſion von den neun Felſen, der geheimnisvolle „Gottesfreund im Oberland" mit ſeinen Schriften die Geiſter bewegten, ſtrahlten Taulers Lehren aus, bis ſie unſere Reformatoren, ja die engliſchen Quäker und ſchließlich Spener, den Begründer des deutſchen Pietismus, erreichten.

Ein Jahrhundert zuvor war der Münſterbau bis auf Faſſade und Türme vollendet, der in der Abteikirche von St. Denis ſein Vorbild hat, wie unſere Ritterdichtung in den Geſängen der Trouvères und Troubadours. Doch wie langſam und zögernd war der Übergang aus der derben und ſchwerfälligen deutſchen Formenwelt zu der eleganten Leichtigkeit der franzöſiſchen, zum gotiſchen Stil erfolgt: noch der vom letzten Viertel des 12. Jahrhunderts an erneuerte Oſtteil des Münſters erweiſt das zähe Feſthalten des deutſchen, alemanniſchen Baucharakters. Wie lebendig beherrſcht noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Gefühl des politiſchen Zuſammenhangs mit dem Reich und ſeiner großen Vergangenheit die innere Ausſchmückung des Gotteshauſes, das nun — merkwürdig genug für eine Biſchofskirche — die farbigen Verglaſungen der deutſchen Königsgeſtalten erhielt. Dann hob das Bauen „Meiſter Erwins" an: die deutſche Verklärung der weſtlichen Regel. Wenn die Seele der Myſtiker den Leib überwindet und, in das unendliche Meer der Gottheit tauchend, ſich mit ihr vereint, ſo ſind hier die Steinmaſſen, dem Geſetz der Schwere zum Trotz, in Geiſt und Leben aufgelöſt und ſtreben aus der Enge der mittelalterlichen Gaſſen und Gaden in ſieghafter Freude zu Gott empor. Die ſüddeutſchen Bauleute aber hörten von da ab auf, nach Frankreich zu wandern, ſie gingen nach Straßburg. Und faſt die geſamten Kunſtbeziehungen des Elſaß zum Weſten, die das 13. Jahrhundert gebracht hatte, wurden ſeit Beginn des 14. durch neue Verbindungen mit dem deutſchen Weſen über dem Rhein oder dem Stromlauf entlang abgelöſt.

Anders verlief schon vom 11. bis zum 14. und 15. Jahrhundert Lothringens Entwicklung. Anders ist das ganze Bild, das noch der heutige Besucher von diesem Land empfängt. Erst der modernen Industrie verdanken die Städtchen des nördlichen Saartals, ein Saargemünd, ein Saaralben, ihr heutiges Gepräge. Weiter flußaufwärts blieben Türme, Schlösser, Mauern und enge Gassen, der ganze Edelrost der Jahrhunderte meist viel treuer bewahrt. Da liegt Saarwerden, einst dem gleichnamigen Geschlecht gehörig, dem Schillers Gräfin von Savern entstammt, daneben Bockenheim, das von dem offenen nassauweilburgischen Beamtenstädtchen des 18. Jahrhunderts Neusaarwerden, einem Ersatz für die beiden zu Verlust geratenen anderen Orte, durch den Fluß getrennt war, bis die große Revolution unter alles Lehens- und Fehdewirrsal ihren unhistorischen dicken Strich machte und Bockenheim mit Neusaarwerden, Mittelalter mit Neuzeit, als Saarunion zusammenspannte. Dann Finstingen, der Sitz der Dynasten von Fénétrange, deren Schloß sich noch trotzig genug im umbuschten Flüßchen spiegelt, drinnen beim alten massiven Stadttor das Haus, wo Moscherosch in „hochbetrübtesten gefährlichsten Zeiten" als Amtmann des Herzogs von Croy schaltete und als deutsch-protestantischer Dichter schrieb. Endlich wieder, an der alten Verkehrsstraße Metz—Straßburg ein neu und nüchtern als Kreis- und Garnisonstadt emporgediehener Ort, Saarburg, mit seinen römischen Mauerresten, die Stadt lombardischer Wechsler im Mittelalter. Noch vor fünfzig Jahren ging hier die Sprachscheide zwischen Ober- und Unterstadt mitten hindurch. Der schläfrigen Seille entlang mit ihrer bis in die Hallstattkultur zurückgehenden Salzgewinnung abermals stille und weltentlegene Flecken: Dieuze, das in seinem alten deutschen Namen während des Weltkriegs wiedererstandene Duß, Marsal mit fast zweitausendjähriger ehemaliger Blüte, heute ein elendes Nest, wie ein sezierter Leichnam mit seinen geöffneten Festungswällen, Moyenvic, Vic: in seiner köstlichen Gotik die Perle aller lothringischen Städtchen, eine Münzstatt schon der austrasischen Könige, die Residenz der stolzen Metzer Bischöfe, wie Zabern der Straßburger, als die Städte die geistliche Oberhoheit abgeschüttelt hatten; hochhistorischer Boden, auf dem schon Kelten und Römer und Franken wandelten, die Bene-

diktiner, die Templer, die Dominikaner und Karmeliten ihren Kulturtag gelebt haben.

Da sind weiter Blâmont, in unverwüstlichem Barockbehagen nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges unter der mächtigen Schloßruine der Salm neu hingelagert, Cirey mit den Rokokomusen Voltaires und seiner Marquise im heute zum Bürgerhaus degradierten Château, Nancy endlich, die Residenz der Lothringer Herzöge, bis es zu Anfang des 18. Jahrhunderts Lunéville diesen Rang abtrat. Das liegt nun lange abgetrennt über der Grenze und war zuletzt durch Waffengewalt nur zum Teil wieder in unseren Händen. Aber wer im Inland kennt auch nur den diesseitigen Kulturboden? Und doch lohnt er dem Suchenden überall mit noch manch anderem Kleinod: am Linderweiher unweit Duß und der über Tarquinpol ziehenden Römerstraße edle antike Kapitelle im Walde modernd; an simplen Bauernhäusern ab und zu ein Renaissancepförtchen, auf alten Schloßbesitz deutend; in einfachen Dorfkirchen da und dort ein gotisches Sakramentshäuschen oder ein an beste Niederländer gemahnendes Stifterbild der Burgunderzeit; festungsähnliche Fermen mit flankierenden Rundtürmen, die einst den Receveurs höherer Adliger als Wohnstätten dienten und in der angebauten gotischen Kapelle altes Schnitzwerk oder ein frommes Epitaph im preziösen Stil Ludwigs XIII. aufweisen mögen.

Das große Kulturzentrum aber war, wie im Elsaß Straßburg, hier Metz, das Divodurum der keltischen Mediomatriker, dann über ein halbes Jahrtausend eine glänzende Stadt des Römerreiches. Ein einziges Gotteshaus rettete aus dem Hunnensturm den christlichen Kult hinüber in die fränkisch-austrasische Zeit. Uralter deutscher Heldensang, von der Windsbraut der Völkerwanderung zerfetzt, schlägt wieder an unser Ohr: das große Göttersagenlied aus nordischer Nebelwelt mag sich an Namen und Taten geheftet haben, deren Träger und Vollstrecker hierher aus dem sonnigen Süden kamen. Es ist die Residenz Brunichildens, der westgotischen Fürstin aus Toledo, die üppige Pracht und feine Bildung des ersten germanischen Kulturstaates an den Metzer Königshof verpflanzte. Und als dieser kurze Glanz in Blut und Greueln unterging, da wurde Metz zur Wiege des karolingischen Geschlechts und in der Folge

einer der Mittelpunkte karolingischer Renaissance, schließlich der letzte Ruheplatz einiger Glieder aus Karls des Großen nächster Familie.

Mit Adalbero I. brachen die Zeiten der großen deutschen Bischöfe an, jedes Jahrhundert mit neuem Gelehrtenglanz. Aber seit dem Ausklingen der lateinischen Geschichtschreibung und Dichtung ist es französische Literatur, die hier ihren Niederschlag findet und sich weiter nach dem Osten vermittelt. Auch die bodenständig neben der altfranzösischen Epik aus dem schwermütigen Ernst des Landes herausgeborenen Chansons der „geste lorraine", die zum Saitenspiel der Jongleurs erschallten, wenn sie durch die dunkeln Forste von Burg zu Burg zogen, werden hier, in der „amirable cité" der französischen Dichter, niedergeschrieben worden sein.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts ersteht auch Metz als freie Reichsstadt, die sich zur selben Zeit ihre französisch-gotische Kathedrale zu bauen beginnt. Von französischer Kultur durchdrungen, nennt sie sich dennoch stolz und bezeichnend für den angriffslustigen französischen und burgundischen Nachbar: „la chambre de l'empire; l'écu, la porte et le propugnacle d'icelui contre la France et la Bourgogne." Sie gehörte zu den mächtigsten deutschen Reichsstädten und herrschte schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts über ein so ansehnliches Gebiet wie keine andere.

Das kirchliche Zeitalter war allgemach ins bürgerliche hinübergewachsen mit den Verbänden seiner Patrizierfamilien, den Paraiges, die auf dem Land, im Rebengelände der gesegneten Moselufer ihre starken Schlösser und lieblichen Sommersitze, in der Stadt ihre befestigten Häuser und herrlichen Paläste hatten. Die Zünfte aber blieben — eine Ausnahme von aller sonstigen deutschen Regel — trotz blutiger Aufstände unterdrückt und schließlich völlig vom Stadtregiment ausgeschlossen.

An geistiger Bedeutung war die Stadt, die längst mit Straßburg hierin nicht mehr wetteifern konnte, vollends zurückgesunken. Nur derb-naive Mysterien und Mirakel blieben neben einigen lokalen Chroniken als literarische Produktion übrig. Dafür herrschte ein Reichtum, der sprichwörtlich war, und eine Leichtfertigkeit der Sitten, welche die Vergnügungssüchtigen von Ost und West anzog. Eine großartige gewerbliche Tätig-

keit der Waffenschmiede, Sattler, Goldschmiede, Teppichwirker versorgte den Adel der umliegenden Gebiete. Der Fernhandel umfaßte den Verkehr mit Arles in der Provence wie mit Marseilles — zeitweise die einzige Handelsbeziehung dorthin aus deutschen Landen —, mit Cambrai, das die Metzer Tuche lieferte, welche verarbeitet bis nach Wien wanderten, mit Frankfurt und Nürnberg, mit Koblenz, wohin die Weine verschifft wurden, während das Salz der Seillegegend in Metz seinen Umschlageplatz nach allen Himmelsrichtungen hatte. Vollends international und den meisten Gewinn bringend hatte sich schon seit Mitte des 13. Jahrhunderts der Geldwechsel mit Hilfe der Pfandleiher oder Lombarden entwickelt. So kam es, daß dieser Stadt, die im 15. Jahrhundert angeblich 80000 Einwohner innerhalb ihres vieltürmigen Mauerringes zählte und mit ihrer Geldmacht zu Zeiten als die erste im ganzen Reiche dastand, bald fast der gesamte lothringische Adel vom Herzog selbst bis zum kleinen Ritter verschuldet war, daß sie aber auch Lösegelder von unerhörter Größe zahlte, um drohendes Unheil von ihren Mauern abzuwenden. Und als sie schon verarmte, hat sie den beiden letzten Kaisern, die über sie geboten, Maximilian I. und Karl V., noch außerordentliche Summen gesteuert.

Einzunehmen aber war sie nimmer mit Waffengewalt, weder im Vierherrnkrieg des Jahres 1324, als sich Johann von Böhmen und Luxemburg mit dem Lothringer Herzog, dem Grafen von Bar und dem Trierer Kurfürsten verband, um die hochmütigen, Wucher treibenden und fürstliche Lehen als Pfänder nehmenden Bürger zu züchtigen und ihr Gebiet aufzuteilen, noch bei allen weiteren Versuchen der Herzöge, die es immer wieder unternahmen, sich mit kriegerischer Hand oder mit List, sei es im Bund mit der französischen Krone oder mit deutschen Fürsten und Herren, der Stadt zu bemächtigen.

Gegenüber dem Reich kamen Metz und die anderen freien Städte, Toul und Verdun, seit Anfang des 14. Jahrhunderts in immer loseres Verhältnis. Nachdem kaiserliche Urkunden ihnen die gegen ihre Bischöfe erstrittenen Rechte wiederholt bestätigt hatten, erfreuten sie sich zunächst vermöge ihrer weit nach Westen vorgeschobenen Lage und der zunehmenden Schwäche der Reichsgewalt einer tatsächlichen Unabhängigkeit.

Was Straßburg einen Augenblick während der Kämpfe unter Karl V. zu erreichen strebte, dessen rühmten sie sich bereits damals: sie seien weder dem Kaiser noch dem König von Frankreich zu Diensten und Abgaben verpflichtet, auch könnten sie nach eigenem Ermessen über Krieg und Frieden beschließen. Das war der Reichsverfassung nach natürlich durchaus unrichtig. Nur in der Art, wie sie das Reich gegen die immer drohendere Gefahr von Westen im Stich ließ, war eine gewisse Rechtfertigung solcher Auffassung zu finden. Versuchte aber Frankreich sie anzutasten, dann verschanzten sie sich hinter ihre Reichspflichten, von denen sie sonst so wenig wissen wollten.

Unaufhörliche Kämpfe waren es gewesen, in denen sich diese Städte seit dem Investiturstreit bis ins 13. Jahrhundert von ihren Bischöfen befreit hatten. Aber es ist vielleicht charakteristisch für Lothringen, daß sich die Bischöfe selbst nie zu einer formellen Anerkennung der städtischen Freiheit verstanden. Gewaltig war einst ihre Macht gewesen. Schon unter den ersten Saliern war der kirchliche Besitz durch die als Benefizien ihm übertragenen vollfreien Allode, die Auflösung der Gaugrafschaften und kaiserliche Begabungen aus dem Organismus des Herzogtums herausgewachsen. Auf der Höhe des Mittelalters überstrahlte das Metzer Bistum, das auch über großen reichsfürstlichen Besitz verfügte, selbst die Metropole Trier. Als die späteren Bischöfe jedoch ihrer wachsenden Geldnot nur noch durch Verpfändung und Verlehnung zu begegnen vermochten, wurde ihnen Stück um Stück durch die Herzöge wieder entrissen, nicht minder durch die Herrengeschlechter der Grafen von Salm, Zweibrücken und Leiningen, der Bolchen, Finstingen, Rodemachern, Kriechingen, Dagsburg, Sierck, und wie sie alle heißen, die sich so aus Vogteien und Untervogteien ihre weltlichen Herrschaften weiter aufbauten. Und die Bistümer von Toul und Verdun, mit geschlossenerem, aber weniger ausgedehnten Besitz als Metz ursprünglich ausgestattet, waren bis Mitte des 16. Jahrhunderts auf der gleichen abschüssigen Bahn schon so weit geraten, daß nur der französische Überfall die völlige Veräußerung an das Herzogtum verhinderte.

Aber die geistige Macht der Kirche blieb bei alledem in Lothringen ungebrochen. Der Geist des Katholizismus durchweht seine innere und äußere Geschichte in einer Einheitlichkeit,

wie wenig andere Länder. Es ist bezeichnend, daß sowohl Jeanne d'Arc als die Guisen aus Lothringen stammen. Im Streit zwischen Kaiser und Papst war Lothringen allerdings in den oberen Schichten zweigeteilt, das Volk aber stand damals schon mit Feuereifer auf päpstlicher Seite. Und als Rittertum und Kirche ihr welthistorisches Bündnis zur Befreiung des Heiligen Grabes schlossen, da stellten das Hauptkontingent schon für den ersten Kreuzzug neben Franzosen und Normannen die Lothringer. Unter dem Banner Simon von Montforts verwüsteten sie später Südfrankreich in dem grauenhaften Vernichtungskampf gegen die Albigenser. Und mit demselben düster lodernden Fanatismus haben Herzog Anton von Lothringen und seine blutdürstigen Scharen im Bauernkrieg über die „mißleiteten und betörten Lutheraner, die Ungläubigen des Landes Elsaß" triumphiert.

Alle Stände zeigen sich damals längst von dieser streng katholischen Gesinnung beherrscht. Welches sind sie außer den schon betrachteten? Zu unterst die Bauern. Im großen Unterschied wieder zum Elsaß ist Lothringen ein Bauern- und kein Städteland im eigentlichen Sinne. Die früheren Freibauern waren freilich im allgemeinen Untergang der gemeinen Freiheit zu zinspflichtigen, hörigen Leuten geworden. Erst als infolge der Kreuzzüge die Städte in größerer Zahl aufkamen und das platte Land zu veröden anfing, wurde mit der Verbreitung des sogenannten Rechtes von Beaumont, das seinen Siegeszug von den Argonnen aus im nördlichen Frankreich wie im westlichen Lothringen antrat, nicht nur in Städten und Flecken, sondern auch in einer großen Anzahl von Dorfgemeinden die persönliche Freiheit allmählich wiederhergestellt, die Willkür der Herren gemildert und eine bescheidene Selbstverwaltung geschaffen.

Längst aber hatten sich die kleinen Dynasten emporgeschwungen, die von ihren Felsburgen auf der Höhe, ihren mit Wassergräben umgürteten Châteaux im Grund — über hundert derartige Sitze zählt man heute noch — fortdauernd auf Mehrung ihres Besitzes bedacht waren, soweit ihr bewaffneter Arm reichte.

Schon die karolingischen Bruderkriege waren der geeignete Boden zur Verselbständigung aller großen und kleinen Vasallen

gewesen. Der Investiturstreit mit seinen Wirren kam der Adelsmacht wiederum zustatten. Während die Bischöfe ihre Gebiete dehnten, wuchsen schon zugleich all die größeren Herren, voran die Grafen von Bar und von Vaudémont, weiter die Commercy und Blâmont dann die Menge der vorhin schon genannten Kleineren. Von außen ragten in das Kunterbunt, abgesehen von den Bistümern und späteren reichsfreien Städten, herein die Gebiete der Luxemburger, der Salm, der Saarbrückener, der Saarwerdener. Und alles lag mit sich schneidenden und verzackten Grenzen durcheinander. Vollends jeder Beschreibung spotten die Lehens- und Gerichtsuntertänigkeiten all dieser Herrschaften. Sie sind dem undurchdringlichen Gestrüpp der lothringischen Wälder zu vergleichen, durch das man sich nur mit dem Faschinenmesser den Weg zu bahnen vermag.

Frühzeitig schlossen sich die gesamten „nobles de nom et d'armes" nach oben zum rittermäßigen Stand zusammen. Und die eifersüchtig bewahrte Rechtsgrundlage der ritterschaftlichen Macht bildete ein seit alters errungenes Privileg: die ehrenamtliche oberste Rechtsprechung in den Höfen der Assisen. Hier wurde in allen Rechtshändeln der Edelleute entschieden. An diese seit Ausgang des 14. Jahrhunderts in den drei Baillagen des Herzogtums zu Nancy, Mirecourt und Wallerfangen alle sechs Wochen tagenden Höfe wurde gegen die herrschaftlichen und selbst gegen die herzoglichen Gerichte appelliert. Und auch die Sache der Armen, der Witwen und Minderjährigen aus dem Volk wurde hier kostenlos vertreten. Damit ergab sich nun ein gewisses Band auch zwischen Adel und Gemeinen. Die Hauptsache indes war, daß die Ritterschaft der Herzogsgewalt als korporative Aristokratie gegenübertrat.

Wer aber sind die Herzöge des Landes? Wie verläuft die innere und äußere Geschichte des vielgestaltigen Herzogtums? Unter Otto dem Großen war ein Bruder des ihm treu ergebenen Bischofs Adalbero von Metz aus dem Hause Bar, der den Karolingern wie den Kapetingern verwandte Graf Friedrich, mit der herzoglichen Gewalt und der mit ihr verbundenen Markgrafschaft belehnt worden. Als seine Nachkommen ausgestorben waren, gab Kaiser Konrad das um die Wende des 10. Jahrhunderts durch die nie ruhenden Fehden und die

verwüstenden Einfälle der französischen Könige in einen Zustand allgemeiner Verwilderung und Not versetzte Land 1033 an Gozelo von Niederlothringen, dessen freiwilliger Unterwerfung Konrad einst die Erhaltung seiner Macht verdankt hatte. Diese nochmalige Vereinigung beider Lothringen in einer Hand war aber doch nur geschehen, um dem mächtigen Nebenbuhler um die burgundische Krone, Grafen Odo von Champagne, eine starke Gewalt an der Westgrenze des Reiches entgegenzusetzen. Mit Gozelos Tod 1044 löste Kaiser Heinrich III. die Verbindung von Ober- und Niederlothringen für immer; denn die starke Herzogsgewalt war in höherem Maße als in den anderen Herzogtümern, vermöge der entfernten Lage und der damals schon erlangten größeren Selbständigkeit, eine dauernde Gefahr für Krone und Reich: in jeder Erhebung gegen den Kaiser hatten die heimischen Vasallen in jener Zeit zu ihrem Herzog gehalten.

So kam Oberlothringen an Gozelos ältesten Sohn, Gottfried den Bärtigen, Niederlothringen an seinen gleichnamigen jüngeren Sohn und nach dessen Tod an einen Luxemburger. Aber damit war nur unauslöschlicher Haß in Gottfrieds Seele entzündet. In zum Teil furchtbaren Empörungen stand er mit dem ganzen Adel seines Landes, zeitweise offen unterstützt vom Grafen von Flandern, begünstigt von den unzufriedenen Großen Burgunds und von König Heinrich von Frankreich, gegen den Kaiser und die kaiserlichen Bischöfe auf. Fast ununterbrochen hatte Kaiser Heinrich mit diesem unbotmäßigsten seiner Vasallen, dem er immer wieder verzieh, zu kämpfen, und als er ihn endlich seines Herzogtums entsetzt hatte, da schloß dieser die für das ganze Reich gefährliche Ehe mit der aus dem alten Lothringer Herzogsgeschlecht stammenden verwitweten Markgräfin Beatrix von Tuscien, die eine großartige Machtstellung in Mittel- und Norditalien einnahm und mit ihrer Tochter Mathilde dem päpstlichen Stuhl ergeben war. Und nochmals entrollte er die Fahne des Aufruhrs, und nochmals vergab ihm der sterbende Kaiser aus christlicher Gesinnung und schenkte ihm wenigstens seine Eigengüter wieder. Neun Jahre danach trat Gottfried die Nachfolge in Niederlothringen an, das später an die Grafen von Brabant gelangte, nach der Schlacht von Bouvines völlig unter französischen Einfluß geriet und endlich

im 14. und 15. Jahrhundert aus seiner Zersplitterung als Neuburgund einen abermaligen Zusammenschluß fand.

In Oberlothringen war die Herzogswürde mit Zustimmung der Großen des Landes an das Haus der elsässischen mit den salischen Kaisern verschwägerten Grafen von Metz gekommen. Gerhard I., der mit einer Enkelin des letzten Karolingers vermählt war und seit 1048 die Herzogswürde bekleidete, wird der Stammvater der neuen lothringischen Dynastie. 700 Jahre haben Gerhards Nachkommen über Lothringen geherrscht, ein kühnes und ritterliches Geschlecht, das wie kein anderes die Eigenart des Stammes in sich verkörperte und deshalb in seltenem Maße volkstümlich geworden ist.

Der reiche Hausbesitz des neuen Herzogs lag vorwiegend im lothringischen deutschsprechenden Osten, wogegen unter den Herzögen aus dem Hause Bar der westliche französische Teil überwogen hatte. Doch residierten die Herzöge auch jetzt im französischen Sprachgebiet, in Amance, Neufchâteau und Châtenois, bis sie seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ihre Residenz dauernd in der Burg von Nancy nahmen.

Fortwährend aber hatten Gerhard und seine Nachfolger mit den Adelsgewalten im Innern zu kämpfen, die immer noch gewohnt waren, den Herzog nur als einen ihresgleichen zu betrachten. Kaum reichte die Herzogsmacht über die Hausgüter und neue kaiserliche Lehen hinaus. Als dann mit der Reform von Cluny, die sich in unwiderstehlich raschem Siegeszug über alle die zahllosen lothringischen Klöster erstreckte, und in dem sich anknüpfenden Investiturstreit die geistlichen und weltlichen Großen in zwei sich aufs heftigste bekämpfende Parteien gespalten wurden, als das Regiment der kaiserlichen Bischöfe aus den Zeiten Brunos von Köln allmählich dahinfiel und die hohen geistlichen Stellen durch Einheimische besetzt wurden, da war dem partikularen Machtstreben des Adels vollends Tür und Tor geöffnet.

Immer mühsamer konnten sich die Herzöge behaupten. Reichstreu, wie sie zunächst waren, sahen sie sich wiederholt auf die kaiserliche Unterstützung in den inneren Kämpfen angewiesen. So schon Gerhard; so sein Sohn Dietrich in schwerem Ringen um die Besetzung des Metzer Bischofsstuhles. Als aber dann ganz Lothringen mit dem Interdikt belegt wurde, fand er

sich in seiner Gewissensnot zur Sühne und Unterwerfung unter die päpstliche Gewalt gezwungen. Seinem Sohn Simon kam gegen seine Widersacher ein deutsches Heer Lothars zu Hilfe.

Aber von einer Herzogsmacht, wie sie sich im Innern Deutschlands ausgebildet hatte, war in Lothringen lange keine Rede. Diese Herzöge mußten sich dazwischen immer wieder schiedlich mit dem Adel abfinden, indem sie, ganz abgesehen von jener obersten Assisengerichtsbarkeit, die Hausgesetze mit ihm vereinbarten, um die Anerkennung ihrer Söhne als Nachfolger paktierten. Auch waren sie bei dem Mangel feststehender Steuern, wie er bis in die Anfänge des 16. Jahrhunderts bestand, für finanzielle Beihilfe immer wieder auf den guten Willen des Adels angewiesen.

Erst seit Matthias II. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelangen den Herzögen nach dem Beispiel der französischen Krone größere Fortschritte. Wie die Methode, so sind auch die neuen Organe der Landesverwaltung die gleichen wie im Westen. Indem sie mit immer neuen Verleihungen des Rechtes von Beaumont in mannigfacher Abstufung die Gemeinen an sich fesselten und diese als dritten Stand neben die unmittelbar vergebens von ihnen bekämpfte Adelskorporation zu setzen bemüht waren, vermochten sie sich in solchem Bündnis von den mächtigeren Vasallen freier zu machen. An die Stelle der feudalen Verwaltung traten als herzogliche Beamte über solchen freien Gemeinden die Baillis mit Procureurs und Einnehmern, unter ihnen die ebenso mit militärischen, richterlichen und administrativen Befugnissen ausgestatteten Prévôts und als letzte Unterstufe die Maires. In Nancy zentralisierte sich die gesamte Verwaltung im Generalprocureur und Generaleinnehmer nebst dem herzoglichen Conseil. Zweimal, unter Theobald II., dem gelehrigen Schüler Philipps des Schönen, und unter seinem Nachfolger Friedrich IV., wurde der Adelswiderstand in blutigem Kampf gebrochen, aber die Urkunde, die René I. mit seiner Gemahlin Isabella 1431 der Ritterschaft ausstellen mußte, um sie für ihre Anhängerschaft in dem damals entbrannten Erbfolgestreit zu belohnen, bildet eine neue Epoche der lothringischen Adelsvorherrschaft.

Dagegen war den Herzögen die Erweiterung ihrer Hausmacht in immer größerem Umfang geglückt, sowohl im Osten,

im Nord-, Blies- und Saargau, wo sie seit Anfang des 14. Jahrhunderts als Bezirk „Allemagne" zusammengefaßt wurde und von dem jenseits der Sprachgrenze gelegenen Besitz abgetrennt erscheint, als auch im Westen. Wir sahen bereits, wie die bischöflichen Gebiete herhalten mußten, um in Streit, Kauf, Tausch, Verpfändung das Herzogsgut zu mehren, zusammenzuschließen und abzurunden. Seit Ende des 15. Jahrhunderts besetzten die Herzöge die Bistümer Metz und Verdun aus Angehörigen ihres eigenen Hauses, und mit dem Anbruch der Reformation waren diese Bischöfe, die schon vorher skrupellos den Vorteil ihrer herzoglichen Vettern wahrgenommen hatten, um so bereiter, den gefährdeten weltlichen Besitz an das Herzogshaus zu bringen.

Während gleichzeitig das Deutsche Reich sich immer mehr in ein unförmliches Staatengewimmel aufzulösen schien, nahmen die lothringischen Herzöge gleichwohl bis zum Ende des 13. Jahrhunderts noch an allen Reichsangelegenheiten bemerkenswerten Anteil. Auf Reichstagen und bei Königswahlen, auf Romfahrten und in inneren Kämpfen finden wir sie, wenn auch schon mit Ausnahmen, auf kaiserlicher Seite. Ihre Frauen holten sie sich aus deutschen Fürstenhäusern. Dann aber trat allmählich eine Entfremdung Lothringens vom Reiche ein, die in den uns schon bekannten Umständen begründet ist: der Ablenkung der Kaisergewalt nach dem Osten und dem Emporkommen Frankreichs seit Philipp August. Nicht so zwar, als ob nun das Herzogtum sich um so mehr zu Frankreich hingezogen gefühlt hätte. Vielmehr wachten eben jetzt die alten Selbständigkeitsgelüste wieder auf, die schon Giselbert gehegt hatte, und gerade die nun folgenden Umwerbungen von französischer wie von burgundischer Seite festigten das trotz der unendlichen inneren Kämpfe längst schon vorhandene Gefühl der engen Zusammengehörigkeit zwischen dem angestammten Fürsten und allen Ständen seines Volkes.

Aber die Selbständigkeit ist, wie schon gesagt, zu allen Zeiten schlechterdings eine Unmöglichkeit gewesen. Auch Frankreich empfand es so, als es auf der Lauer lag, bis die burgundische Stoßkraft bei Nancy zerschellt war, und dann frohlockend seinen eigenen Vormarsch fortsetzte. Denn er war längst schon begonnen. Wie die Meereswoge altersschwache Mauern unter-

wühlt und zerbröckelt, so wirkte das immer straffer zusammengefaßte neue Frankreich auf das lothringische Grenzland.

Verschiedene lokale Verhältnisse begünstigten diese Entwicklung. Einige sind uns schon bekannt: so die offene Lage des weit nach Westen in französisches Gebiet ausgreifenden Landes. Ganz anders als das Elsaß, das im mittleren und unteren Teil durch das vorgelagerte Herzogtum selbst, im oberen durch die freilich auch schon umstrittene Franche-Comté geschützt und von Frankreich getrennt war, fand sich Lothringen auch politisch dem Angriff ausgesetzt, sobald die vom französischen Kronland noch trennende Grafschaft Champagne mit diesem vereinigt war. Und der Angriff erfolgte von einem schon modernen Königtum gegen eine auch nach der militärischen Seite — es blieb das Ritteraufgebot bestehen — noch mit feudalen Verhältnissen ringende Fürstengewalt. Zu alledem aber kam das Wirrsal der Lehensverhältnisse und inneren Streitigkeiten, das der französischen Krone als Bundesgenossen und Schutzherrn der Schwächeren, als Schiedsrichter über den kämpfenden Parteien recht eigentlich die Gelegenheit zur Einmischung und zum Fußfassen darbot.

Die vorwärtstreibende Kraft indes bestand in einer Idee, die als Leitmotiv durch die Jahrhunderte immer wiederkehrt, bis sie in Napoleon I. ihre vorübergehende höchste Erfüllung findet. Schon aus der Zeit Ludwigs VI. von Frankreich und Kaiser Heinrichs V. ist uns eine merkwürdige Erzählung überliefert. Als der Kaiser mit einem deutschen Einfall in Frankreich drohte, da riefen die französischen Barone: „Auf! Ihnen entgegen! Möge der Lohn ihrer Frechheit sie in ihrem Lande erreichen, das kraft fränkischen Königsrechtes den Franken untertan ist! Wie Sarazenen sollen sie erbarmungslos hingemordet werden und ihre Leichen unbestattet den Raben und Wölfen zum Raube bleiben.“ Ein Jahrhundert später trug Philipp August seinen Reiterscharen in der Schlacht von Bouvines das Feldzeichen Karls des Großen voran. Und ein zeitgenössischer Bericht erzählt von ihm, er habe, als er auf einem seiner Feldzüge sinnend beiseite saß, auf die Frage, woran er denke, geantwortet: „Ich sann darüber nach, ob Gott wohl mir oder einem meiner Nachfolger die Gnade verleihen wird, das Reich der Franken wieder so groß und herrlich zu machen, wie es

zur Zeit Karls des Großen war." Er entnahm die Vorstellung, wie Ranke sagt, einer „in wundervollen Erfindungen unerschöpflichen Phantasie seiner Zeit". Und unsere heutige mittelalterliche Forschung ist bereits der interessanten Frage nähergetreten, wie weit das nationale Epos, indem es den fränkisch-karolingischen Sagenkreis aufnahm, aus welchem schon Taillefer sein Rolandslied bei Hastings sang, den politischen Gedanken wirklich befruchtete. Abermals ein Jahrhundert später weht durch das ganze Dasein Philipps des Schönen „schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte". Aber auch er ist von der gleichen Idee geleitet. Unter ihm, um 1300, begann bereits die erste Periode der französischen Grenzerweiterung, aber nicht etwa mittels „Annexionen" fremden Gebietes, sondern mit „Reunionen" fränkischer Teile. Schon damals spürte der „Procureur du roi" auf dem Boden des Deutschen Reiches französischen Rechtstiteln nach. Es galt zunächst Burgund, und die Flußläufe der Rhone und Saône waren gemeint, wenn es hieß: „Die Grenzen der Königreiche werden nicht immer durch Flüsse bestimmt, sondern durch die Nationen des Vaterlandes und die Länder, die jedem Reich von Anfang an unterworfen waren."[1]) Aber Philipp der Schöne wandte denselben Grundsatz auch auf Flandern wie auf unsere Grenzmarken an, er erstrebte die Erreichung des Rheins, da sich die Grenzen des alten Galliens bis dahin und noch darüber hinaus erstreckt hätten. Der ganze technische und wissenschaftliche Apparat der Zeit, die juristischen Beamten mit ihrem bureaukratischen und zugleich advokatisch-dialektischen Prozeßverfahren, die Historiographen mit ihrer nebulosen Gelehrsamkeit wurden bereits aufgeboten, um auch die deutsche Herrschaft über die lothringischen Länder als eine Usurpation erscheinen zu lassen.

So steht am Anfang des neuen französisch-deutschen Gegensatzes die Riesengestalt Karls des Großen, den die Franzosen als ihren König und Kaiser allein beanspruchen, während der König der Deutschen die Kaiserkrone bloß geraubt habe. Wir werden sehen, wie spätere Staatsschriften, nachdem

[1]) Das Wort „Nationen des Vaterlandes" ist nur ein anderer Ausdruck für das Frankenreich und verkündet kein Nationalitätsprinzip, das der Zeit noch ganz fern lag. S. Kern, Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik, S. 27.

es sich bei Philipp August zunächst praktisch doch nur um eine Ausgestaltung der französischen Grenzen vom Norden bis zu den Pyrenäen und bei Philipp dem Schönen um eine Zurückgewinnung vermeintlich entrissener Außenländer hatte handeln können, diese Gedanken, ganz entsprechend dem Wachstum der französischen Staatsmacht, wirklich zu der ungeheuerlichen Idee systematisch ausbauten: der größte Teil Deutschlands mitsamt der Kaiserkrone sei kraft unverjährbaren Besitzrechtes das Erbe der französischen Könige. Es ist jene seltsame, nur dem Franzosen eigentümliche Vereinigung von Logik und Leidenschaft, die solches Wahngebilde erzeugte und festhielt. Daß aber der Gedanke in seinem äußersten Umfang schon sehr früh in der französischen Seele wohnte, beweist die Erzählung aus der Zeit Ludwigs VI.

Doch bei Philipp dem Schönen sehen wir nicht nur das Vorspiel der Reunionskammern Ludwigs XIV., sondern auch schon die Sätze vom Heil und Segen der französischen Herrschaft für die Völker, von der Absicht der Befreiung der Nationen vom Joch ihrer tyrannischen Fürsten und dem Schutz der Libertät der Reichsfürsten gegen die Kaisergewalt. Auch diese das Machtstreben verbrämenden Phrasen sind sich, einige mit einer gewissen durch die Entwicklung der Jahrhunderte bedingten Abwandlung, gleichgeblieben.

In Toul und Verdun gelang es ihm auf Grund von ersten Erfolgen, die schon Philipp III. dort erzielt hatte, dauernden Einfluß zu gewinnen. Im Bund mit einem Papst, der eine Kreatur Karls von Anjou-Neapel war, konnte er sogar für französische, dem Deutschen Reich feindselige Zwecke in den Bistümern Cambrai, Lüttich, Metz, Toul sieben Jahre lang ungestraft eine hohe Kriegssteuer erheben.

Die Niederlage, die der Graf Heinrich von Bar, der unmittelbare Lehensträger des deutschen Kaisers und Bundesgenosse Englands, 1297 durch Philipp den Schönen erlitt, führte zu seiner Vasallenschaft unter der französischen Krone für den westlich der Maas gelegenen Teil seines Landes, das Barrois mouvant oder royal, wie es nunmehr hieß im Unterschied zum Barrois non mouvant oder ducal rechts des Flusses. Als 130 Jahre später sich die Wiedervereinigung der Herzog-

tümer Lothringen und Bar nach vielhundertjähriger Trennung vollzog, diente die französische Lehenspflicht den Nachfolgern Philipps zum Vorwand, sich in alle Verhältnisse Lothringens einzudrängen.

Aber schon um 1300 waren die Herzöge von Lothringen, nachdem sie hundert Jahre früher ein Lehensverhältnis zum Grafen der Champagne für Neufchâteau und andere Besitzungen innerhalb Lothringens anerkannt hatten, durch Heimfall der mächtigen Grafschaft an die französische Krone dieser selbst lehenspflichtig geworden. Theobald II., der mit Kaiser Heinrich VII. später über die Alpen zog, mußte, noch ehe er den Herzogsthron bestieg, dem französischen König zu Paris den Vasalleneid als künftiger Herr von Neufchâteau leisten, und die unaufhörlichen Streitfälle zwischen den Herzögen und den unruhigen Bürgern dieser Stadt kamen fortan vor französischen Gerichtshöfen zur Entscheidung, die natürlich meist für die letzteren Partei nahmen. Die deutsche Reichsregierung aber hatte 1299 mittels der Verständigung von Neufchâteau und der persönlichen Zusammenkunft König Albrechts mit Philipp zu Quatrevaux die Ära des Zurückweichens entlang der ganzen Westgrenze eröffnet.

Und für das damalige nationale Hochgefühl der Franzosen war das alles noch nicht genug: eine Denkschrift des Advokaten Pierre Dubois erwog bereits einen gewaltsamen Überfall auf die linksrheinischen Lande, zumal auf Lothringen. Sie will dem König ein abgekürztes Verfahren zur Eroberung und zugleich die besten Mittel zur dauernden Sicherung dieser Grenzländer an die Hand geben. Man werde den Herzog, wenn er die Anerkennung der französischen Oberhoheit verweigere, zunächst an seine Pflicht erinnern und die großen Edelleute für den Fall einer Erhebung mit Strafen bedrohen. Doch werde man gut tun, von vornherein mit Schrecken zu wirken; der König solle daher zur Zeit der Getreidereife mit vielem Kriegsvolk in Lothringen einrücken. Weigerten die Städte und Plätze die Öffnung der Tore, so werde man die Obstgärten zerstören, die Weinberge ausrotten und die Ernte rund umher niederbrennen; griffen die Leute an, so solle man ihnen Hände und Füße abhacken. Durch Schließung aller Straßen werde eine Hungersnot entstehen, die den Herzog wie das

Volk zum Gehorsam bringen werde, ohne daß man sich den Tod ihrer Seelen vorzuwerfen habe.

Freilich scheint die Krone den Verfasser, den man auf Grund dieser und noch viel maßloserer Projekte den ersten Dogmatiker des Chauvinismus genannt hat, niemals in ihr Vertrauen gezogen zu haben. Dafür erging sie sich selbst zuletzt in verfrühten Versuchen einer Rheinbundpolitik, ja sie trug sich mit dem Plan eines französischen Kaisertums, bis die Wahl Heinrichs von Lützelburg dieser ganzen ersten Expansion ein Ziel setzte.

Mehr mit List als mit Kühnheit versuchten es die Nachfolger Philipps des Schönen, so Philipp VI., der in den Kämpfen Ludwigs des Bayern mit dem Papst dem Vetter des Kaisers, Heinrich von Niederbayern, die deutsche Krone zuzuwenden versprach, wogegen dieser die linksrheinischen Reichsbesitzungen im voraus an Frankreich verpfändete.

Zwischen dem lothringischen und dem französischen Adel aber knüpften sich während der flandrischen Kriege, an denen der erstere mit seinen Herzögen auf seiten der französischen Krone teilnahm, zahlreiche Familienbeziehungen, und der rege Handelsverkehr mit der Champagne verband auch die Städte mit dem französischen Wesen, dem nun alle Tore offenstanden. Die Söhne des Adels werden zur Erziehung an den Königshof gesandt. Die Herzöge sonnen sich ebendort in der königlichen Gunst.

Als dann das neuburgundische Reich emporkam, war Lothringen doppelt umworben und doppelt gefährdet. Herzog Karl II. fiel, mit Frankreich verfeindet, zu Philipp dem Guten ab, aber die Ehe seiner Tochter Isabella mit René von Anjou, dem Erben zu Bar, die die beiden Besitzmassen für Lothringen wieder vereinigt, führte zunächst nur zu neuen Erbzwisten mit Vaudémont, einer schon unter dem Sohn Gerhards vom Elsaß abgezweigten Nebenlinie, und zur Einmischung des mit ihr verbündeten Burgunders. Lothringen tritt so in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den Mittelpunkt der europäischen Politik.

René I. und sein Sohn Johann jagten freilich trotz der in der Nähe schon aufziehenden Gefahren als echte Amadisritter fremden Kronen und phantastischen Zielen im fernen

Süden nach. Der erste hat sein Leben, ein verspäteter Troubadour, in der heitern Provence, der zweite auf einem Kriegszug in Barcelona beschlossen. Erst mit dem frühen Tod des letzten dieser abenteuerlichen Anjou-Herzöge, Nicolas', der sich nach Lösung seiner Verbindung mit Ludwigs XI. Tochter Anna vergebliche Hoffnung auf die Hand Marias von Burgund gemacht hatte, kam das Herzogtum 1473 wieder an die eigentliche Dynastie: unter René II., dem Sohn Friedrichs von Vaudémont und Jolanthas, einer Tochter Renés I. Er wird darum als der Stifter des neuen lothringischen Hauses betrachtet. Er hat zugleich dem Herzogtum, auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit mit ihrer bald beginnenden endgültigen Zerstückelung, den bedeutendsten Machtzuwachs durch die Wiedervereinigung aller Gebiete, Lothringens, Bars und Vaudémonts, gebracht. Mit ihm, einer glänzenden und liebenswürdigen Erscheinung, wie schon mancher seiner Vorfahren, mündet die Geschichte Lothringens in die Geschichte der Eroberungspolitik Karls des Kühnen.

Doch dieser erste große Kampf unserer beiden Grenzlande seit dem Aufhören des karolingischen Länderstreites hatte schon seine Vorläufer, die ebenfalls Elsaß und Lothringen bereits gemeinsam trafen und hier in der Erzählung nachzuholen sind. Während des Hundertjährigen Krieges und unmittelbar nach seinem Aufhören hatten sie durch die im Westen abgedankten Söldnerhaufen beider Parteien schwer zu leiden gehabt, und jedesmal war es merkwürdigerweise habsburgischer Erb- und Hausstreit, der jene Scharen ins Land führte.

Zuerst waren es solche in ursprünglich englischem Dienst. Nach dem für England siegreichen Frieden von Bretigny 1365 und wieder 1375 verfochten sie für den mit den Österreichern verwandten mächtigen Schwiegersohn Eduards III. von England Herrn von Coucy erbrechtliche Ansprüche im Elsaß und durchzogen auch Lothringen. Hilflos fiel den Unholden das offene Land im Elsaß als vorübergehende Beute anheim. Einige Menschenalter später suchten die scheußlichen Armagnacs, abgedankte französische Horden, doch mit zahlreichen französischen Rittern untermengt, unsere Lande heim. Und Karl VII.,

der sich soeben erst des englischen Feindes entledigt und Paris wiedergewonnen hatte, hoffte mit dem Abschub dieser Banden zugleich auf billige Weise Elsaß-Lothringen zu nehmen. Just im Jahr 1439, als der König mit einem stehenden Heer die neue Ordnung im Innern schuf, erschienen sie zum erstenmal, zunächst in Lothringen, wo ihnen, wie auch im Elsaß, die Adligen mit ihren Rittersympathien entgegenkamen. Von dem völlig französisch gesinnten Herrn von Finstingen wurden sie über die Zaberner Steige ins blühende Rheintal geführt und zogen sengend und brennend im Elsaß umher.

Alsbald aber folgte diesem kurzen Besuch ein zweites weit größeres Doppelunternehmen. Es war bereits ein Wettstreit mit Burgund um den Besitz dieser Gebiete, mit deren Erwerbung der neue schon so mächtige Rivale die Umklammerung Frankreichs von zwei Seiten vollendet hätte: schon 1429 hatte Philipp der Gute das Oberelsaß von den Habsburgern als Pfand erworben, und seit 1442 verhandelte er mit Kaiser Friedrich III. über die Errichtung eines Königreichs Burgund, das auch Lothringen umfassen sollte. Der zwei Jahre später erfolgende französische Anfall nahm nun zum erwünschten Anlaß einen Hilferuf des Kaisers selbst, der den Schutz Frankreichs für seine Erblande in der Schweiz gegen die Eidgenossen nötig hatte und dafür den französischen Truppen Winterquartiere in diesen Gegenden anbot. Aber das Unternehmen des Dauphins, der sich trotz schwerer an der Burs durch die Schweizer erlittener Verluste vermaß, nun wenigstens das eigentliche Ziel, die „natürliche Grenze" des Rheins, zu erreichen und das Elsaß zu überwältigen, schlug ebenso fehl wie der Zug König Karls VII. selbst, den er gleichzeitig gegen Lothringen ausführte. Seit der Ottonenzeit hatte kein französischer König an der Spitze einer Streitmacht die obere Maas überschritten. Es waren zu schwerem Kampf ausgerüstete Heere, über 30000 Pferde unter dem Dauphin, 20000 unter dem König, die Armagnacs nur der Kern. Zumal das Elsaß erduldete unerhörte Greuel und Verwüstungen, und das Reich, dessen innere Zerklüftung die Franzosen geschickt zu erweitern wußten, leistete, obwohl der Reichskrieg erklärt wurde, nicht die geringste Hilfe.

Aber die Angriffe brachen sich an der Volkskraft der Elsässer Bauern, die sich im Zeichen des Bundschuhs erhoben, die

„armen Gecken" totschlugen und schließlich die Burg manches verräterischen und franzosenfreundlichen Adligen zerstörten, und in Lothringen an dem tapferen Bürgersinn von Metz. Nur Epinal, eine Stadt, auf die Frankreich indes später ausdrücklich wieder Verzicht leistete, hatte den König eingelassen, Toul und Verdun hatten sich losgekauft und versprochen, sich unbeschadet der Rechte von Kaiser und Reich unter französischen Schutz zu begeben. Die Metzer aber antworteten auf die Behauptung des vom Herzog René in Person begleiteten französischen Königs, daß sie zu allen Zeiten Untertanen seiner Krone gewesen seien: sie würden eher sterben, als den Vorwurf auf sich laden, sie hätten den Adler des Reiches besudelt. Dann hielten sie eine siebenmonatige Belagerung aus und knüpften die Franzosen, deren sie habhaft wurden, in wildem Haß auf den Wällen auf.

Es war nicht zum wenigsten die drohende Haltung Burgunds, die den König veranlaßte, die Belagerung endlich aufzugeben und sich hier ebenfalls mit einem hohen Lösegeld zu begnügen. Es blieb auf hundert Jahre hinaus der letzte Versuch Frankreichs, sich mit Waffengewalt in den Besitz der Grenzlande zu setzen. Doch nur dreißig Jahre später wurde Karl der Kühne, wenn auch nur für einen Augenblick, der Herr ganz Lothringens und des oberen Elsaß.

Der junge René II., von seiner französisch gesinnten Mutter beeinflußt, von Karl dem Kühnen entführt, durch den Kaiser wieder befreit, war zunächst haltlos zwischen den großen Mächten hin und her geworfen. Schon aber hatte der Burgunder die obere Mosel mit ihren festen Plätzen in seiner Gewalt. Sein berüchtigter Landvogt Peter Hagenbach schaltete mit grausamer Willkür zu Ensisheim, der Hauptstadt des neuerdings an Burgund verpfändeten habsburgischen Oberelsaß, und begann auch nach dem Schweizer Gebiet überzugreifen.

Die ganze lothringische Ritterschaft, immer nach Ruhm und Ehren dürstend, trat begeistert unter die burgundischen Fahnen. Auch der Herzog schien endgültig für sie gewonnen, als er sich, über die Ausschreitungen auf seinem Gebiet bereits erzürnt, noch einmal umstimmen ließ. Er trat dem mächtigen Bündnis bei, das Ludwig XI., die Eidgenossen, Österreich, die schwäbisch-elsässischen Städte gegen den Burgunder ge-

schlossen hatten. Dessen erste Folge war die Erhebung des erbitterten Volkes gegen Hagenbach und seine Hinrichtung zu Breisach. Auch der Kaiser, ein Kriegsbündnis mit Ludwig XI. schließend, rückte heran, mit einem Heer, wie es seit der Stauferzeit nicht mehr gesehen war, um das von Karl dem Kühnen belagerte Neuß am Niederrhein zu entsetzen. Aber er wie Ludwig XI. verglichen sich alsbald wieder mit dem Gegner. Der Kaiser brachte den früher schon einmal verhandelten großen Heiratsvertrag zustande und erlangte die Hand Marias, Karls Tochter, für seinen Sohn Maximilian; Ludwig XI. wollte die Umstände zunächst lediglich zur Festigung seiner inneren Macht benutzen und nur die fremden Kräfte gegen den Burgunder ausspielen.

René, der den Krieg mittlerweile auf eigene Faust begonnen hatte, sah sich allein gelassen. Auch die Oberdeutschen waren infolge des seltsamen Verlaufes der Dinge wieder schwankend geworden. Als nun Karl vom Niederrhein racheschnaubend heranzog, entfiel auch den meisten lothringischen Städten der Mut. Sie ergaben sich ohne Schwertstreich. Gegen Ende 1475 öffnete dem Sieger auch Nancy die Tore. René eilte landflüchtig zum französischen König, dem er immer noch vertraute. Nur Saarburg blieb standhaft und uneinnehmbar. Trotzdem sah sich Karl schon fast am Ziel seiner Wünsche; er trat, vom Volk begrüßt, bereits wie der König von Burgund-Lothringen auf.

Dann kam der große Umschwung mit Granson und Murten. Elsaß-Lothringen stand zum erstenmal vereint gegen den äußeren Feind: bei Granson die Straßburger im Hintertreffen der Schweizer, bei Murten die Elsässer und dreihundert Lothringer Reiter, den Herzog an der Spitze, in der vordersten Reihe. In Lothringen folgte der Parteigängerkrieg, dann die offene Erhebung. Den schweren Sturm auf Lunéville fochten wieder die Lothringer und 2000 Straßburger mit Belagerungsgeschütz gemeinsam aus. Im Oktober 1476, kein volles Jahr nach der Einnahme durch Karl, ergab sich auch die Hauptstadt den lothringisch-oberdeutschen Belagerern. Da traf der zornentbrannte Burgunder zum zweitenmal vor Nancy ein, und die dritte Belagerung der unglücklichen Stadt begann, bis endlich René mit Eidgenossen, Oberdeutschen, Lothringern und Franzosen, 20000 gegen 12000 schon entmutigte Leute, herannahte. Am

5. Januar 1477 verlor Karl der Kühne bei Nancy Sieg und Leben. Der große Traum des burgundisch-lothringischen Reiches war zu Ende.

Die Hoffnungen und Bestrebungen dreier Persönlichkeiten knüpften sich nach dem Fall des Burgunders an Lothringen. René II. selbst, den die Glorie des volkstümlichen Helden seit dem Tag von Nancy umstrahlte, erfüllten verstärkt der Selbständigkeitsdrang seiner Vorfahren und die Erwartung auf Trümmerstücke Burgunds zum weiteren Ausbau seines Herzogtums, Ziele, die er trotz aller erfahrenen Täuschungen wieder im bedingungslosen Anschluß an Frankreich zu erreichen suchte. Ludwig XI. dagegen, der den Heimfall Bars an Lothringen nun mit der erneuten Besetzung des westlichen Teiles beantwortete und sich beim Tod Margaretens von England, einer andern Tochter Renés I., auch als Erbe der Hälfte von Lothringen betrachtete, ging noch kurz vor seinem eigenen Ende damit um, sich des Herzogtums mit Gewalt zu bemächtigen, nachdem er es auch schon im Süden umfaßt hatte. Denn gleich nach dem Untergang Karls des Kühnen hatte er aus dessen Besitz das Herzogtum Bourgogne als erledigtes Lehen eingezogen und die Franche-Comté besetzt. Den Hauptgewinn aber erzielte auf die Dauer Kaiser Friedrich mit seiner geduldigen und zähen Heiratspolitik: noch im Todesjahr des burgundischen Herzogs war der weitaus größte Teil seiner Erbschaft im Norden durch die Ehe Maximilians mit Maria an Habsburg gelangt. Und um sich die Hände für seinen italienischen Zug freizumachen, gab Ludwigs XI. Sohn Karl VIII. außer Artois noch Charolais und die Franche-Comté an Maximilian heraus. Lothringen war so im Norden und Süden von habsburgischem Besitz eingerahmt.

Als dann Maximilians und Marias Sohn Philipp der Schöne Gemahl Johannas von Castilien und aus dieser Ehe Karl V. geboren wurde, da sah sich Frankreich noch weit bedrohlicher als durch Karl den Kühnen umklammert. Es ist der Ausgangspunkt des neuen weltgeschichtlichen Kampfes: zwischen Habsburg und Frankreich.

Zweites Kapitel.

Das Zeitalter der Reformation und der Verlust der drei Städte.

Uns Deutschen hat Gott ein besonders schweres geschichtliches Tagewerk auferlegt. Man betrachte den großartigen Zuwachs, den Habsburg für sich und das Reich mit der burgundischen Erbschaft überkam, die Landmassen, die das unruhige Frankreich nun im Osten von Flandern—Artois bis Savoyen und Mailand abschnürten, das habsburgische Spanien als gewaltigen südwestlichen Eckpfeiler Europas, von der Neuen Welt ganz zu schweigen, das habsburgisch-spanische Neapel-Sizilien und zwischen beiden das westliche Mittelmeer als habsburgische See — sogar der volle Abschluß war mit der Gewinnung Nordafrikas beabsichtigt —, während im Nordwesten England nochmals seine Erbfeindschaft gegen Frankreich aufleben läßt. Scheinen nicht alle Vorbedingungen für einen überwältigenden Sieg Habsburgs damit von vornherein gegeben? Doch zweierlei große Momente geben den Ausschlag nach der andern Seite. Karl V. ist der letzte mittelalterliche Kaiser, der letzte mit dem Ziel einer wirklichen Universalmonarchie inmitten einer schon verwandelten Welt moderner Nationalstaaten, während in Deutschland seine Machttendenzen auf die schon völlig entwickelte Fürstengewalt stoßen. Gleichzeitig lebt in Kaiser Karl das katholische Prinzip, das mit der Reformation, zugleich dem großen Nährboden jener Territorien, zusammenstößt. Mit der religiösen Opposition verbindet sich nun der Widerstand des modernen Europas, ein „militärisch-politischer Protestantismus", wie ihn Ranke genannt hat, der sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, in jener Verbindung eine scheinbar sehr unnatürliche Vermischung weltlicher und geistlicher Züge aufweist und dennoch auf einer tief innerlichen Gemeinschaft gegen ein überlebtes Ideal beruht.

Nur so ist es zu verstehen, daß sich in gewissen Augenblicken auf seiten des alten Erbfeindes Frankreich nicht nur deutsche protestantische Fürsten, sondern auch das Papsttum und die Osmanen einträchtig zusammenfanden zur Bekämpfung Karls V. Unter diesen seltsamen Aspekten nun beginnt die

Zerbröckelung unserer Grenzlande. Man wird es tief tragisch finden müssen, daß die Reformationsbewegung, diese Zerklüftung vermehrend, die internationale Brücke schlug und mit Frankreich unter Einsatz deutschen Reichsgebietes paktierte. Und man wird heute, nach dem Weltkrieg, noch eindringlicher, als dies schon bisher geschah, sich die Frage stellen, ob der Preis für die Rettung der deutschen Reformation nicht ein zu hoher war. Die Antwort kann trotzdem nicht zweifelhaft sein, wenn anders dem Geistigen der unbedingte Vorrang in der Entwicklung der Menschheit gebührt.

Betrachten wir die Entwicklung wieder im einzelnen, so haben wir uns zunächst dem Elsaß zuzuwenden. Auch seine Karte weist um die Wende des 15. Jahrhunderts ein wunderliches Gemenge von Gebieten und Gebietsteilchen auf. Noch viel weniger als bei Lothringen scheint man da von einer Einheit im staatsrechtlichen Sinne sprechen zu können. Aber es war doch entschieden mehr als ein bloß geographischer Begriff. Zwar die Reichslandvogtei, die an Stelle des alten Herzogtums getreten war, hatte mit dem dahinschwindenden Reichsgut bis Ende des 13. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung verloren. Der unmittelbare Amtsbezirk der Landvögte bestand zu unserer Zeit nur noch aus dem Hagenauer Reichswald, vierzig Reichsdörfern und den zehn Reichsstädten, der sogenannten elsässischen Dekapolis: Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster, Kaysersberg, Türkheim. Und im selben Maße hatten sich im ausgehenden Mittelalter eine Unzahl kleiner Territorialgewalten als noch halb unfertige, chaotisch durcheinander wogende Gebilde erhoben. Aber dennoch blieb den Elsässern in ihrer Gesamtheit das Gemeinschaftsgefühl erhalten, und obwohl das Reformwerk Maximilians den Sundgau nebst dem Breisgau nunmehr zum österreichischen Kreis schlug, das Niederelsaß dagegen zusammen mit Lothringen in den großen Topf des oberrheinischen Kreises warf.

Es blieb bei alledem doch die elsässische Einheit der Sprache, Kultur und Sitte vorhanden. Auch jene Landvogtei bot, so wenig belangreich ihr Inhalt war, doch ein gewisses einigendes Band. Und eben jetzt, im ausgehenden 15. Jahrhundert,

trat noch eine neue Einrichtung hinzu: die elsässischen Landtage als Versammlungen der reichsunmittelbaren Stände zur Beratung über allerlei politische und wirtschaftliche Fragen mit richtigen Abschieden. Es gab dreierlei solcher Tage: einen oberelsässischen unter Leitung Österreichs als Inhabers der Landgrafschaft, der allerdings selten genug tagte, einen unterelsässischen unter der Leitung der Landvogtei Hagenau, später des Bistums Straßburg, der schon vor Mitte des 16. Jahrhunderts mindestens einmal im Jahr zusammentrat, und einen gesamtelsässischen wieder unter österreichischer Leitung hauptsächlich für Beratung der Landesverteidigung, auch nicht gerade häufig einberufen, aber doch eben vorhanden. Gewohnheitsrechtlich wurzelten sich diese Tage fest und überdauerten selbst die religiöse Spaltung.

Das Ober- und Unterelsaß aber hatten sich nun freilich sehr verschieden entwickelt. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts waren die Habsburger bereits bemüht gewesen, ihren landgräflichen Gerichtsbezirk, d. h. das ganze Oberelsaß, durch Einbeziehung der noch eximierten Teile in ein territoriales Fürstentum zu verwandeln. Das gelang ihnen zwar nicht völlig. Aber neue Fortschritte in dieser Beziehung hatte, so kurz sie war, die Herrschaft des burgundischen Vogtes Peter Hagenbach gemacht, und in der von ihm eingeschlagenen Richtung arbeiteten dann Maximilian I. und seine nächsten Nachfolger mit guten Ergebnissen weiter.

Etwa zwei Drittel des oberen Elsaß befanden sich im habsburgischen Hausbesitz, darunter der ganze Süden des Landes: verschiedene Herrschaften und Vogteien und die Grafschaft Pfirt, die sich bis Belfort erstreckte. Außerdem aber gehörten den Habsburgern als Inhabern der Landgrafschaft auch noch eine Reihe nichtösterreichischer Gebiete, darunter als größtes die Herrschaft Rappoltstein, weiter die der gesamten oberelsässischen Ritterschaft und der sämtlichen Prälaten. Nur einzelne reichsständische Gebiete blieben übrig, so die Abteien Murbach, Lüders und Münster, das Mundat Rufach, lauter Bezirke, über die Österreich jedoch ebenfalls wichtige, wenn auch verschieden abgestufte Hoheitsrechte besaß, endlich die vier oberelsässischen Reichsstädte der Dekapolis Colmar, Kayserberg, Münster und Türkheim.

Das Unterelsaß dagegen hatte sich im Gegensatz zu dieser zentralistischen Entwickelung föderalistisch weitergebildet. Eine ehedem auch dort existierende Landgrafschaft war schon zum völligen Schatten, zum bloßen Titel mit ein paar fadenscheinigen Ehrenrechten geworden, als sie der Straßburger Bischof nach Mitte des 14. Jahrhunderts durch Kauf an sich brachte. Hier also bestand in der Tat ein völliges Neben- und Durcheinander selbständiger und unabhängiger Reichsstände geistlicher und weltlicher Art nebst der Reichsritterschaft, und von außen durchsetzten das Gemenge noch die Pfälzer, die Landgrafen von Hessen, die Markgrafen von Hochberg und Baden, die Grafen von Hanau und die von Württemberg, die Bischöfe von Speier, die Äbte von Weißenburg.

Von Anfang an hatten sich Kaiser- und Städtetum noch einmal in Liebe und Treue zusammengefunden, als mit der glänzenden, anziehenden Persönlichkeit Maximilians, die so merkwürdig die Züge der alten und neuen Zeit in sich vereinigt, die Hoffnungen auf eine große Neugestaltung des sinkenden Reiches mit dem Wormser Tag und seinen Fortsetzungen sich wiederbelebten. Und unseren Grenzmarken war Kaiser Max, der Städtefreund, ein doppelter Nachbar als Herzog der burgundischen Lande und Landgraf vom oberen Elsaß. Mit immer neuen Besuchen entzückte er die Straßburger zumal, und vorübergehende Störungen des innigen Verhältnisses, wie es seit Karl IV. nicht mehr bestanden hatte, wurden stets rasch beseitigt.

Unter den kraftstrotzenden städtischen Zünften gab es freilich auch streitlustige, den Reichsfrieden gefährdende Elemente. Wie überschäumende Jugend vertobten sie sich: in immer neuen Fehden gegen die kleinen und mitunter selbst gegen die großen Herren. Noch bedeutsamer jedoch war die zunehmende Gärung auf dem Land unter den Bauern, die sich gleichmäßig gedrückt fühlten, sei es nun, daß sie sich unter geistlicher, adliger oder städtischer Grundherrschaft befanden, ganz anders als die freien, nur nach klarem Recht besteuerten Bauern der Eidgenossenschaft wie auch anscheinend anders als die Landbevölkerung des lothringischen Westens.

Man weiß, welche schwarmgeistigen Bewegungen sich je länger je mehr mit dieser sozialen Unzufriedenheit verbanden, wie die im Volk niemals erloschene Kaisersage das Gewand für apokalyptische Stimmungselemente abgab, wie sich revolutionär gesinnte städtische Schichten mit den ländlichen im geheimen Bund zusammenfanden, wie der Bundschuh, dem wir schon einmal begegneten, zum Abzeichen der Massen wurde, die auf Abstellung der Lasten und Fronden, auf Beseitigung der Zölle und Steuern, auf Abschaffung des neuen römischen Rechtes zugunsten der altgermanischen Ordnungen, endlich auf die Plünderung der wucherischen Juden und Reduktion des geistlichen Besitzes drangen. Der Boden glühte. Die falsch verstandene Wittenberger Predigt von der Freiheit des Christenmenschen entfachte den Brand.

Im Sundgau begann der Aufruhr. In Mülhausen war das Volk schon früher gegen die Geistlichen aufgestanden und erwartete den Zuzug der Bauern. Und nichts Geringeres hatten diese zunächst vor, als sich in den Besitz der reichen Städte wie der Klöster zu setzen, um dann Herrschaften und Fürsten mit verstärkter Macht anzugreifen. Seit April 1525 zogen sie vom Sundgau herab, nahmen Rappoltsweiler und andere größere Orte ein, selbst das wichtige Weißenburg mit seiner Reichsabtei fiel infolge innerer Bewegungen in Bauernhand. Wieder andere Haufen zwangen Zabern zur Übergabe und stießen ins Lothringische vor, wohin sich von Anfang an die Insassen der geplünderten Klöster, Mönche und Nonnen, in langen Zügen begeben hatten, um in Nancy Schutz zu suchen. Nur Straßburg blieb aufrecht und äußerlich unbewegt in dem höllischen Sturm. Aber noch ehe es ihm gelang, durch weise Vermittlungspolitik ohne fremde Intervention die Erhebung zu beschwören, kam schon der Rückschlag aus Lothringen.

Dort hatte Herzog Anton, der Sohn Renés II., aus den Steuern der Stifter und Klöster rechtzeitig ein Heer bei Duß aufgestellt. Schon die Gärung in der deutschen Bevölkerung des nordöstlichen Teiles des Herzogtums war damit in enge Schranken gebannt, und der Zuzug dortiger Aufständischer zu den Elsässern wurde unterbunden. Antons Bruder Claude von Guise, damals Statthalter für den bei Pavia gefangenen König Franz, der Vater des mächtigen Geschlechtes, dessen

Namen sich unvergänglich mit den großen Kämpfen der Gegenreformation in Westeuropa verflechten sollte, führte ihm aus der Champagne weitere Truppen zu, den Auswurf aller Nationen, selbst Albanesen und Stradioten darunter. In jenem düsteren, aus lothringischer Erde geborenen Glaubenseifer, aber wohl mit politischer Berechnung zugleich brach Anton mit Guise und einem dritten Bruder, dem Grafen von Vaudémont, ins Elsaß vor, fast 30000 Mann gegen ein ebenso starkes Bauernheer, über Saarburg und Lupfstein, wo es zu einer ersten Niederlage der Bauern kam, auf Zabern. Es ist bekannt, wie die Bauern sich hier dem kriegsgeübteren Gegner unter Bedingung freien Abzuges und völliger Verzeihung ergaben, und wie sie dann trotzdem waffenlos, in einem Gemetzel sondergleichen, Männer, Weiber und Kinder, über 16000, unter den Schwertern der Lothringer fielen.

Drei Tage später endete die ganze Bewegung mit einer neuen schrecklichen Schlächterei nach schwerem Kampf der Lothringer bei Scherweiler unweit Schlettstadt. Während das viele Kriegsvolk mit reicher Beute und einer Menge geraubter Mädchen über die Grenzen abzog, läuteten im Lothringischen die Glocken zum Tedeum.

Über einige deutsche Ämter erging ein strenges Gericht. Nur die Rücksicht auf den dortigen Ackerbau hinderte die Bestrafung der von den herzoglichen Spähern zur Anzeige gebrachten Menge. Mehrere Hundert waren schon nach der Schweiz ausgewandert: es ist die erste Periode der deutschen Emigration aus dem östlichen Teil Lothringens, der wir hier begegnen. Die bäuerlichen Verhältnisse in diesem Teil besserten sich ebensowenig wie im Elsaß und den rechtsrheinischen Landen. Das Herzogtum in seiner Gesamtheit aber blieb in Umbildung versunken und dem alten Glauben erhalten, während im Elsaß sich eine sprichwörtliche französische Rede verbreitete, die ihren Widerhall bis auf unsere Gegenwart fand: „Lorrain vilain, traître à Dieu et à son prochain".

Im Elsaß dagegen hatte schon die vorreformatorische Bewegung das Volk in seinen Tiefen erfaßt, und als der Bauernkrieg in Blutströmen erstickt war, da war bereits die große

Leuchte in Straßburg entzündet, die zusammen mit der staatsmännischen Leitung des Gemeinwesens dafür Sorge trug, daß die wahre evangelische Freiheit erhalten blieb.

Zwar nicht durch literarische Werke ist das Elsaß im 15. Jahrhundert besonders ausgezeichnet; die Männer, die so bedeutend in das geistige Leben Gesamtdeutschlands eingreifen sollten, treten erst gegen sein Ende auf. Anders in der Kunst. In Martin Schongauer aus Colmar besitzt das Elsaß den einzigen deutschen Maler des 15. Jahrhunderts, der sich wahren Weltruhm erwarb. Er gilt als Schüler Rogiers van der Weyden; doch treten die Einflüsse des burgundischen Malers gegen die deutschinnigen Züge in Schongauers eigener Natur zurück: so erst war er imstande, seine Madonna im Rosenhag zu schaffen. Seine volle Meisterschaft aber entfaltet sich im Kupferstich, den er als erster mit wahrhaft künstlerischem Gehalt erfüllte. Sie hat Dürer auf seiner Wanderschaft nach Colmar geführt: traf er auch seinen großen Vorgänger nicht mehr am Leben, so sollte doch Colmar selbst, wo Schongauers Brüder noch lebten, nebst Basel und Straßburg ihm jahrelang zukunftsvolle Eindrücke dieser neuen oberrheinischen Kunst vermitteln. Und nochmals hat sich der Name Colmars mit einem der ersten deutschen Malernamen in der romantischen Spätzeit unserer Gotik, der Frühzeit zugleich der Farbengebung, des Helldunkels und des Naturalismus verbunden: Matthias Grünewald ist der Schöpfer des Isenheimer Altars. In Straßburg aber war Baldung Grien tätig, der noch wirkungsvoller als sein Landsmann Wechtlin den mehrfarbigen Holzschnitt zu drucken begann und hier wie in seinen Gemälden, von Dürer wie von Grünewald beeinflußt, einen herrlichen Realismus mit dramatischer Kraft und lebendiger Phantasie vereint. In den Schöpfungen dieser letzten schon tief ins 16. Jahrhundert reichenden Künstlergenerationen vibriert unvergleichlich die tiefe Erregung, der Überschwang der Zeit, und jeder fremde, auch der niederländische Einfluß hat der innersten Gemeinschaft mit der gesamten süddeutschen Kunstentfaltung Platz gemacht.

In engstem Zusammenhang mit den fliegenden Kunstblättern sendet Straßburg, in dessen Nähe der Mainzer Patrizier Gutenberg als geheimer Schwarzkünstler noch vor seiner weltumgestaltenden Erfindung hauste, als eine der ersten deutschen

Druckerstätten seine Volksliteratur in die Lande, beides mit breitester Wirkung auf die Massen und mit zunehmender Unterhöhlung der längst durch ihre Mißbräuche in Verfall geratenen alten Kirche. Die Geiler, Brant und Wimpheling treten auf: redliche Eiferer für diese Kirche, tätige Gelehrte im alten Sinn, wie sie meinten, und dennoch, mit ihrer Satire in Predigt und Dichtung die beiden ersten, mit seiner an den echten Humanismus erst heranstreifenden Gelegenheitsschriftstellerei und seiner Pädagogik der Dritte, die Sturmvögel Luthers. In Gemeinschaft mit Johannes Pauli, dem Erzähler von „Schimpf und Ernst", sind sie zugleich die bedeutenden Vorläufer des kulturellen und literarischen Lebens, welches das Elsaß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch einmal in den Mittelpunkt des geistigen Deutschlands rückt. Der Franziskaner Thomas Murner ist ihr bissiger Widerpart und dennoch in gewisser Weise ihr Geistesverwandter, der „Thersites in der Mönchskutte", der sich händelsüchtig, unruhig, wahllos, ohne die Tiefe der Fragen zu erfassen, in jede Bewegung der Zeit stürzt, überall Unfrieden und Verwirrung zurückläßt, bis ihn dann die blutigste Satire auf die Reformation mit als einen der unvergänglichen Namen emporhebt.

Wie tollt und wirrt das alles in bunter Kakophonie durcheinander: Von der Kanzel herab die „Posaune von Straßburg", die auch die Nachahmung des Trommelschlages und das Bellen der Hunde als brutale Wirkungsmittel auf die Menge nicht verschmäht, Christus allen Ernstes bis ins einzelne mit einem Lebkuchen vergleicht, die Bischöfe zu „Beißschafen" macht, in einem Menagerielöwen oder einem Gericht Hasenpfeffer Titel und Inhalt für die Predigt findet. Das schellenklappernde Gedränge des Riesenfastnachtzuges einer närrisch gewordenen Welt, vom Straßburger Gastwirtssohn und Stadtschreiber fein säuberlich in das Schiff gesetzt, das auf dem breiter und breiter flutenden Strom der öffentlichen Meinung durch die europäischen Lande dahinfährt; von dem anderen, weltkundigeren Zauberkünstler immer neu beschworen bis zum plötzlichen Szenenwechsel, zum großen lutherischen Narren, dem der Kater Murr alle Schelme der Volksaufwiegelung, des Kirchenraubes, der Kuppelei aus dem der Hölle verfallenen Leibe zieht.

Von Baſel aber ſtrahlt, während das Elſäſſer Ditſch in geſprochener oder geſchriebener Proſa, in ungelenken oder glatteren Verſen ſeine Purzelbäume ſchlägt, das milde und klare Licht des Erasmus nach der Nähe und Ferne aus, auch über das Elſaß hin, und deſſen ganze gelehrte Welt ſonnt ſich in ſeinen Strahlen. Ein Beatus Rhenanus voran, der feine Schlettſtadter Humaniſt, der inmitten jenes Hexenſabbats die Kloſterbibliotheken ſtudiert, um dann ruhig und voll echt erasmiſcher Kritik nach Art der „Italia illustrata“ und der „Roma triumphans“ des Blondus ſeine drei Bücher „rerum Germanicarum“ zu ſchreiben: ſie ſind freilich, ein unerſetzlicher Verluſt für die deutſche Geſchichtſchreibung, ein Torſo geblieben.

Und für ſeine leidenſchaftlich aufgepeitſchte Welt war auch, was er geſchaffen, ohne beſondere Wirkung. Da hatte Wimpheling, ſein und des Erasmus Freund, einen ganz anderen Erfolg als Hiſtoriker, obwohl ihn Rhenanus um Haupteslänge überragt. Sein „Epitome rerum Germanicarum“ iſt immerhin, denn er geht zeitlich dem andern Werk voraus, der erſte Verſuch einer deutſchen Geſchichte. Für uns aber iſt er von ganz beſonderem Intereſſe in politiſcher Hinſicht. Iſt es ein Zufall, daß Murner, der Kläffer gegen die Reformation, zugleich das deutſche Nationalgefühl empörte, indem er zu beweiſen ſuchte, daß das Elſaß hiſtoriſch zu Frankreich gehöre? ein Zufall, daß der liebenswerte Idealiſt und Erzieher Wimpheling als warmer elſäſſiſcher Lokalpatriot und zugleich, wenn auch unhiſtoriſch genug und mit bramarbaſierender Übertreibung, als begeiſterter Lobredner des geſamten Deutſchlands und ſeiner Kaiſer auftritt mit ſcharfen Ausfällen gegen das Ausland, zumal die Franzoſen? Es iſt die Zeit, da die welſche Theorie der Rheingrenze auch in Straßburger Köpfen da und dort zu ſpuken begann. „Viele unter uns“, ſagt Wimpheling, „ſind mehr dem franzöſiſchen als dem deutſchen Reiche geneigt. Denn von den Unſeren werden zuzeiten Botſchafter nach Frankreich geſandt, welche halbe Franzoſen ſind. Wenn ſie von den Franzoſen freundlich empfangen werden, ſo reden ſie ihnen zu Munde und gehen auf ihre Abſichten ein, in der Hoffnung, bei einer künftigen franzöſiſchen Eroberung Ehren und Würden zu erlangen.“ Straßburg aber habe nie zu Gallien, noch zu Frankreich gehört. „Laſſen wir nicht die übermütigen Gallier ſich anmaßen, was unſer iſt.“

So trat man ins Reformationszeitalter. Im Harnisch ihrer deutschen Geisteswehr sprangen die elsässischen Städte, Straßburg wieder voran, Wittenberg zur Seite. Matthias Zell begann zu predigen und zu schreiben. Bedeutende Persönlichkeiten traten in Reih und Glied: Capito, der Schmiedemeistersohn von Hagenau, bisheriger Kanzler des Albrecht von Mainz, eine Persönlichkeit von echt christlicher Duldung, aber trotzdem immer entschiedener der Reformation zugewandt; der aus Baden stammende Hedio, Leutpriester am Münster, ein guter Historiker und trefflicher Schulmann; der Küfersohn und Dominikaner aus Schlettstadt Martin Bucer, nach dem Fall Sickingens aus der Weißenburger Pfarre mit seiner schwangeren Frau ins Elend hinausgestoßen: alle drei waren sie 1523 nach Straßburg gekommen, das bald auch Sektierer aller Art und weiterhin eine Menge geflüchteter französischer Protestanten aufnehmen sollte.

In Bucer aber, dem weitaus Größten des Triumvirates, dem Meister des Sicheinfühlens in fremde Gedankengänge, dem Talent „sekundärer Produktion", setzt sich die Überzeugung von der Gemeinsamkeit aller protestantischen Interessen, mit zähem Willen, unverwüstlicher Arbeitskraft und tiefem Sinn für das Wesentliche gepaart, in staatsmännisch-elastische Vermittlungskunst um. Er ist der geborene Diplomat unter unseren Reformatoren. Sein Lebensziel, das Calvin nach seinem Tod übernahm, war es, die verhängnisvollen dogmatischen Spaltungen der protestantischen Konfessionen zu überbrücken, die lebendige, über engherzigen Formelkram erhabene Religiosität der ersten Reformationsjahre zu erhalten oder wiederzuerwecken und den dringend gebotenen Zusammenhalt der Evangelischen herzustellen.

Er ist der Reformator Straßburgs geworden. Gleichzeitig ist sein Blick wie von hoher Warte nach allen Seiten in die Ferne gerichtet: zu den Wittenberger Starrköpfen, die seine Konkordienformel endlich mit so vieler Mühe gewann; nach Frankreich, wo ein tiefreligiöser Sohn der Picardie damals seinen Studien an den Universitäten oblag und das glänzende Renaissancekönigtum mit der hellen Gestalt Margaretens von Navarra protestantische Blütenträume nährte; nach Italien, für das er sein bestes Werk, die Psalmenübersetzung, bestimmte;

nach der geistesverwandten Schweiz, wo der ehemalige Wallfahrtsprediger von Maria-Einsiedeln in Zürich sein Reformwerk schuf, im Basel des Oecolampadius fünf Jahre nach Zwinglis Soldatentod die „Institutio religionis Christianae" die Glaubenslehre entwickelte, die, nach mehrjährigem Aufenthalt Calvins in Straßburg selbst, in Genf ihre Stätte praktischer weltweiter Wirkung fand.

Die Tetrapolitana stammt von Bucer. Die elsässische protestantische Kirche wurde damit, nachdem sich die Verständigung zwischen Wittenberg und den Schweizern unmöglich erwiesen hatte, der Augsburgischen Konfession angeschlossen und so ein für alle Folge wichtiges neues Bindeglied mit Deutschland geschaffen. Dem Regensburger Religionsgespräch, in dem sich Katholiken und Protestanten so nahetraten wie nie zuvor, lag Bucers Entwurf zugrunde. Den Rhein hinab aber rief den Vielbegehrten die Kölner Reformation und über den Kanal hinüber die englische.

Zu gleicher Zeit lenkte der Patrizier Jakob Sturm, der bedeutendste staatsmännische Kopf, den Straßburg je besessen hat, als Stettmeister und Mitglied der Dreizehnerstube die politischen Geschicke der Stadt. Ganz im Geist Bucers, seines größten Helfers, war er der eifrigste Vermittler zwischen Lutheranern und Zwinglianern, zugleich der mutige Verfechter der protestantischen Interessen auf den Reichstagen und dabei doch voller Besonnenheit. Den phantastischen Entwurf Zwinglis für eine große europäische Koalition aller Gegner Karls V. lehnte er ab, schon weil er unwandelbar am Reichsgedanken festhielt. Aber freilich auch jedem Angriffskrieg, wie ihn sein temperamentvollerer Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, wiederholt beabsichtigte, blieb er zeitlebens abhold: er glaubte bei solchen Plänen nur eine Schädigung der protestantischen Sache und keinen dauernden Frieden voraussehen zu müssen. Dagegen behielt er das Projekt eines evangelischen Gesamtbundes unter Führung Sachsens fest im Auge. Immer wieder war er, den hessischen Landgrafen mäßigend, die Sachsen und die Oberländer mahnend, am Werk, bis endlich 1530 die Grundlagen des Schmalkaldischen Bundes geschaffen waren.

Und nun war er fortdauernd bemüht, den Bund auszubauen und, wenn auch nur im rein defensiven Sinn, schlagfertig

zu erhalten. Er verzichtete dabei keineswegs auf die Ausnutzung immer neuer französischer Annäherungsversuche; aber er wollte sie nur als Druckmittel zur Erlangung protestantischer Vorteile gegenüber dem Kaiser gebrauchen. Als die Häupter des Schmalkaldischen Bundes auf dem Speierer Reichstag 1544 den großen Fehler begingen, dem Kaiser in seinem letzten Krieg gegen Frankreich ihre Hilfe zuzusagen, ohne auf religiösem Gebiet etwas anderes als leere Versprechungen dafür zu erhalten, da war er aufs tiefste mißgestimmt. Nachdem er aber mit seinem Versuch, dem Kaiser nun wenigstens die Städtehilfe zu verweigern, ebenfalls nicht durchgedrungen war, hatte er noch die Opposition seiner eigenen Stadt zu bekämpfen, die bei solcher Hilfeleistung gegen Frankreich für ihre dortigen Handelsbeziehungen fürchtete. Doch um dem sonst unausbleiblichen Zorn des Kaisers zu entgehen, gab sie schließlich auf sein Betreiben nach.

Bei Jakob Sturm, dem „pater patriae et ornamentum rei publicae", und beim Dreizehnerkolleg liefen, seitdem Straßburg 1532 dem Schmalkaldischen Bund beigetreten war, die Fäden der hohen Politik zusammen. In einer ungeheueren Korrespondenz wurde der Verkehr mit den deutschen Fürsten und Städten, mit der kaiserlichen Kanzlei, mit den Königen von Frankreich und England unterhalten. Auch mit den Fürsten und Königen verhandelte man wie eine Macht mit der anderen.

Erscheint nicht Straßburgs Stellung mit alledem wahrhaft europäisch-international? Es ist doch vor allem Sturms führende Persönlichkeit, die der Stadt diese einzigartig große Bedeutung gibt, eine Bedeutung, die im Verhältnis zu der schmalen Basis des Gemeinwesens als abnorm erscheint. Aber schon zu Sturms Lebzeiten welches Unvermögen, sich auch nur im Elsaß selbst einen größeren Geltungsbereich zu verschaffen. Hier überall stieß man sich an harten Grenzen. Die habsburgische Verwaltung in Ensisheim ging mit dem Beispiel grausamer Ketzerverfolgung voran. Nur die seit 1515 eidgenössische Enklave Mülhausen blieb unberührt. Rappoltstein, Colmar standen unter der österreichischen Drohung. Die Reichsvogtei Hagenau machte ihren Druck geltend. Kleinere Städte hatten nicht die Macht zu selbständigem Handeln und fürchteten die Rache der Katholiken. Protestantische Keime in Schlettstadt wurden in

der Reaktionszeit nach dem Bauernkrieg erstickt. Erst im weiteren Verlauf wurden die württembergischen Teile des Oberelsaß wie auch Münster reformiert. Im unteren Elsaß blühte die neue Lehre allerdings am Nordrand, im Gebiet von Pfalz-Zweibrücken, und erstreckte ihre Wirkung bis Landau, und später wurde ihr hier noch Weißenburg nach anfänglichen Rückschlägen gewonnen, während auch der Graf von Hanau das Evangelium einzuführen begann. Der eigentlich elsässische Adel aber hielt sich mit geringen Ausnahmen aus egoistischen Gründen zur alten Kirche.

Auch die lothringischen Städte hatten sich, nachdem die Habsburger das Erbe Karls des Kühnen an sich gebracht hatten und so die nächsten Nachbarn geworden waren, noch einmal eng an Kaiser und Reich angeschlossen. Schon unter Max, dem die Metzer, als er in Brügge gefangen gehalten wurde, Hilfe gesandt hatten, strahlt noch einmal etwas wie alter Kaiserglanz auch über die lothringischen Gemeinwesen. Sie liebten ihn, wie er das Herz der Straßburger gewonnen hatte. Unter Karl V. wurde das Verhältnis noch enger, zumal mit Metz, dem er mit Recht eine ganz besondere Bedeutung für die Sicherheit des Reiches beimaß. Bei seinen wiederholten Besuchen mahnte er die Stadt zur Wachsamkeit gegen innere und äußere Feinde. Nimmermehr aber wollte diese freiwillig den Absolutismus der französischen Krone mit ihrer Reichszugehörigkeit vertauschen, die ihr die Selbständigkeit verbürgte. Wie die anderen lothringischen Städte war daher auch Metz nun um so eifriger auf die Erfüllung all seiner Reichspflichten bedacht.

Auch der katholische Glaube schien hier um so stärker bewahrt, als sich der Metzer Bischofsstuhl wie der von Verdun im Besitz der herzoglichen Familie befand. Trotzdem eröffneten sich gerade in Metz nunmehr die bedeutendsten Aussichten für den Protestantismus in Lothringen. Das Volk dort war schon in den 20er Jahren in großer Menge protestantisch gesinnt, aber es befand sich von aller Teilnahme an den öffentlichen Dingen ausgeschlossen, und zum Teil war es auch durch den nationalen Gegensatz von den Regierenden getrennt;

denn unter den Gewerbtreibenden gab es damals noch einen starken Bruchteil Deutschredender, wie aus dem Anschlag des kaiserlichen Edikts gegen Luther von 1522 in ihrer Sprache hervorgeht. Nur so hatten es strenge Maßregeln nach dem Bauernkrieg vermocht, die ersten kräftigen Regungen des Protestantismus auch hier wieder zu ersticken. Doch kamen allmählich französische Glaubensflüchtlinge an, und einige städtische Aristokraten sympathisierten mit ihnen.

Gegenüber diesen Bestrebungen verhandelte die Stadt damals höchst eigenmächtig sogar mit dem alten Feind ihrer Unabhängigkeit, dem Herzog, und trug ihm die längst nicht mehr bestehende Würde eines Grafen von Metz und den Titel eines Reichsvicarius an. Diese Negotiationen hatten jedoch anscheinend keine weiteren Folgen. Und unter den reformationsfreundlichen Patriziern traten nun mächtige Leute, ein Dex und zwei Brüder von Heu, auf, von denen der eine, Robert, 1533 als Schöffenmeister an die Spitze des Stadtregiments gelangte. Er knüpfte, wie es scheint — die Dinge bedürfen noch näherer Aufhellung —, enge Beziehungen mit dem Schmalkaldischen Bund und war Agent des sächsischen Kurfürsten. Seit 1542, bald nach einem Besuch des Kaisers, wurde die Bewegung unter dem neuen Schöffenmeister Gaspar von Heu stürmischer, und zugleich trug sie jetzt ganz calvinischen Charakter. Die Verbindung mit den Schmalkaldenern wurde trotzdem enger. Auch Straßburger Prediger tauchten auf, und aus der Schweiz traf Calvins Genosse Farel ein, der mit leidenschaftlichem Eifer das Evangelium verkündete.

Die Stadt befand sich in Gärung. Von draußen verflochten sich mit dem inneren kirchlichen Streit religiös-politische Anschläge: der protestantische Graf Fürstenberg, ein deutscher Kondottiere im Dienst des französischen Königs, von dem er, man weiß nicht, aus welcher Machtvollkommenheit, die Herrschaft Gorze erhalten hatte, beabsichtigte wahrscheinlich einen Handstreich auf die Reichsstadt, der jedoch mißlang. Dann wurde Gorze zum Kriegslager und gleichzeitigen Sammelpunkt vieler aus der Stadt ausgewiesenen Calvinisten. Jakob Sturm und fürstliche Abgesandte langten jetzt in Metz selbst an, um die protestantischen Forderungen zu unterstützen, und als dies ergebnislos blieb, suchte Gaspar von Heu die Schmalkaldener

zu gewaltsamer Einmischung zu drängen, während er auf der anderen Seite auch mit dem Herzog von Orléans, einem Sohn Franz I. und Truppenbefehlshaber in Luxemburg, in Verbindung trat.

Schließlich wurde jedoch der Schöffenmeister seines Amtes enthoben. Im Auftrag des Kardinals von Lothringen und Administrators des Bistums machte sein Bruder Claude von Guise der Calvinistengemeinde in Gorze, zu der immer mehr französische Untertanen gestoßen waren, 1543 durch bewaffneten Überfall ein Ende. In der Stadt selbst war indessen endlich eine Kirche dem Protestantismus geöffnet worden, ein Religionsgespräch stand auf Betreiben der Schmalkaldener und Jakob Sturms in Aussicht. Da stellte ein Edikt Kaiser Karls, der damals am Niederrhein Krieg führte und von der Stadt um sein Einschreiten ersucht wurde, die katholische Kirche im vollen Umfang wieder her.

Straßburg, das sich mit seinen wiederholten Bemühungen um Metz wohl zugleich eine Etappe rheinabwärts auf dem Weg nach Köln zu schaffen suchte, sah sich um eine weitere Hoffnung ärmer. Und der Frieden von Crépy, nach dem vierten Krieg mit König Franz, der wegen der Besitznahme Gelderns durch den Kaiser entbrannt war, gab diesem 1544 den Rücken frei, indem er ihm gleichzeitig eine noch mächtigere Position am Niederrhein verschaffte. Auch das Köln Hermanns von Wied war nun schon von kaiserlichen Besitzmassen umfaßt. Und die Protestanten hatten den ihnen so günstigen Augenblick ungenutzt verstreichen lassen. Man kennt die Verhältnisse zur Genüge, welche jede stärkere Gegenwirkung von ihrer Seite verhinderten: abgesehen von dem aus Gewissensgründen bedingten Festhalten am reinen Verteidigungsgedanken, die unglückselige Doppelehe des Landgrafen, die ihn dem Kaiser in die Hand gab, die Selbstsucht vieler Fürsten, die mangelnde Opferwilligkeit vieler Städte, das Mißtrauen der Lutheraner gegen die Schweizerischen, das Bucers Formel nur an der Oberfläche geheilt hatte, die Uneinigkeit zwischen Fürsten und Städten. Jakob Sturm litt unendlich unter dem auf solche Weise zunehmenden Verfall des Bundes.

Für den Kaiser aber galt es nun um so mehr zu handeln, den immer nur durch die inneren und äußeren Widerstände

hinausgezögerten Plan auszuführen: die Proteſtanten zu vernichten. Nur ſollten die Gegner bis zuletzt in Sicherheit gewiegt werden. Dazu verſchaffte er ſich einige Bundesgenoſſen aus deren eigenen Reihen, als ob die nicht mehr zu verbergende Truppenkonzentration nur einen gewöhnlichen Fürſtenſtreit ohne religiöſen Charakter beträfe. So zog er vor allem, einen alten Gegenſatz zwiſchen Erneſtinern und Albertinern benutzend, den jungen leichtlebigen Herzog Moritz von Sachſen zu ſich herüber. Wohl fühlte auch dieſer ſich als Proteſtant, aber weit mehr als Politiker, der ſeinen realen Gewinn durch Einziehung von Kirchengütern und die Erwerbung der ſächſiſchen Kur erſtrebte. Doch war er damals noch keineswegs der verſchlagenen Politik des Kaiſers gewachſen.

Die Schmalkaldener waren freilich trotz der Heimlichkeit Kaiſer Karls genügend und rechtzeitig gewarnt. Sie hielten nun auch noch einmal entſchloſſen zuſammen, und die Verſuche des Kaiſers, die Städte von den Fürſten zu trennen, mißglückten. Aber die Halbheiten der proteſtantiſchen Kriegführung entſprachen genau den Halbheiten der vorhergehenden Politik und ließen ihnen auch ihre anfänglichen militäriſchen Vorteile wieder entſchwinden. Auch die finanzielle Vorbereitung war mangelhaft geweſen: aus Geldmangel mußte das Lager bei Giengen aufgehoben werden. Das aber entſchied bereits den Feldzug zugunſten Karls. Und nicht einmal die Winterquartiere der Truppen bei den Oberdeutſchen vermochte Sturm, der ſich aus trüber Lethargie aufgerafft hatte und ins Feld geeilt war, durchzuſetzen. So bekam der Kaiſer das Feld frei, um zunächſt die Oberdeutſchen zu unterwerfen.

Auch eine unter Sturm nach Frankreich und England abgehende Geſandtſchaft blieb erfolglos. Weder Franz I. noch Heinrich VIII. waren zu tatkräftiger Hilfe zu bewegen. Ohne Gegenangebot ließ ſich auch Frankreich auf keine Geldunterſtützung ein, obwohl man nach Paris ſchrieb, was es für die franzöſiſche Krone bedeuten würde, wenn ſich der Kaiſer zum Herrn von Straßburg mache. Inzwiſchen traten im Rat wie in der Bürgerſchaft der Stadt ſchon einige als Anhänger Frankreichs um jeden Preis auf. Der von einem früheren Reiſeaufenthalt her Franz I. blind ergebene Schulrektor Johannes Sturm — kein Verwandter des Patriziers Jakob — war unter

Streben in dem großen europäischen Ringen, das die inneren Kämpfe begleitet und sich mit ihnen durchflicht. Und doch war auf die Dauer beides ein aussichtsloses Beginnen: auch für den so viel größeren Territorialstaat; denn er lag mitteninne in den Gebieten, um deren Besitz die Kämpfe geführt wurden. Wie sich aber das Vertrauen der Straßburger zu Maximilian anfangs auch auf den neuen Kaiser übertragen hatte und wie getreulich sie Karls Schlachten mitschlugen, so hatte sich umgekehrt die Freundschaft des Herzogs Anton — seine Frau war die Schwester des Konnetabels von Bourbon — mit König Ludwig XII. in dem fast brüderlichen Verhältnis zu Franz I. fortgesetzt. Er hatte bei Marignano gegen Maximilian im Gefolge des Königs gefochten, dann aufs eifrigste für ihn bei der Kaiserwahl agitiert und schließlich an der Zusammenkunft im Lager von Goldbrokat teilgenommen, wo sich Heinrich VIII. und Franz I. unter Schwüren ewiger Freundschaft zum Krieg gegen Kaiser Karl verbanden.

Dann hatte er sich in dem Mißtrauen gegen die französischen Absichten, das er trotz allem nicht zu unterdrücken vermochte, doch wieder dem Kaiser genähert und aller Gegenwirkungen Frankreichs wie des Papstes ungeachtet, unter fortdauernder vermittelnder Korrespondenz nach allen Seiten, strikte an seiner Neutralität festgehalten. Wie aber Straßburg endlich gegen den Kaiser zu Felde zog, so rüstete er an der Westgrenze seines Landes gegen Frankreich, obwohl sich seine freundschaftlichen Beziehungen zum dortigen Hof bis 1539 fortsetzten und der König ihm und seinen Kindern eben damals die französische Staatsangehörigkeit verlieh.

Der weitere Verlauf ist nun sehr seltsam. Schon 1495 hatte sich René II., der sich als Erbe der phantastischen Anjous König von Sizilien und Jerusalem nannte, der Belehnung der Reichsfürsten durch Maximilian in Worms entzogen. Dann hatte er alsbald gegen Eingriffe des kaiserlichen Kammergerichts in lothringische Angelegenheiten Verwahruug eingelegt. Seitdem hatte sich dieser Streit zu der grundsätzlichen Frage über das staatsrechtliche Verhältnis Lothringens zum Reich erweitert. Herzog Anton setzte die Kontroversen fort und führte seine Ansprüche bis auf das alte karolingische Mittelreich zurück. Auch an dem Kampf um das erledigte Geldern war der Loth-

ringer interessiert; denn die einzige Schwester und Erbin des letzten dortigen Herzogs war seine Mutter.

Der Kaiser, der Geldern selbst einzog, aber den in dem Antagonismus mit Frankreich doppelt wertvollen Herzog Anton sich verbinden wollte, entschädigte ihn durch glänzende Ehen seiner Kinder und brachte ihn damit noch näher an sein Haus heran: ein Schachzug, dem auf der anderen Seite neue französische Plackereien wegen des westlichen Bar antworteten. Der Herzog entbehrte in diesem Augenblick des Schutzes Kaiser Karls, der neuen von Frankreich hervorgerufenen Bedrängnissen im Osten und Norden seines Reiches entgegenging, während auch ein zweiter Kriegszug gegen Afrika bevorstand und im Innern die protestantischen Fürsten mit Frankreich unterhandelten. So mußten sich Anton und sein Sohn Franz neuerdings und nunmehr vertraglich für Bar und andere Teile im Westen als französische Kronvasallen bekennen und bei Verlust ihrer Lehen, vorbehaltlich der Gerechtsame des Deutschen Reiches, dem König wider jedermann zu dienen versprechen, auch dessen Truppen in allen Kriegen freien Durchzug durch ihre Länder gestatten.

Neue, die Niederlande mit bedrohende Vergewaltigungen schlossen sich an. Der Herzog und der Kaiser sahen sich um so mehr aufeinander angewiesen. So kam es noch in den letzten Lebensjahren Antons 1542 zum Vertrag von Nürnberg. Er lautete widerspruchsvoll und vieldeutig genug: alles was die Herzöge bisher als Reichslehen empfangen und besessen hätten, sollten sie auch in Zukunft als Lehen behalten, das Herzogtum selbst aber sollte fortan ein „souveränes, freies und abgesondertes Fürstentum" sein und bleiben. Damit hatten die Herzöge ihr langerstrebtes Ziel erreicht: der engere Zusammenhang des Reiches mit Lothringen war gelöst; dem Kaiser aber schwebte wohl bei dieser Konzession auf Reichskosten die um so festere Verbindung der beiderseitigen Hausinteressen vor. Nur für die unmittelbaren Lehen, d. h. die Markgrafschaften Pont-à-Mousson, Nomény, Hattonchâtel und die Grafschaft Blâmont, nebst gewissen Statdpatronaten und dem Münzrecht blieb der Herzog Reichsstand. Gleichwohl blieb Lothringen ein Teil des oberrheinischen Kreises und wurde, das Herzogtum als solches nicht weniger als die genannten Einzellehen, ausdrücklich in den

Schutz des Reiches aufgenommen; die Beiträge für Reichszwecke wurden in neuem Anschlag auf zwei Drittel des bisherigen kurfürstlichen Anschlags herabgesetzt.

Eine ganz unheilvolle Doppelstellung war die Folge von alledem. Lothringen war zum Zwitter geworden: selbständig, aber dennoch dem Reich verbunden; für einige Teile in französischer, für andere in deutscher Vasallenschaft; im Schutz des Reiches, aber dem Durchmarsch von Westen offen. Es ist die erste der staatsrechtlichen Doktorfragen hier im Westen, weitere werden folgen. Den Historiker interessieren vor allem die praktischen Konsequenzen. Die Herzöge hatten fortan ihre Zwickmühle: fühlten sie sich von den Reichslasten beschwert, so schützten sie ihre Selbständigkeit vor; bedurften sie der Reichshilfe, so traten sie als Angehörige des Reiches auf und erschienen dann auch noch auf den Reichstagen, freilich nur um Tadel und Zurückweisung von ihren eigensüchtigen Mitständen zu ernten. Frankreich aber hatte den tatsächlichen Vorteil und wußte ihn zu nützen.

Als Herzog Franz schon 1545 mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes starb, da zeigten die Briefe des Kaisers und Granvellas an die verwitwete Herzogin Christine, eine Nichte Karls V., wessen man sich von Frankreich in der Zeit der Not versah. Unter König Heinrich II. geschah der erste Gewaltstreich.

Selbstverständlich hatte Frankreich, wie es vor dem Waffensieg des Kaisers das Seinige getan hatte, um ohne eigene Bloßstellung den unheilvollen Zwist im Innern des Reiches zu schüren, erst recht nichts verabsäumt, als sich Karl im Zenit seiner Machtstellung befand. Seine Gesandten und Agenten setzten ihre Wühlarbeit in verstärktem Maße bei den Protestanten fort. Auch mit Straßburg spannen sich die Beziehungen weiter: Sleidan als einer seiner Diplomaten und Jakob Sturm wurden fort und fort bearbeitet. Die Haupttätigkeit aber wurde bei den Fürsten entfaltet, als Frankreich nach einem abermaligen Krieg mit England 1550 die Hände im Osten wieder freier hatte und in Italien ein neuer Konflikt mit dem Kaiser ausgebrochen war. Unter jenen deutschen Fürsten war es nun vor allem der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, der aufs lebhafteste für eine politische Verbindung mit Frankreich eintrat.

In des Kaisers eigener Schule hatte sich Moritz zum Meister der Verstellung entwickelt. Jetzt erst kam seine diplomatisch-politische Kunst der Größe seines Ehrgeizes gleich. Gefühle von Dankbarkeit kamen für den kaltherzigen Rechner nicht in Betracht, obwohl ihn der Kaiser mit seiner Huld überschüttet hatte. Auch bei den anderen Fürsten handelte es sich in der Hauptsache um eine politische Erhebung gegen die kaiserliche Gewaltherrschaft, wie sie sich in der Verletzung der deutschen Freiheiten, der Einführung spanischer Truppen ins Reich und in der fortgesetzt schlimmen Behandlung der gefangenen Standesgenossen aussprach. Dazu kam die Erbitterung gegen den Plan des Kaisers, seinem Sohn Philipp die Nachfolge im Reich zuzuwenden. Das Projekt war freilich bei dem Widerstand der deutschen Habsburger selbst in eine Sukzessionsordnung umgewandelt worden, die Philipp erst zum zweiten Nachfolger, König Ferdinand als nächsten Erben bestimmte. Doch auch in dieser Form fürchtete man die Verewigung des „spanischen Servituts", einer auf die Dauer nicht zu duldenden Fremdherrschaft.

Frankreich war zum Bündnis gegen den Kaiser bereit, forderte aber, daß die Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambrai abgetreten und deren geistliche Fürsten seinem Schutz unterstellt würden. Diesen zweiten Punkt konnte es nicht durchsetzen, da sich die Verschworenen nicht vornherein der Möglichkeit einer Vergrößerung ihrer Beute durch eben diese geistlichen Fürstentümer berauben wollten. Die Städte dagegen, „so zum Reich von alters gehören und nit teutscher Sprache sein", überließen die Fürsten dem französischen König als einem „Vicarius des heiligen Reichs, doch vorbehalten die Gerechtigkeit des Reichs". Dafür hatte die französische Krone den Überfall der Fürsten auf den Kaiser mit Geld und Truppen zu unterstützen. Auf Grund der ersten Verabredungen mit Kurfürst Moritz, Landgraf Wilhelm von Hessen, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg unterzeichnete der König, ihr „besonders werter Herr und Freund, dessen Vorfahren der deutschen Nation viel Liebes und Gutes getan haben", den Bundesvertrag im Januar 1552 zu Chambord. Auf dem hessischen Jagdschlößchen Friedewalde einigte man sich über die letzten Ausführungsbestimmungen.

Soweit also war es gekommen, daß sich deutsche Fürsten mit dem französischen Erbfeind zum Krieg und zur offenen Empörung gegen den Kaiser vereinigten. Freilich sind bei dieser Tat die Maßstäbe der Zeit anzulegen: einer Zeit, in der sich die Territorialfürsten dem Gedanken der Kaisertreue durch die vorausgehende Kaiserpolitik selbst längst entfremdet hatten und die machiavellistische Renaissancepolitik jeder ethischen Bindung ermangelte. Dessenungeachtet klingen uns doch auch zeitgenössische Stimmen der Entrüstung entgegen. In Moritz' eigenen Briefen findet sich jedoch auch nicht der Schatten eines Skrupels, nur die Freude äußert sich in derben Ausdrücken, daß er den alten Sieger nun endlich selbst im Garn habe. Für das Zugeständnis an den französischen König aber, dem der damals so beliebte und recht bequeme Vorbehalt des Verbleibens der Städte beim Reich den Charakter des Hochverrates nahm, so daß von einer richtigen Abtretung tatsächlich nicht geredet werden kann, hatte man noch eine besondere Entschuldigung bei der Hand: der Kaiser, der sich bereits eben des abzugebenden Cambrai, ferner Utrechts und Lüttichs bemächtigt habe, hege ähnliche Absichten auf die drei anderen Städte, wodurch sie dann dem Reich nicht minder entfremdet würden. Das war nicht unrichtig empfunden: das burgundische Gebiet erweiterte er überhaupt durch gewaltsame Besitzergreifung von Reichslanden, die an Umfang und Wert die drei Bistümer um ein Vielfaches übertrafen, und dessen Beziehungen zum Reich wurden so gut wie völlig gelöst. Im Norden hatte er schon zu Anfang seiner Regierung die Reichsstadt Lübeck dem dänischen König überlassen, und in Italien wurden die „camerae imperii" am Ende seiner Regierung zu spanischem Besitz.

Ein neuer und letzter Krieg gegen den Kaiser begann, und zwar einer von äußerster Gefahr für ihn, wie ihn seine Staatskunst bisher stets zu verhindern gewußt hatte. Die Führung war beim französischen König als „vindex libertatis Germaniae et captivorum principum". Demgemäß enthielt auch das königliche Manifest, dessen Titel den Freiheitshut zwischen zwei Dolchen zeigte, die alten und immer neuen heuchlerischen Phrasen: aus göttlicher Eingebung habe der König beschlossen, die deutsche Freiheit zu rächen, nicht seines eigenen Vorteils wegen, sondern lediglich um der Dankbarkeit der Deutschen und

des ewigen Nachruhms willen. Ganz Paris aber war von einem Taumel erfaßt, alle Stände drängten sich zu den königlichen Fahnen, von allen Seiten erscholl das Geschrei: „Nach dem Rhein, nach dem Rhein!" Dieser Feldzug, meinte man, müsse den König „zum Herrn Austrasiens, des alten Erbes der Franken" machen.

Im April 1552 näherte sich das königliche Heer, 35000 Mann, über Vaucouleurs der Reichsstadt Toul, während die Regentin Christine die Hauptstadt Nancy in Eile befestigen ließ. Wiederholt hatten zwar Toul und Verdun in früheren Tagen sich unter den Schutz französischer Könige gestellt. Aber unter Verlust ihrer Reichsfreiheit französisch zu werden, waren auch sie deswegen doch mit nichten gewillt. Nur den König und sein Gefolge, nicht sein Heer wollte Toul jetzt auf das französische Verlangen, die Tore zu öffnen, aufnehmen. Die Franzosen aber hatten ein nun wiederholt angewandtes einfaches Verfahren ausgebildet: das Heer lagert, während der König einzieht, in der Nähe, dann strömen gegen die Abmachung plötzlich die Truppen mit in die Gassen herein und ergreifen von der Stadt Besitz. Die Waffen werden abverlangt, Besatzungen beim Wiederabzug des Königs zurückgelassen, Kriegssteuern aufgelegt, die Bürgerschaft eidlich für den König verpflichtet. Und sie wagte kaum eine schüchterne Widerrede, daß sie sich dem Gehorsam gegen das Reich doch nicht ganz zu entziehen vermöchte. Die wenigen Widerstrebenden unter der Obrigkeit wurden abgesetzt und endeten in der Verbannung.

Nach Toul fiel auch Nancy, das sich der Übermacht ergab; die Herzogin floh, ihr junger Sohn wurde nach Reims verschleppt. Dann zog das Heer auf Metz. Das undurchsichtige Getriebe der dortigen Parteien ist heute noch nicht genügend aufgeklärt. Doch wird von den meisten Geschichtschreibern behauptet, daß die Heu, im Einverständnis mit dem Bischof und Kardinal Robert von Lenoncourt, die Stadt dem König in die Hände spielten. Am 10. April fiel Metz auf ähnliche Weise wie Toul. Nach dem Konnetabel zog acht Tage später der König ein, als der Widerstand der Mehrzahl der Ratsherren gegen die Losreißung vom Reich durch Mord und Totschlag gebrochen war. Die Unterwerfung unter die königliche Botmäßigkeit war völlig und wurde durch eine Garnison von 5000 Mann gesichert. 1556 ließ sich der König sodann unter Ausnutzung

Drittes Kapitel.

Von der Gegenreformation bis zum Westfälischen und Pyrenäenfrieden.

Frankreich hatte seinen Vormarsch gegen die Grenzmark im eigentlichen Sinne begonnen, und unsere ersten neuzeitlichen Verluste im dortigen Gebiet wurden auch nicht mehr zurückgewonnen, als sich kurz darauf im Frieden zu Câteau-Cambrésis von 1559 das Übergewicht in dem großen Antagonismus auf Seite Habsburgs neigte.

Denn schon war die Trennung des spanischen und des deutschen Zweiges des Habsburger Hauses ein Moment der Schwächung für die deutsche Sache geworden: Philipp von Spanien, obwohl er anfangs die Wiederherausgabe der sämtlichen von den Franzosen eingenommenen Landschaften und Plätze forderte, ließ sich während der Verhandlungen doch am leichtesten davon abbringen, auf der Zurücknahme auch der drei Städte Metz, Toul und Verdun zu bestehen. Er hatte viele vergebliche Mühe gehabt, das Kaisertum an sich zu bringen; darum wollte er sich nun nicht zum Vorfechter des Reiches und seiner auch noch so gerechtfertigten Ansprüche machen: er sagte, die Sache ginge ihn nichts an. Und welcher Schaden auch für ihn selbst in der Durchlöcherung des großen Verbindungsweges vom spanischen Italien herunter nach den spanischen Niederlanden lag, das kam ihm in der Zeit vor dem niederländischen Abfall noch nicht zum Bewußtsein. So wurde denn dieser günstigste Augenblick für die Wiederschließung unserer Grenzen damals verloren.

Fast mathematisch verläuft dann die Kräfteverschiebung in der Fortsetzung des Ringens. Der Frieden von Vervins, vierzig Jahre nach Câteau-Cambrésis, 1598, zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen, erschien offiziell als eine Erneuerung des ersten Vertrages: wie damals die Franzosen alle von ihnen gemachten Eroberungen mit Ausnahme jener drei Städte zurückgegeben hatten, so jetzt die Spanier die ihrigen. Aber weit gefehlt, daß wirklich der alte Zustand hergestellt worden wäre: „seit dem ersten Frieden hatte Spanien einen Anlauf genommen, Europa zu unterwerfen; durch den zweiten erkannte es die

Unabhängigkeit von Frankreich wieder an". Mit andern Worten: die beiden Wagschalen, von denen die französische 1559 in die Höhe geschnellt war, standen einen Augenblick gleich. Weitere sechzig Jahre später, im Pyrenäenfrieden von 1659, ist auch im Verhältnis zum spanischen Habsburg die Schale völlig zugunsten Frankreichs gesunken. Deutschland aber hatte seine tiefste, dreißigjährige Erniedrigung durchlebt und lag als Tummelplatz der fremden Völker und Interessen zertreten im Staub.

Die Veränderung der Welt beruhte in der „Weiterbildung des großen geographisch-militärischen Systems der französischen Monarchie". Der Westfälische und der Pyrenäenfrieden legten ihre Errungenschaften fest und gaben zugleich die Grundlage für das weitere Ausgreifen ihrer Macht.

Mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 hatte sich das Verhältnis zwischen den beiden Kirchen in Straßburg wieder umgekehrt: die katholische Geistlichkeit, seit 1548 abermals vorherrschend, war jetzt bloß noch geduldet, und allmählich wurde Straßburg aufs neue eine ausschließlich protestantische Stadt. Sie ist das, mit einer Unterbrechung im Dreißigjährigen Krieg, bis zur Franzosenzeit geblieben.

Johann Philippi Sleidanus hat in seinen Commentarien die Geschichte der Reformation und des Reiches bis zur Abdankung Karls V. an der Hand der Urkunden in straffer Konzentration geschrieben, der erste nichttheologische Autor, der in einem humanistisch-historischen Werk die kirchlichen Kämpfe des 16. Jahrhunderts eingehend behandelte. Bis in das 19. Jahrhundert hinein war die gelehrte Geschichtschreibung von ihm abhängig: auch in diesen Bänden tritt uns nochmals die bürgerliche Kraft des großen Gemeinwesens entgegen.

In religiöser Beziehung aber bilden trotz des Augsburger Friedens diese Jahre einen tiefen Absturz, einen Übergang von geistiger Freiheit zur Unfreiheit, von Milde und Versöhnlichkeit zu Schroffheit und niedriger Streitsucht. Auf die großen Führer mit weitem Horizont, wie sie die erste Generation der Straßburger Reformatoren darstellt, folgen kleinliche, zelotisch-orthodoxe Lutheraner. Johann Marbach ist ihr typischer Repräsentant. Es verlohnt sich nicht, die Namen all der andern aufzuzählen, die nun das Kirchenregiment an sich rissen. Sie

wie es uns heute noch in Dörfern und Städten mit ihren Renaissancegiebeln und schnitzwerkgezierten Erkern, ihren Rathäusern, Kaufhäusern und Kornhallen so anheimelnd und vertraut entgegentritt: kerndeutsch und in einer besonders liebenswerten landschaftlichen Abart.

Wie war's drüben über der Zaberner Steige? Jörg Wickram erheitert seine Zuhörer im Rollwagen auch mit ein paar Geschichtchen aus Lothringen. Es sind nur zwei, aber sie zeigen uns genugsam, wie der elsässische Dichter das Herzogtum über der Grenze ansah: „Es liegt ein Dorf in Lothringen", hebt das eine an, „darin wohnte ein toller, ungeschickter Pfaffe, wie man denn derselben nicht wenig in Lothringen findet". Und das andere endet: „Solche ungeschickte Priester haben wir nicht im deutschen Land, es müßte denn manchmal anders sein".

Ein katholisches und ein undeutsches Land ist es in Wickrams Augen. Übrigens galt auch Lothringen am Ende des 16. Jahrhunderts als eines der gesegnetsten Länder Europas, voll Gewerbefleiß und Überfluß auf und unter der Erde. Da wurde das Holz aus den Vogesenforsten saar- und moselabwärts geflößt bis nach den Niederlanden, wo die schlanke Edeltanne die Gemächer der üppigen Städter in Gestalt schöner Möbel und Parketts auszuzieren bestimmt war. Da lieferte der fette Boden oft dreifachen Überertrag an Getreide, der auch die Nachbarn versorgte. Die Käsereien von Münster und Gérardmer hatten ihre Abnehmer im In- und Ausland. Die Weine von Pagny und Bar wurden auf der Mosel und Maas bis nach England verschifft. Im Lebertal und bei St. Dié förderten noch altberühmte Hüttenwerke Bleiglanz und Kupfer, Erz und Silber zutage; Lasurstein lieferte Wallerfangen, Halbedelsteine und Marmor andere Orte. Und als der Bergbau demnächst verfiel, da blühte die Glasfabrikation, deren Arbeiter sich als „verriers gentilshommes" bezeichneten, im Bitscher Land, in St. Quirin und anderen Orten und schmückte selbst den Mediceerpalast in Florenz mit gewölbten Spiegeln. Nicht minder berühmt waren die Erzeugnisse der vielen Papiermühlen, wie in Frouard und Epinal, wo auch die Industrie der Leinenspitzen emporkam. Neue Märkte, vor allem der von St. Nicolas mit Kaufhaus, Handelsbörse und -gerichtshof blühten auf.

In den Dörfern wußte der freie Bauernstand, obgleich es mit ihm längst abwärts ging und die Lasten keine geringen waren, immer noch wohl zu leben; die Ställe waren noch mit Pferden und Rindern gefüllt, die Schweineherden fanden ihre Eichelmast in den nahen Wäldern. Auch das alte Recht der Jagd und des Fischfangs hatte sich der Bauer, wenngleich in beschränktem Maße, erhalten, und in den Vogesen ging er noch in Waffen einher.

Der Kampf des Herzogs um die Erweiterung seiner Machtstellung nach dem Vorbild des französischen Absolutismus nahm seinen Fortgang. In Bar, das auch keine geschlossene Ritterschaft kannte, war das Werkzeug des Fürstentums, wie in allen anderen neuzeitlichen Staaten, der im römischen Recht geschulte Juristenstand. Gegen die vom Herzog angestrebte Übertragung dieser Neuerungen ins eigentliche Lothringen leistete freilich dessen Adel, indem er unerschütterlich an seinem ständischen Charakter festhielt, erfolgreichen Widerstand. Doch blieb er wie schon zuvor dem reichen Bürger verschuldet und sah sich nachgerade durch frisch nobilitierte Kapitalisten durchsetzt. Und nicht nur das vielfältige alte Gewohnheitsrecht der »Coutumes« konnte der Herzog zur einheitlichen Aufzeichnung bringen, sondern mit folgerichtiger Domänen- und Steuerpolitik vermochte er auch seine Finanzkraft bedeutend zu erhöhen. Außerdem kamen neue Gebietsteile zum herzoglichen Besitz, so Clermont, Homburg, Pfalzburg, Saaralben, Saarburg, St. Avold, auch das von Frankreich wiedergeräumte Marsal. Und das alles wurde in einer Verwaltung zusammengeschlossen, deren Polizei sich auf das Große und Kleine bis herab auf den Ausschank der Wirtshäuser und die Zahl wie Zusammensetzung der Gerichte bei öffentlichen Mahlzeiten erstreckte.

Aber auch die Reformation begann sich noch einmal stärker zu regen, als jenseits der Grenzen, im Norden und Westen, der kämpfende Protestantismus emporkam und von Deutschland her unterstützt wurde. Der Graf von Hanau-Lichtenberg, der auch mit Bitsch belehnt war, betrieb mit Eifer die dortige Evangelisierung, während sich in Metz die calvinistische Bewegung erneuerte und auch, von einem Teil der Ritterschaft getragen, in nicht wenigen Orten des westlichen Teiles Fuß faßte. Doch diese Bewegung, die ganz der hugenottischen im kleineren Maß-

stab entsprach, ohne indes zu schwereren Konflikten zu führen, hatte mit Ausnahme von Metz wieder ein kurzes Leben. Auch mit ihren neuen geistigen Kräften kam die Gegenreformation Lothringen und seiner in Kirche und Familie in tiefen Verfall geratenen Sittenzucht zu Hilfe: während in Straßburg die Hochschule Sturms ein Brennpunkt protestantisch-humanistischer Bildung wurde, erstand auf lothringischem Boden im Jahr der Bartholomäusnacht zu Pont-à-Mousson eine aus dem ganzen Westen wie auch aus dem Süden bis in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges stark besuchte Jesuitenuniversität. Und wenn Herzog Karl, obwohl persönlich ein strenger Katholik, in seiner machtgierigen Hauspolitik so wenig den religiösen Gesichtspunkt bewahrte, daß er seinen Sohn mit einer leidenschaftlichen Calvinistin, der Tochter des Herzogs von Bouillon, vermählen wollte, so wuchsen doch eben jetzt die lothringischen Guisen zu ihrer Machtstellung unter den letzten Valois empor.

Frankreich aber war nun in seinen 32jährigen Bürgerkrieg zurückgeschleudert, und Lothringen vor allem bildete das Durchgangsland der protestantischen Söldnerscharen, die in nicht endendem Wechsel vom Rhein zur Maas und von der Maas zum Rhein eilten. Es hatte sich mit Wällen und Gräben zu wappnen, um nicht wie zur Zeit der Armagnacs zur Beute zuchtloser Banden zu werden. Dennoch wurde es von ihnen wiederholt wie Feindesland gebrandschatzt. Wie drüben Hugenottentum und Katholizismus um den König ringen, religiöse und politische Leidenschaften sich durchflechten, adliger Faktionsgeist des Mittelalters und Nationalempfinden der modernen Monarchie auf und nieder schwanken, die Mordjahre von 1572 und 1588, 89 die tiefen Cäsuren bilden: das ist hier nicht der Ort zu erzählen. Nur die Haltung des lothringischen Herzogs ist für uns von Interesse.

Auch die enge Verbindung mit deutschen Glaubensgenossen hatte Herzog Karl gesucht und gefunden: 1568 hatte sich der bayrische Herzog Wilhelm mit seiner Schwester vermählt. Dann aber winkte ihm, als sich der religiöse Bürgerkrieg in den nicht minder fanatisch geführten Sukzessionskrieg verwandelte, für einen Augenblick die Krone Frankreichs. Am glänzenden Herzogshof von Nancy traten gefällige Genealogen und Hagiographen auf, die das bessere Recht wie die größere

Frömmigkeit der lothringischen Fürsten als der Nachkommen Karls des Großen zuerst gegen die Valois, dann gegen Heinrich von Navarra beweisen wollten. Man sprach wieder einmal von der Neuerrichtung des alten Königreichs Austrasien mit der Hauptstadt Metz, aber jetzt mit dem Herzog von Lothringen als dem neuen Herrn. Schon hatte Heinrich von Guise, von lothringischem Kriegsvolk unterstützt, Mézières, Toul und Verdun für die Liga erobert, nur Metz blieb König Heinrich III. erhalten. Schon wandte sich Herzog Karl gegen Sedan, ein Bollwerk des Calvinismus unter jenem Bouillon, um seine Staaten so nach Norden zu vergrößern.

Nach dem gewaltsamen Tod Heinrichs III. kam Lothringen vollends in die Höhe. Alles in Paris trug die grüne Schärpe des Landes. Lothringen fühlte sich erhaben über das von furchtbaren Krämpfen durchschüttelte Frankreich. Es trat als Schuldner der französischen Krone auf und vermöge alter, wieder von der Anjoulinie herrührender Erbrechte auf Anjou, Provence usw. mit dem Anspruch auf ein Drittel des französischen Gebietes; Frankreich aber könne durch die Wahl des Herzogs zum König alle diese Ansprüche zum Schweigen bringen, die Grenzen bis zum Rhein erweitern und noch Geldern sowie Jerusalem und Sizilien als fernere Ziele ins Auge fassen.

Aber über den Siegen Heinrichs von Navarra entschwand die französische Krone dem Hause Lothringen wieder wie ein Trugbild. Und so französisch uns die Dynastie in Herzog Karl bereits erscheint, in Paris galt sie dem nun neuerwachten nationalen Bewußtsein doch nur als eine fremde. 1595 wurde der Friede zwischen Lothringen und König Heinrich geschlossen. Doch noch unter dessen Nachfolgern blieb der leidenschaftliche Haß gegen „das verwünschte Geschlecht der Liga" lebendig, wie sie es im lothringischen Herzog fortdauernd verkörpert sahen.

Straßburg aber und das Elsaß wußten seit Heinrich II., daß jetzt auch ihre Besitznahme durch die Franzosen zum Problem der Zeit geworden war. Auch am kaiserlichen Hof konnte man sich nicht darüber täuschen. Man beabsichtigte sogar, um der Gefahr zu begegnen, Straßburg zur Residenzstadt des jeweiligen römischen Königs zu erheben. Gleichzeitig wollte man indes

mit dieser Maßregel auch die am Rhein bedrohte katholische Kirche gegen das Vordringen des Calvinismus schützen. So komplizierte sich die Lage für Straßburg aufs neue. Sie konnte sich freilich wieder in günstigem Sinne klären, wenn 1568 nach dem Tod des Bischofs Erasmus, der das Schifflein seines Bistums recht geschickt durch die Fluten gesteuert hatte, ein reformationsfreundlicher Nachfolger gewählt wurde. Die Aussichten schienen nicht schlecht; denn im Domkapitel gab es, wie damals am ganzen Rhein und besonders in Köln, Persönlichkeiten aus altadligen Häusern, denen die schroffen Forderungen der Gegenreformation keineswegs genehm waren. Zunächst siegte jedoch noch einmal die strenge Richtung mit der Wahl des Grafen Johann von Manderscheid aus Köln. Unter ihm kamen die Jesuiten zum erstenmal ins Elsaß, wo sie 1580 das Kollegium zu Molsheim gründeten. Im österreichischen Ensisheim hatten die Kapuziner die Bekehrungsarbeit aufgenommen; erst 1614 folgten auch hier die Jesuiten. In Hagenau zogen sie zehn Jahre früher ein.

Unentschieden zog sich der Streit zwischen Protestantismus und Katholizismus in Straßburg selber hin, seitdem der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, die Reformationsversuche Hermanns von Wied erneuerte und dann, abgesetzt, nach Straßburg zog, wo er die Würde eines Domdechanten innehatte. Und als Manderscheid 1592 starb, da kam es, für das Gleichgewicht der Parteien charakteristisch genug, zu einer Doppelwahl: die Protestanten einigten sich auf den fünfzehnjährigen Brandenburger Markgrafen Johann Georg, mit dem nun zum erstenmal das Hohenzollerntum mit dem Elsaß in nahe Berührung tritt; die Stimmen der Katholiken aber fielen auf den Kardinal Karl von Lothringen, den Sohn Herzog Karls, womit Lothringen im Elsaß Fuß faßt. Mit ihm zugleich die katholische Ligue von Frankreich, die Guisenpartei, die zwar in Frankreich selbst von der Höhe ihrer Machtstellung wieder gestürzt war, aber dafür unsere gesamte Grenzmark in ihr politisch-kirchliches System hineinzuziehen versuchte.

Ein Jahr zuvor war auf der deutschen Gegenseite die Torgauer Union von den protestantischen Fürsten geschlossen worden, die mit ihren naturgemäßen Beziehungen zu Heinrich IV. die spanisch-lothringische Position der Liga überquert.

Straßburg aber hatte in den gefährlichen Läuften bereits 1588 die alte Freundschaft, wie sie sich in der Fahrt des „glückhaften Schiffes" mit dem Züricher Hirsebrei so festlich-heiter bekundete, in Wehr und Waffen erneuert. Denn, sagt Fischart:

„Mit solchen Leuten solt man schiffen
Durch die Meerwirbeln und Meertiefen,
Mit solchen dörfft man sich vermessen,
Daß ein fremde Fisch nicht fressen."

Vier Jahre später begann der „Bischofskrieg": ein Krieg zwischen Lothringen und Straßburg. Beide, der Herzog und die Stadt, waren durch die Entwicklung der Verhältnisse gezwungen, ihre bisherige Neutralität aufzugeben. Bedeutsam und größeres Unheil verkündend, entspann sich dieser Religionskampf zwischen den Grenzmarken selbst. Die Augen Europas waren auf ihn gerichtet. 1593 kam es nach einer Schlappe der Straßburger unter den schwarz-weißen Fahnen des Brandenburgers durch kaiserliche Vermittlung zum Straßburger Stillstand, der auf eine Teilung des Stiftes hinauslief. Doch der Streit um den Besitz des Ganzen hörte deswegen nicht auf. Straßburg und der Hohenzoller verloren ihn, von den protestantischen Fürsten wieder einmal im Stich gelassen. Auch der bewaffnete Beistand der Schweizer hatte versagt. Noch mehr hatten die Protestanten auf Heinrich IV. gehofft. Aber diesem erlaubte der Zustand Frankreichs damals noch nicht, um die Straßburger Angelegenheit einen Krieg zu führen oder auch nur seinen Frieden mit dem Lothringer wieder trüben zu lassen. So ließ sich Johann Georg 1604 mit Geld abfinden und wich aus dem Lande. Als indes sein siegreicher Rivale drei Jahre danach starb, setzten die Habsburger, ganz in Parallele mit der Bistumspolitik der Herzöge von Lothringen in ihren Landen, mit Leopold von Steiermark einen eigenen Bischof durch, dem später ein zweiter Habsburger folgte. In Lothringen aber schloß sich Herzog Heinrich II., der Sohn und Nachfolger Karls III., aus Furcht vor Frankreich wieder enger an das Reich an. Mit alledem schien die gesamte Grenzmark im kaiserlichen Sinne neu gestärkt.

Inzwischen hatte der Straßburger Handel auf den Reichstagen die politischen Gegensätze verschärfen helfen. Im Jülichschen Erbfolgekrieg brachen sie bereits als Vorspiel des Dreißig-

jährigen Krieges hervor, während Heinrich IV. diese Verwicklungen nun endlich benutzte, um als Bundesgenosse der Union den alten großen Kampf zu erneuern. Auf einem Unionstag zu Schwäbisch-Hall wurde Anfang 1610 unter dem Vorsitz des französischen Gesandten die gemeinsame Operation beraten. Die Unierten sollten im Frühjahr den Reichskrieg mit einem Einfall in die fränkischen und rheinischen Bistümer und mit der Besetzung des Elsaß wie der vorderösterreichischen Lande beginnen. Denn der Kaiser hatte den neuen Bischof von Straßburg dazu ausersehen, das erledigte Jülich zu besetzen und, während die Sache als einer der großen Erbprozesse beim Reichskammergericht noch schwebte, schon die Sequestration vorzunehmen.

So wurde das Elsaß die Operationsbasis für den Zug nach dem entfernten unterrheinischen Land und gleichzeitig eines der Ziele der Union. Wiederum brach für zwei Jahre die Kriegsfurie über unser Land herein. Ernst von Mansfeld, der später zur Union übertrat, hat sich hier im österreichischen Sold die Sporen verdient.

Heinrich IV. aber stellte im Winter 1609/10 zwei Armeen auf: eine Südarmee vor den Eingängen Italiens, eine Nordarmee unter seiner persönlichen Führung in Châlons, Mézières und Metz zum Einbruch in die spanischen Niederlande. Auch Elsaß und Lothringen zitterten, und sie hatten allen Grund. Bischof Leopold von Straßburg sollte von Metz her in seiner Residenz Zabern überfallen werden, während die Protestanten Straßburgs, so hoffte man, ebenfalls auf königliche Seite treten würden. Und Ende März drang bereits eine Handvoll Unionstruppen von Kurpfalz her ins bischöfliche Gebiet ein. Doch wer hätte verbürgt, daß der französische Retter der deutschen Libertät und christlichen Freiheit nicht eben in diesem Land seinen Lohn forderte? Vielleicht wäre das furchtbare Unheil des Dreißigjährigen Krieges für Deutschland vermieden worden, aber seine Vorherrschaft hätte Frankreich wohl schon ein halbes Jahrhundert früher errichtet, und das Elsaß wäre Heinrich IV. nicht wieder entrissen worden, wenn der Jülichsche Krieg unter ihm seinen Fortgang genommen hätte.

Lothringen hatte der sterbende Karl III. mit schweren Sorgen für die nächste Zukunft seinem schwachen Sohn Heinrich

übergeben. Trotz der Verstärkung der festen Plätze an der Westgrenze, Vertragsschlüssen mit den katholischen Fürsten des Reiches und den katholischen Kantonen mußte das Land dem vorrückenden französischen König als erstes zu Füßen liegen. Im übrigen hatte dieser bereits durch eine zähe Heiratspolitik für die kampflose Angliederung des Herzogtums vorgesorgt, die am Lothringer Hof selbst in der Herzogin, einer nahen Verwandten der Königin Maria Medici, ihre Stütze hatte: das eine Projekt bestand in der Verlobung der lothringischen Erbprinzessin Nicolette mit dem jungen Dauphin Ludwig; und um noch sicherer zu gehen, wurde auch eine Verbindung von Nicolettens Schwester Claude mit Gaston von Orléans, dem Bruder des Dauphins, in Aussicht genommen. Aber noch weitere Schritte waren bald nach Anfang des Jahrhunderts geschehen: den lothringischen Bistümern wurde verboten, die auf den Reichstagen veranschlagten Reichshilfen zu zahlen und die Entscheidungen des Reichskammergerichts anzurufen; die Befugnisse des königlichen Statthalters in Metz wurden in allen bischöflichen Orten denen in den Städten gleichgestellt; in Metz wurde ein königlicher Gerichtshof eingesetzt und mit alledem vertrags- und rechtswidrig die volle Einverleibung der Bistümer fast schon vollzogen.

Schon traf man in Nancy Anstalten, Nicolette vor einem Handstreich des Königs zu sichern, als die Nachricht von seiner Ermordung einlief. Es war die letzte große Mordtat der Religionskriege und zugleich die folgenschwerste. Die große Abrechnung war auf weitere acht Jahre verschoben. Dann brach der Dreißigjährige Krieg aus.

Einem um sich fressenden Geschwür gleich breitete er sich weiter und weiter aus. Dem Frankreich neu umklammernden Bündnis zwischen Habsburg und Spanien, das als Ersatz für die ihm entgehende Kaiserwürde und zur Abrundung seines hochburgundischen Besitzes im Prager Vertrag von 1617 unter anderm das Elsaß zugesichert bekam, trat die französische Koalition entgegen. Aber erst mit dem Emporkommen Richelieus seit 1624 knüpfte Frankreich an die europäischen Pläne Heinrichs IV. und seine Vorwärtspolitik großen Stiles an. Das

austrasische Reich galt es wiederherzustellen und zugleich die Zugänge nach Italien zu erzwingen. Zwar blieb es noch lange Zeit als kriegführende Macht dem Ringen fern, aber es stand schon überall hinter den Gegnern der Habsburger und schürte für die Fortführung des Kampfes. Und der Kaiser selbst, durch Wallenstein im Norden auf einen nicht mehr geahnten Gipfel gehoben, sorgte mit dem Restaurationsedikt und der Erbitterung, die es bei den Protestanten erregen mußte, für diese Fortsetzung.

Inmitten der ungeheuren Spannung, die dem Kriegsausbruch voranging, hatte Straßburg, das einzige Mitglied der Union im Elsaß, schon die ersten militärischen Vorbereitungen getroffen. Diplomatisch war das Kollegium der Dreizehner in fieberhafter geheimer Tätigkeit. Als dann die Union nach dem Scheitern in Böhmen plötzlich in die Defensive zurückgeworfen war und in nächster Nähe rheinabwärts das Stammland des Winterkönigs überfallen wurde, da hatte die Reichsstadt geglaubt, sich noch einmal mit einer Neutralitätserklärung zwischen den Weltgegensätzen durchwinden zu können. In dem Streit zwischen den protestantischen Ständen und dem katholischen Kaisertum stand sie auf Seite der ersteren, in dem Kampf zwischen der französischen Krone und dem deutschen Kaisertum verwiesen sie Kultur und alte Reichstreue auf Seite des letzteren. Aber schon stand ihr ja seit dem spanisch-habsburgischen Vertrag nichts mehr weiter in Aussicht, als entweder spanisch oder französisch zu werden.

Freilich, für kurze Zeit erschien noch eine dritte Möglichkeit. Frühzeitig traten neben den großen allgemeinen Gegensätzen die ehrgeizigen Bestrebungen einzelner Führer hervor. Schon 1621 wandte sich der Mansfelder, für den vertriebenen Friedrich von der Pfalz kämpfend, gegen die österreichischen Besitzungen im Elsaß, um sich dort mit dem Mittelpunkt Hagenau ein eigenes Fürstentum zu gründen. Aber das war ein Intermezzo, und gerade damals wurde Straßburg infolge des städtischen Mißtrauens gegen die Fürsten, jenes alten inneren Gegensatzes, der schon den Schmalkaldischen Bund vergiftet hatte, unter Kündigung der Union noch einmal in die Arme des Kaisers getrieben. Ferdinand II. ließ noch einmal, während Hagenau, Zabern, Colmar, Ensisheim unter die Gewalt des

deutschen Kondottiere fielen, die kaiserliche Gnadensonne über der Reichsstadt lächeln und erhob die Straßburger Schule in aller Form zur Universität, die dann noch auf lange hinaus als mächtiger Kulturfaktor die innere Gemeinschaft mit dem deutschen Geistesleben festhielt.

Aber längst hatte ja die Gegenreformation drohend ihr Haupt erhoben, und 1617, vier Jahre vor der kaiserlichen Universitätsgründung in Straßburg, im Augenblick der ersten Jahrhundertfeier der Reformation, war schon die Jesuitenschule in Molsheim zur Akademie erweitert worden. Wie flogen da in hitzigem Federkrieg die Schmähungen hinüber und herüber. Dann schaffte, als Mansfeld dem Elsaß schon wieder für immer den Rücken gewandt hatte, Erzherzog Leopold als Inhaber des Straßburger Bischofssitzes auf dem platten Land den evangelischen Gottesdienst unter Vertreibung der Prediger förmlich ab. Auch Hagenau, Schlettstadt, zumal Colmar rückte man bereits mit schroffen Maßnahmen zu Leib. Und mit dem fanatischen kaiserlichen Restitutionsedikt hatte endlich auch die Stunde für den Straßburger Protestantismus geschlagen.

Die Volksmenge dort, noch völlig von religiösen Antrieben beherrscht, aufrichtig protestantisch gesinnt, war wütend über diese Belohnung einer nochmals bewiesenen Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, tief erbittert gegen die Leitung der eigenen Stadt, die sich freilich in den Händen von Epigonen befand. Man sehnte sich nach dem Mansfelder zurück, verurteilte die gegen diesen gerichtete Politik der letzten Jahre. Über alledem aber gedieh, während die Selbständigkeit der alten Großzeit zerbröckelte, der Weizen Frankreichs. Mehr und mehr hatten sich unter den neuen geschäftsgewandten, in universeller Geistesbildung wurzelnden Männern des Rats wie unter den breiten Schichten auch die politischen Sympathien für Frankreich eingeschlichen, und schon war mit dem verhängnisvollen Jahr 1624 der französische Versucher zur Stelle: das Liebeswerben begann mit der Sendung gewandter Diplomaten, die bewaffnete Hilfe gegen jeden Feind anboten, auch in klingendem Gold für die Neuordnung der eben jetzt in traurigen Verfall geratenen städtischen Finanzen alsbaldige Unterstützung gewährten. Und während sich die Parteien in Straßburg auf solche Weise befehdeten und zersetzten, wandte sich eine andere elsässische Stadt,

Colmar, schon entschlossen der neuen versengenden Sonne im Westen zu.

Und doch war die Kultur überall im Elsaß noch so gut deutsch. Zwar Kaspar Brülow, der jugendliche Universitätsprofessor, der Jahr um Jahr für das Straßburger lateinische Theater seine Dramen lieferte, dichtete im fremden Gewand und neben biblischen in lateinischen Stoffen. Zu diesen humanistischen Ausläufern aber trat mit der erneuerten Meistersingerschule die deutsche völlig volkstümliche Dichtung eines Spangenberg, die mit naiver Selbstverständlichkeit sogar in übersetzten antiken Tragödien ihre populären Zwischenszenen einstreut, im Tierroman sich in epischer Breite ergeht und mit ihrer philiströsen Muse bei keinem Geburts- und Namenstag der Freunde und Gevatter fehlt.

Schon hatte freilich auch eine neue im Romanischen wurzelnde Richtung Fuß gefaßt, die mit Opitz' Buch „Von der deutschen Poeterey", hundert Jahre nach der Geburt Ronsards, eine Epoche straffer Regel und einheitlichen Kunststils schuf und in der südwestlichen Ecke Deutschlands, im Elsaß und in der Pfalz, durch den Import französischer Lieder und Schäferromane ihre längere Vorbereitung hatte. Aber gerade hier sollte sie mit Moscherosch alsbald wieder in herbste Deutschheit umschlagen.

In Lothringen hatte, wieder im ereignisreichen Jahr 1624, Herzog Karl IV., ein Sohn des Grafen von Vaudémont, Neffe und Schwiegersohn seines Vorgängers Heinrichs II., die Herrschaft angetreten. Eine der glänzenden Fürstenerscheinungen der Zeit, bei allen im ererbten Blut und in den Umständen beruhenden Charaktermängeln, und eine der tragischsten zugleich, der Herzog des Dreißigjährigen Krieges. Nirgends vielleicht wie in ihm und seiner Geschichte spricht das ewige Auf und Nieder dieser wildbewegten Zeiten so vernehmlich zu uns, all ihr Gegensatz in Stimmungen wie Szenenwechsel: schimmernder Glanz und tiefer Sturz, düstere Melancholie und unerschöpfliche Leichtlebigkeit, Liebesgetändel mit schönsten Frauen und niegestillter Durst nach neuen Heldentaten, aber auch gebrochene Eidschwüre und standhafte Treue, Unbeständigkeit des Entschlusses

und dennoch Hingabe an ein einziges Endziel. Dazu eine Fülle romantischer Einzelschicksale auf dem trostlosen Hintergrund dieses Völkerelends. Alles in allem ein einziges großes Abenteuer, ein fürstliches und echt historisches Gegenstück zum Simplizissimus Grimmelshausens, das nicht nur 30, sondern 55 meist kriegerische Jahre umspannt, eine Laufbahn, die mit der Anteilnahme des 16jährigen am kaiserlichen Sieg beim Weißen Berg beginnt und mit dem Sieg des 72jährigen an der Conzer Brücke 1679 endet, und dennoch ein immerwährend unglücklicher Kampf um ein verlorenes Land und ein verlorenes Fürstentum.

Von Anfang an war Lothringen zugleich mit Savoyen im Süden die meistbedrohte Landschaft, als Richelieus Politik begann. So kam es, daß sich der Herzog eines Landes mit ganz überwiegend französischer Kultur, der Nachkomme französischer Paladine und Jugendgespiele Ludwigs XIII., während das deutsche Elsaß französische Bahnen einschlug, von Frankreich entschieden abwandte und auf Gedeih und Verderb den kaiserlichen Fahnen folgte mit dem einen großen Endzweck: sein Lothringen aus der französischen Umgarnung zu retten und selbständig zu erhalten.

Wie in Straßburg, so wurde zwar alsbald auch in Nancy der französische Köder ausgeworfen. Hier freilich bedurfte es von Anfang an ganz anderer Lockungen: um den engsten Anschluß des jungen Herzogs an die französische Politik zu erreichen, soll ihm sogar die römische Kaiserkrone nach Niederwerfung der habsburgischen Macht in Aussicht gestellt worden sein. Aber noch während der Anwesenheit der französischen Agenten trat der Kardinal mit brutalen Vergewaltigungen auf. Die Bestrebungen Heinrichs IV. auf Einverleibung der Bistümer waren noch einmal am Protest des Kaisers und der Metzer Bürgerschaft gescheitert. Die Regentin Maria Medici hatte diese Tendenzen schon gewalttätiger mittels eines Annexionsdekrets für Metz und grausamster Mißhandlung der Widerstrebenden fortgeführt. Jetzt setzte Richelieu dort eine Kommission aus drei Parlamentsräten ein, die nach dem mittelalterlichen uns schon bekannten Vorspiel einen zweiten und direkteren Vorläufer des Reunionsverfahrens darstellt. An der Hand der Urkunden im Bischofsarchiv wurden alle einstigen Abhängigkeiten ausgegraben und beim Mangel solcher Rechts-

titel Zeugen aufgeboten. Auf ſolche Weiſe wurden faſt alle herzoglichen Erwerbungen ſeit René II. als ehemalige Gebietsteile der ſelbſt geraubten Bistümer für die franzöſiſche Krone in Anſpruch genommen.

Dieſe feindſeligen Umtriebe waren es, die den Herzog zunächſt in das gegen Richelieu geſponnene Intrigengewebe am franzöſiſchen Hof verflochten, in das undurchſichtige Parteigetriebe der katholiſch-ſpaniſch empfindenden Königin-Mutter, der beſtrickenden Herzogin von Chevreuſe und Monſieurs, des leichtſinnigen Gaſton von Orléans. Schon aber hatten ſtarke kaiſerliche Truppen vom Elſaß her Vic und Moyenvic beſetzt, um dem ſich eifrig rüſtenden Herzog, wenn nötig, die Hand zu reichen. Auch von England her knüpften ſich trotz der franzöſiſchen Heirat König Karls I. die Fäden in Nancy wie in Wien und Savoyen, während der Herzog in Verhandlungen mit Spanien und der Liga die Stellung eines Generaliſſimus zwiſchen Rhein und Maas erſtrebte, wie ſie ähnlich ſchon ſein Vater innegehabt hatte. Dem Kaiſer ſchrieb er: Frankreich werde wie ein Bergſtrom ſein Land überfluten und dann das Reich mit dem gleichen Schickſal bedrohen. Richelieu aber blieb von all dieſen Verbindungen nichts verborgen. Mit der Einnahme La Rochelles, des hugenottiſchen Stützpunktes, bekam er 1628, kurz vor dem Reſtitutionsedikt, im Innern die Hände frei, um im Bund mit dem Proteſtantismus, den er in Frankreich unterdrückte, den Weltkampf gegen Habsburg nun ernſtlich aufzunehmen.

Der Krieg begann in Italien. Den Hauptſtoß aber überließ der Kardinal den Schweden, nachdem der Kaiſer den gewaltigen Vorteil, den er ſchon in der Hand gehabt, wieder aufgegeben, ſtatt Frankreich in ſtarker Offenſive anzugreifen, nach dem Wunſch der von dort beeinflußten Liga Frieden mit ihm geſchloſſen, die Armee reduziert und Wallenſtein entlaſſen hatte. Wie anders hätten ſich bei anderem Verhalten des Kaiſers auch die Schickſale der Grenzlande geſtalten können. Nun rückte aus äußerſter Ferne mit den Schweden das Verderben auch für das Elſaß heran, gleich einem der ſagenhaften Wikingerzüge, die einſt das lotharingiſche Mittelreich bedrängt hatten.

Mit der Schlacht von Breitenfeld war die vom Weißen Berg wettgemacht, auch das schwebende Gleichgewicht, das Frankreich zwischen katholischen und protestantischen Ständen zu seinem eigenen Vorteil erhalten wollte, war über den Haufen geworfen. Schrecken ergriff die ganze Pfaffengasse, als Würzburg fiel. Noch kein Jahr war seit Gustav Adolfs Aufbruch aus dem Norden Deutschlands vergangen, als schon die erste elsässische Stadt, Weißenburg, kapitulierte. Straßburg hielt sich noch immer in freilich mehr und mehr wankender, unklarer Neutralität. Immer verführerischer war gegenüber den kaiserlichen Übergriffen im Elsaß das Schlagwort der Schutzherrlichkeit Frankreichs geworden. Immer schwächlicher mußte die Stadt bald den Schweden, bald den Gegnern das Betreten ihres Territoriums gestatten, einmal von Gustav Adolfs Generalen, einmal von den österreichischen, dann wieder von den Lothringern den Rest ihrer Unabhängigkeit erkaufen.

Gustav Adolf hatte bereits seinen Sieg über den neuberufenen Wallenstein mit dem Leben bezahlt, als das eigentliche Kriegsgetümmel auf elsässischem Boden begann, die Österreicher und die Lothringer, die bischöflichen und die spanischen Truppen nacheinander von den Schweden geworfen, eine Stadt um die andere bis Colmar und Ensisheim von ihnen genommen und das ganze Land grauenhaftem Elend überliefert wurde. Nur im Sundgau kämpften noch die Bauern mit entmenschter Wut gegen die nordischen Würger. Von Frankreich aber hatte bereits die doppelte Umklammerung der Grenzmarken begonnen, indem der Trierer Kurfürst, mit üblem Beispiel vorangehend, sich offen an Frankreich anschloß, da ihm Kaiser und Reich keinen Schutz gewährten, und im Süden das württembergische Mömpelgard den Truppen Richelieus anheimfiel. Dem folgten französische Besitznahmen mitten im elsässischen Land: im Unter- wie im Oberelsaß begaben sich einige Städte und Städtchen vor dem Andringen der Kaiserlichen, da die Schwedischen nicht imstande waren sie zu halten, in französisches Schutzverhältnis und wurden alsbald von den königlichen Truppen okkupiert. Es lag, wie in allem, System auch in diesem französischen Verfahren, das immer noch ohne offenen Bruch Platz griff. Unter den großen Städten ging Colmar in feierlichem Vertrag mit Frankreich voran. Ja, von den Kaiser-

lichen selbst wurden die Franzosen eingelassen, wenn sie sich zu längerer Verteidigung unfähig fühlten; denn sie gönnten die Plätze lieber ihnen als den protestantischen Schweden. Es war ein schmählicher Wettlauf um die Herrschaft der Franzosen, die aus dem Gegensatz der Konfessionen ihren politisch-militärischen Vorteil zogen.

Als der Schwedenkönig heranrückte, war auch Herzog Karl zum Handeln gerüstet. Gastons Flucht vor Richelieu an den Nanziger Hof nach dem sogenannten Tag der Betrogenen und seine heimliche Verlobung mit Karls schöner Schwester Margarete hatten das persönliche Zerwürfnis zwischen Herzog und Kardinal besiegelt. Der Entschluß des Lothringers, sich von Frankreich völlig zu trennen, war nun endgültig. Sein katholischer Eifer konnte ihn im Anschluß an Spanien-Habsburg und in dem Streben, dessen Ansprüche als kaiserlich ligistischer Feldoberster auf dem linken Rheinufer zu verfechten, nur noch bestärken. Seine Stellung erweiterte sich denn auch sofort über das Elsaß hin, wo ihm der Kaiser bereitwillig Hagenau und Zabern als Sicherheitsplätze einräumte. Selbst eine rechtsrheinische Ausdehnung über Hessen oder die Pfalz und der Kurhut scheinen ihm nun von dieser Seite verheißen worden zu sein, und im Bistum Metz winkte ihm, was der Kaiser dort noch sein eigen nannte. Aber kaum, daß diese großen Aussichten sich eröffneten, als die Schlacht von Breitenfeld und Richelieus Beschluß, nun Lothringen gänzlich zu verderben und das linke Rheinufer bis ans Meer zu gewinnen, das Herzogtum aufs schwerste bedrohten. Stückweise, je nach dem Fortschreiten der schwedischen Waffen, sollte dem Kardinal die Beute anheimfallen.

Große französische Truppenmassen schoben sich nach der Champagne und in die Bistümer vor und begannen das von den Kaiserlichen besetzte Moyenvic einzuschließen. Karl dagegen eilte über den Rhein, um zunächst, mit den Kaiserlichen vereint, den Hauptschlag gegen die Schweden zu führen, der aber ausblieb, da Maximilian von Bayern — er war der Oheim des Herzogs — sich durch französische Verhandlungen lähmen ließ. Schon hatte Schweden ein Abkommen mit Frankreich

geschlossen, das diesem ganz freie Hand gegen Lothringen gab. Die Belagerung Moyenvics durch Ludwig XIII. rief den Herzog nun nach seinen Erblanden zurück. Als er Straßburg auf dem Heimweg mit kleinem Geleit berührte, war er dort kaum seines Lebens sicher, und sein Gefolge wurde ausgeplündert: die Stadt stand bereits mit Schweden und Franzosen im Bund.

Die Schweden aber streiften nach der Einnahme von Mainz das Nahe- und Saartal herauf ins Lothringische, den Franzosen schon fast die Hand reichend, die nun Moyenvic nach hartnäckiger Verteidigung eroberten. Von jeder Hilfe verlassen, war Karl, der bei alledem immer noch in persönlichen Zusammenkünften den französischen König aufsuchte, um ihn milder zu stimmen, wieder einmal zu Verhandlungen mit Ludwig gezwungen. Anfang 1632 legte ihm Richelieu unter dem Schein der Großmut in einem ersten erniedrigenden Vertrag den „Kappzaum" an. Es war freilich mehr als ein Kappzaum: es war der Anfang der langsamen Erdrosselung. Karl mußte allen Bündnissen gegen die französische Krone entsagen, allen ihren Feinden sein Land verbieten, den Verhaftungen, die königliche Beamte auf seinem Boden gegen Beleidiger der französischen Majestät verfügten, freien Raum lassen. Er verpflichtete sich, keine Verträge mit irgendeiner Macht ohne des Königs Wissen und Willen einzugehen, keine fremden Truppenwerbungen in seinem Lande zu dulden, dem königlichen Kriegsvolk dagegen jederzeit freien Durchzug zum Rhein zu gewähren und die Quartierlasten zu leisten, desgleichen ein kleines Hilfskorps zur Verfügung des Königs zu halten. Als Feinde des Königs waren in einem geheimen Zusatz der Kaiser, der König von Spanien, alle anderen Habsburger, des Königs Mutter und Bruder nebst ihrem Anhang bezeichnet. Für die Innehaltung des Vertrags und zugleich zur Buße wiederholten Treubruchs wurde Marsal mit seinen reichen Salinen, einem herzoglichen Monopol, auf drei Jahre dem König verpfändet, der seinerseits nur versprach, die lothringischen Staaten wider jedermann zu schützen und keinen Frieden ohne Einbeziehung des Herzogs zu schließen.

Dieser zu Vic unterzeichnete Vertrag machte Lothringen zur französischen Dependenz.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Man schlage einmal im „Principe“ Macchiavellis für dieses und die folgenden Verfahren die Rezepte nach. Man erinnere sich zugleich, daß Richelieu schon 1609 in der ältesten der aus seiner Feder stammenden Denkschriften die Theorie der Verstellungskunst behandelte und in der Folge jenen Italiener pries, „den alle schmähen und dem jeder nachfolgt“. Aber schon vor dem Ende des Weltkrieges mußten sich noch weit merkwürdigere Vergleiche mit Vorgängen der Kriegsjahre selbst wie der voraufgehenden Epoche aufdrängen: mit der Knebelung Griechenlands in seiner hilflosen Lage; mit dem Verfahren, wie es der erobernde Imperialismus der Weltstaaten gegen die Außenprovinzen verfallender Reiche oder gegen korrupte Despotien des Ostens anwendet, um sie, im Hintergrund die alles entscheidende Gewalt, in seine Netze zu ziehen, sich zu unterwerfen und sie aufzuteilen. Wie das zerfallende Türkenreich, wie das zerbröckelnde China und das dahinsiechende Persien wurde damals das heilige römische Reich deutscher Nation in seiner Vermorschung zum Ausdehnungsobjekt des Westens. Wie sich in unserem letzten Menschenalter von Korea bis Marokko jene Linie von Depressionsgebieten hinzog, genau so bildeten damals unsere gesamten Grenzen das Depressionsgebiet für das mächtig emporstrebende, in neuzeitlichen Monarchien straff zusammengefaßte Ausland. Heute liegt, Gott sei es geklagt, ein anderer Vergleich noch viel näher.

Und auch mit denselben Methoden, wie das heutige Frankreich wieder den Rhein entlang, wie das gestrige in Tunis oder Marokko, geht das Frankreich Richelieus und Mazarins und Ludwigs XIV. in unseren Westmarken vor: mit Lockungen und Drohungen, mit Gewinnung der Großen, mit Faktionsbildungen und Bestechungen, mit Einnahme einzelner Punkte und ganzer Strecken, mit Pfandnahmen, Protektoraten und Einflußsphären, mit Verträgen, die die erste Schlinge um den Hals des Wehrlosen werfen und den sich Sträubenden immer enger umschnüren, bis er regungslos am Boden liegt: ein Opfer übermächtiger Staatskunst mehr noch als ein Opfer des Waffensieges. Wenn aber der heutige Kapitalismus das Mittel der finanziellen Aussaugung noch weit raffinierter gestaltet, so hatte die Diplomatie jener Zeiten ein anderes Hilfs-

mittel voraus: der Verfallserscheinungen des Feudalismus, des hundertfältigen Geschlinges der alten Lehensabhängigkeiten, bemächtigt sich das neue Juristentum für seine Zwecke, um so seinen Herrn, den absoluten Machtstaat, mit dem ihm zu allen Zeiten nötigen Schein des Rechtes und der öffentlichen Moral auch im Werk der Zerstückelung zu umkleiden, während das Vorwärtsschreiten im großen immer von der uns schon bekannten vermeintlichen Rechtsidee des Karolingererbes getragen bleibt.

Karl aber hatte den Vertrag von Vic mit dem geheimen Vorbehalt unterzeichnet, ihn bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zu zerreißen; denn besser sei es unterzugehen, als so weiter zu leben. Und zur selben Zeit, als die Dokumente gewechselt wurden, vermählte sich Gaston insgeheim zu Nancy mit der Schwester des Herzogs: der beste Beweis, wie unaufrichtig die ganze Stipulation von diesem gemeint war. Alsbald nachdem sich der König wieder nach Paris begeben hatte, nahm er seine alten Beziehungen zum Kaiser, zu Spanien und zu dem jetzt in Brüssel weilenden Gaston wieder auf und ergänzte seine dezimierten Regimenter durch neue Werbungen. Und bereits schien ein neuer großer Umschwung mit der Wiederberufung Wallensteins bevorzustehen: sobald die Schweden niedergeworfen wären, die Neuaufnahme des Vormarsches gegen Westen.

Währenddessen holte jedoch Richelieu, abermals durch seine Späher von allem unterrichtet, schon zu einem zweiten Schlag gegen den Herzog als den gefährlichen Mittelpunkt aller Umtriebe aus. Jetzt sollte ganz Lothringen plötzlich überfallen, das Barrois für immer besetzt und der Herzog, wiederum unter dem Anschein der Freiwilligkeit, zur Abtretung seiner festen Plätze gezwungen werden. Der neue Siegeszug, der Gustav Adolf bis nach München führte und die rechtsrheinischen Gegner vollauf im eigenen Lande beschäftigte, erschien dem Kardinal als der richtige Zeitpunkt zur Ausführung. Eben jetzt gab sich der verängstigte Trierer der französischen Übermacht in die Hand. Nun geschah der geräuschlos vorbereitete Doppelstoß auf den ahnungslosen Herzog in Nancy von Diedenhofen und Metz her über Pont-à-Mousson, von der Champagne aus über Bar-le Duc und Bauoncourt, bei welchem

Ort ein friedlich kampierendes lothringisches Reiterregiment verräterisch niedergemetzelt wurde. Gegen Ende Juni 1632 wurde Karl der zweite Vertrag in Liverdun aufgenötigt. Er wiederholte die Artikel von Vic, überließ Stenay und Jametz auf vier Jahre und trat die Grafschaft Clermont, obwohl ein Reichslehen, mit ihren Dependenzen völlig an Frankreich ab. Richelieu triumphierte über diese Belehrung eines unbotmäßigen kleinen Fürsten und die Bestätigung des Wortes Karls V., daß von den lothringischen Herzögen nichts für das Reich zu hoffen sei, da sie ihre Staaten ohne Frankreich nicht zu erhalten vermöchten.

Immer noch ohne offenen Krieg gegen die Habsburger hatte Richelieu mittels dieser Tunifizierung in scheinbar rechtmäßigen Formen von Lothringen Besitz ergriffen, und von dieser Basis aus wollte er nun auch das Elsaß in seine Gewalt bekommen. Dabei aber stießen jetzt der Franzose und der übermächtig gewordene Schwede aufeinander. Es war der Augenblick, als für diesen die Überwältigung des ganzen Deutschen Reiches trotz zeitweiliger Hemmungen nicht mehr unmöglich erschien und schon der Anfang zu einer die Gesamtheit umspannenden bundesgenossenschaftlichen Organisation gemacht war. Krieg und Frieden zwischen den bisherigen Verbündeten lagen einen Moment in der Wagschale. Da kam dem Kardinal ein neuer unerhörter Glücksfall zu Hilfe: der Tod des großen Schwedenkönigs. In den protestantischen Städten des Elsaß wurden „Threnologien" verfaßt und Totenklagen angestimmt. Doch hatten sie auch schon, wie etwa durch den Straßburger Geschichtsprofessor Bernegger im Auftrag des Magistrats, Ludwig XIII. in Lobreden als Hort der deutschen Freiheit gepriesen.

Freilich galt es für Frankreich selbst nun wieder stärker einzugreifen, wenn auch immer noch unter Vermeidung des wirklichen Kriegs, da es noch keine geeigneten Feldherren besaß und das Odium der Feindschaft gegen die katholische Kirche nicht auf sich laden wollte. Dafür mußten jetzt um so mehr die deutschen Fürsten durch reichliche Geldspenden hintereinander gehetzt, die Interessen aller gegen alle durcheinander gewirrt und die schwedische Kriegsgeißel weiter geschwungen werden, bis Frankreich mit kluger Sparung seiner

Kräfte als Schiedsrichter Deutſchlands und des Kontinents auf den Plan treten könnte. Und ſo geſchah es. Ein Goldregen ergoß ſich über die großen und kleinen Herren und über die Städte. Die ſchmachvollſte Zeit für Deutſchland brach an.

Und währenddem bereitete ſich der dritte Gewaltſtreich gegen Lothringen vor. Schon tat die doppelte Umklammerung ihre Dienſte: die trierſchen Lande in franzöſiſchen, Mainz in ſchwediſchen, das halbe Elſaß in ſchwediſch-franzöſiſchen Händen, die zwei rheiniſchen und die ſchwäbiſch-fränkiſchen Kreiſe durch Oxenſtiernas Heilbronner Vertrag mit den Ständen neuerdings an Schweden gefeſſelt und vom Reich faſt losgelöſt: das ergab eine Einkreiſung, eine Iſolierſchicht für die neue an Lothringen vorzunehmende Operation. Und der Kardinal hatte den Herzog für alle Fälle in der Taſche. Setzte ſich dieſer gegen Übergriffe der Schweden zur Wehr, ſo konnten die letzteren bei ihrem Bundesgenoſſen über die Gewalttat des unter franzöſiſcher Protektion ſtehenden Fürſten klagen und Richelieu ihn bedrohen, weil er zur Selbſthilfe greife, ſtatt ſich von ihm beſchützen zu laſſen; ſuchte der Herzog dagegen ſeine Neutralität von den ſchwediſchen Generalen zu erkaufen, ſo vermochte ihn der Kardinal wieder zu beſchuldigen, er habe ohne Frankreichs Genehmigung mit einer fremden Macht Verträge geſchloſſen.

Die geheimen Verbindungen, die Karl mit Spanien wieder anknüpfte, in der Erwartung, daß das Heer des Kardinalinfanten von Italien her den Rhein entlang nach den Niederlanden ziehe, die abermaligen im eigenen Land betriebenen Rüſtungen gaben Frankreich den letzten Anlaß zum Einſchreiten. Es begann mit der offiziellen Einverleibung des weſtlichen Bar, für das Karl keinen Vaſalleneid geleiſtet hatte. Dieſer Strafmaßnahme folgte Anfang 1633 die zweite: die Errichtung eines königlichen Parlaments in Metz, das die juriſtiſche Tätigkeit jener Lehenskommiſſion fortzuſetzen hatte und zugleich den noch immer vorhandenen Reſten freiheitlichen Bürgergeiſtes den Todesſtoß gab, alles in ſchnödeſter Mißachtung der Verſprechungen Heinrichs II. Auch die bisher immer noch geübten Berufungen an das Reichskammergericht wurden jetzt unterſagt, in den Gerichtsſiegeln die Lilien an Stelle des kaiſerlichen Adlers geſetzt, jede noch vorhandene andersartige richterliche,

administrative, militärische Autorität zugunsten der absoluten französischen Monarchie zerbrochen.

Als die schwedischen Kräfte auf den Wink des Kardinals vor das damals lothringische Hagenau rückten, andere durch das Breuschtal in das Herzogtum einbrachen, kam es noch einmal zur kriegerischen Selbsthilfe des Gepeinigten. Während aber bei dem hanauischen Pfaffenhofen die lothringischen Reiter unterlagen, rückte Ludwig selbst bereits aus der Champagne gegen Nancy vor, und als der Bruder des Herzogs, mit dem König und Richelieu verhandelnd, auf die Pflichten Karls gegen Kaiser und Reich hinwies, da fiel vom Gegner das Wort: die Oberhoheit des Reiches über Lothringen sei nur eine Anmaßung, Frankreich, der wahre Souverän, habe sie dulden müssen, solange es klein gewesen sei, und der lange Besitz könne keine Rechte schaffen, da es zwischen Königen keine Verjährung gebe; jetzt, da Gott der französischen Krone die Macht gegeben, stelle sie ihr Gebiet in vollem Umfang wieder her, und die Nachwelt würde den König tadeln, wenn er dies unterließe. „Es ist", sagt Ranke, „als wollte Richelieu auf die alten Streitigkeiten des östlichen und westlichen Francien über das lothringische Erbe, die im 9. und 10. Jahrhundert ausgemacht waren, zurückkommen und sie zugunsten des letzteren entscheiden". Wir wissen, so war es auch.

Alle befestigten Orte von Epinal bis Mars-la Tour und von Charmes nordostwärts, mit Ausnahme von Bitsch, Wildenstein und der Bergfeste La Mothe, fielen in der allgemeinen Verwirrung. Nur Nancy, die Hauptstadt und damals einer der stärksten Plätze Europas, blieb sonst noch aufrecht; aber auch hier herrschte Ratlosigkeit, da vom Herzog, der am äußersten Südende seines Landes, in Remiremont, weilte und dort immer noch auf die Spanier hoffte, keine Befehle kamen. Dort unterschrieb er schließlich einen dritten Vertrag, wonach er sich zur Truppenentlassung verpflichtete und ihm außer dem Namen eines Landesherrn nur noch das Recht der Steuererhebung zustand. Als Unterpfand wurde jetzt die Stadt Nancy auf vier Jahre, d. h. nach Richelieus eigener Auslegung für immer und ewig, in die Hände des Königs gegeben. Das treue Volk verharrte in düsterem Schweigen beim Einzug des französischen Königspaares; als sich aber der geliebte angestammte Herr

zeigte, rief es: es lebe Seine Hoheit der Herzog! Und als der berühmte Nanziger Kupferstecher Jean Callot den siegreichen Einzug des Königs verherrlichen sollte, da weigerte er sich standhaft solchen Dienstes und sagte, er wolle sich lieber den Daumen abschneiden.

Erst nach Nancys Fall traf die sehnlich erwartete spanisch-kaiserliche Hilfe im oberen Elsaß ein. Schon standen sich dort Schweden und Kaiserliche zur Schlacht gegenüber; aber ein geheimer Befehl des auf Verrat sinnenden Wallenstein hatte dem General Aldringer die Hände gebunden, und unverrichteter Dinge führte er seine Truppen, die Spanier nach sich ziehend, nach Bayern zurück. Eben jetzt öffnete nun auch im Elsaß eine Stadt nach der anderen den Franzosen die Tore, während sie gleichzeitig der Württemberger in Mömpelgard einließ und im Norden das Erzstift Köln den französischen König als Schutzherrn annahm.

Doch noch ein letztesmal sollte der Herzog, obwohl nach Richelieus eigenem Ausdruck bereits nur noch „Skelett und Phantom eines Fürsten", die Macht der französischen Krone fühlen. „E a possederli sicuramente", sagt Machiavell von den angegliederten neuen Staaten, „basta avere spenta la linea del principe che li dominava". Darum hieß es nun, auch die Scheinherrschaft noch völlig beseitigen und das herzogliche Geschlecht auslöschen. Gastons in Nancy geschlossene heimliche Ehe mußte den Anlaß eines Pariser Parlamentsprozesses gegen den Herzog unter der völligen Rechtsverdrehung abgeben, als habe er den Bruder des Königs entführt. Und als Karl in seiner Verzweiflung Anfang 1634 alle seine Rechte seinem Bruder Franz Nikolaus übertrug, um, jeder Rücksicht ledig, mit einer Handvoll Reiter den Kampf gegen die Räuber seines Landes in den Heeren des Kaisers fortzusetzen, da wurde auch diese Art der Entsagung von den Pariser Advokaten als unrechtmäßig angefochten, da das salische Recht in Lothringen niemals gegolten und Karl demnach nur als Gatte seiner Frau regiert habe.

Neue Anschläge wurden unternommen, um sich der herzoglichen Familienglieder zu bemächtigen, welchen Herzog Franz Nikolaus wieder durch rasche Vermählung mit seiner Nichte

hervorgehoben. Wie es aber tatsächlich um Frankreichs Absichten bestellt war, das geht aus den intimen Äußerungen seiner Staatsmänner zur Genüge hervor.

Herzog Karl war seinem Temperament gemäß nach dem Umschwung der Nördlinger Schlacht wieder einmal von den ausschweifendsten Hoffnungen erfüllt. Selbst ein vergrößertes Lothringen in Gestalt des alten Zwischenreiches schwebte ihm schon wieder vor der Seele. Und er wurde in diesem Optimismus dadurch nur bestärkt, daß ihm der Adel seines Landes zuströmte und die Masse des Volkes ihm in rührendster Weise die Treue hielt. Was galten diesen braven Lothringern die königlich französischen Gerichte: alle Streitsachen brachten sie, statt an diese, an den herzoglichen ambulanten Hof in der Fremde. Überall war der Herzog mit seinen Truppen zur Hand. Aber von einem größeren Einbruch in sein eigenes Land mußte er dennoch infolge der Verpflegungsschwierigkeiten immer wieder abstehen. Und dort verjagte nun der Generalstatthalter der neuen „Provinz", Prinz Condé, auf königlichen Befehl alle Anhänger des Herzogs, auch die Jesuiten von Pont-à-Mousson, und machte im Lauf zweier Jahre, bis 1637, über zweihundert Burgen der als Rebellen verurteilten Edelleute dem Erdboden gleich. Selbst der Name Lothringen sollte aufhören zu existieren: jeder, der sich nach dem Lande benannte, war von allen Ämtern und Stellen ausgeschlossen. Wie in Feindesland wurden Kontributionen erhoben.

Doch der Kaiser hatte mittlerweile, durch den Prager Frieden im Rücken gedeckt, einen dreifachen großen Angriff auf Frankreich vom Unter-, Mittel- und Oberrhein her beschlossen und bis zum Sommer 1635 die schlecht geführten Franzosen überall in die Verteidigung zurückgedrängt. Noch einmal leuchtete Karl das Glück, als er sich endlich, von Johann von Werth unterstützt, der meisten Teile seines Landes wieder bemächtigen konnte. Nun aber gelang es dem Kardinal, den Herzog Bernhard von Weimar als Armeeführer zu gewinnen. Als dauernder Lohn wurde ihm neben dem Marschallstitel die Landgrafschaft Elsaß und die Landvogtei Hagenau mit

allen Rechten des Hauses Österreich übertragen. Und der kaiserliche Feldzug von 1636, der in seiner gesamtstrategischen Anfangssituation eine merkwürdige Analogie mit der Lage vor der Marneschlacht von 1914 aufweist, brachte wie schon derjenige des Vorjahrs nicht den erhofften Gewinn. Die Operationen gerieten ins Stocken, wurden rückläufig, während Paris, durch die schweifenden Reiter Johanns von Werth bereits in panischen Schrecken versetzt, sich in jähem Stimmungsumschwung wieder ermannte und Richelieus schon schwankendes Ansehen sich glänzender als je zuvor wieder befestigte.

Was half es, daß gelegentlich der Kaiserwahl Ferdinands III. die Kurfürsten in einem Gutachten die Wiedergewinnung Lothringens, der Vormauer des Reiches, und die Zurückführung des Herzogs Karl als eines der unumgänglichen Ziele für den Frieden aufstellten? Es war ein Fortschritt in der Erkenntnis der Reichsnotwendigkeiten, aber die Ohnmacht der Ausführung blieb die alte, als der junge Bernhard von Weimar 1637 die Reihe seiner glänzenden Feldzüge begann.

Im Frühjahr des nächsten Jahres legte er sich nach verschiedenen vorausgegangenen Siegen, wie dem von Rheinfelden über Johann von Werth, die sein Ausgreifen im Elsaß schon mächtig beförderten, vor das starke Breisach, den Schlüsselpunkt für das rechts- und linksrheinische obere Deutschland und das Verbindungsglied für die spanischen Besitzungen in Italien und den Niederlanden. Nachdem er die anrückenden Entsatzarmeen, darunter auch den Herzog von Lothringen bei Thann, geschlagen hatte, kapitulierte die Feste zu Ende 1638. Bernhard fing jetzt an, seine Stellung am Oberrhein auszubauen und das Elsaß zu einem selbständigen Fürstentum mit Breisach als Hauptstadt umzuschaffen, wie es ihm sein Vertrag mit Frankreich, der von keiner Abhängigkeit und keinen bei Frankreich zu verbleibenden Plätzen sprach, zu gestatten schien.

Straßburg hatte dem sächsischen Fürsten noch im Vorjahr in alter, vorsichtig lavierender Politik die Tore verschlossen gehalten. Unendlich schwierig, ja trostlos schien seine Lage und die Lage des Landes: in Ensisheim und Breisach Bernhard von Weimar, in Zabern und Hagenau seine Verbündeten, die Franzosen, in Benfeld die Schweden, mit denen Richelieu eben jetzt verabredet hatte, den Krieg gegen Habsburg gemeinsam zu

führen und ihn auch nur gemeinsam zu beenden. Welche Isolierung und Bedrängnis für die alte Reichsstadt: mehr und mehr trat die unbedingte Notwendigkeit der Anlehnung an eine der großen Mächte hervor; doch an welche, das war die ungelöste Frage, über der die Parteien sich immer bitterer befehdeten. Jetzt aber schien denn doch dem Rat die Einsicht zu dämmern, daß, wenn es überhaupt noch eine Form für die Erhaltung des alten Reichslandes und zugleich des Protestantismus in der Grenzmark gab, sie hier, in der Neugründung des frommen und tapferen Bernhard von Weimar gesucht werden müsse. So wurden die Beziehungen zwischen ihm und den Straßburgern enger und häufiger als bisher.

Richelieu aber sah längst mit steigender Sorge auf diesen immer selbständiger gewordenen Verbündeten. So war es nicht gemeint. Das Elsaß durfte Frankreich nicht entschlüpfen, nur als willigen Vasallenfürsten wollte man den Weimarer dort dulden und das hochwichtige Breisach auf jeden Fall selbst in der Hand behalten. Schon erkalteten darüber die französischen Beziehungen mit ihm. Von größeren Truppenunterstützungen für Bernhard zu einem Vorstoß über den Rhein wollte Richelieu nichts mehr hören. Als der Herzog sich aber mit eigenen Mitteln zu dem Unternehmen bereitmachte, da raffte ihn im Juli 1639 ein schleichendes Fieber hinweg.

Man hat ihn in der übertreibenden Weise der Zeit mit dem mazedonischen Alexander verglichen. Ob er bei längerem Leben das doppelte Ziel erreicht hätte, worauf es ankam, wer vermöchte das mit Sicherheit zu behaupten. Aber soviel ist gewiß: wie die Umstände lagen, war sein Tod ein unermeßlicher Verlust. Der Hofprediger hatte recht, als er in dem Trauergottesdienst im Breisacher Dom die Klage über den Toten in die Worte zusammenfaßte: „Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich!“ Bernhards Brüder, denen er den neuen Besitz hinterließ, vermochten ihn gar nicht anzutreten. So kam er, wieder nach testamentarischer Verfügung des Verstorbenen, bis zum allgemeinen Frieden an Frankreich, das sich durch rasches Zugreifen des im Augenblick noch wichtigeren Objektes, der herrenlosen Armee, nebst Breisachs versicherte.

So war auch dieser kurze Zwischenzustand schließlich zum Vorteil Frankreichs ausgegangen. Sein Glück schien unwider-

stehlich. „Der Hahn ist im Korb", schrieb damals ein Franzosenfeind, indem er trefflich die allgemeine Stimmung zum Ausdruck brachte, „sitzt auf fremden Eiern, er hat den Nutzen, das Kränzlein und den Preis, die andern den Sack". Binnen einem halben Jahr machten sich die Franzosen zu Meistern von Breisach, Ensisheim, Colmar, der Herrschaften im Sundgau und fast aller übrigen Städte. Straßburg blieb auch jetzt noch erhalten. Aber so eng war schon die Freundschaft gediehen, daß einer seiner Bürger der französischen Regierung Vorschläge über die beste Verwaltung des Landes an die Hand gab, die zugleich den eigenen Bedürfnissen entsprechen und den französischen Besitz sichern sollten. Wie hundert Jahre vorher die drei Reichsstädte, so wurden jetzt die elsässischen Orte behandelt. Im Dezember 1642 konnte Richelieu mit dem Bewußtsein aus dem Leben scheiden, auch das Elsaß zur französischen Provinz gemacht zu haben.

Auch die im engen Anschluß an die österreichische Verwaltung bereits eingerichtete weimarische Administration in Breisach ging einfach an Frankreich über. Noch während des Krieges konnte so die Ordnung hier wieder einziehen, und unter dem Schutz der französischen Behörden begannen die durch den Krieg vertriebenen Bewohner in ihre Wohnsitze zurückzukehren. Noch manches Ungemach hatten auch die elsässischen Lande von der hin und her flutenden Kriegswoge zu erdulden. Aber im Verhältnis zu den eigentlichen Kriegsschauplätzen haben sie sich im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges der Ruhe und des Friedens erfreut.

Für Lothringen dagegen begannen jetzt erst die schlimmsten Zeiten, und sie haben, als ob die Jahre der Schonung vor 1630 nachgeholt werden müßten, noch ein Dezennium über den Westfälischen Frieden hinaus gedauert. Die dortigen Greuel führen uns Callots Bilderfolgen der „Misères de la guerre" aus den 30ern mit schrecklicher Naturtreue vor Augen. Und was der Künstler mit seiner Radiernadel, das hat uns unmittelbar darauf Moscherosch in „stündlicher Gefahr des Lebens", also erst recht aus eigener Erfahrung und nicht minder realistisch mit der Feder geschildert: in dem Kapitel „Soldatenleben" der

„Gesichte Philanders von Sittewald", jener merkwürdigen Dichtung, die vor dem Endsieg auch der französischen Kultur an die „Sueños" des Spaniers Quevedo anknüpft und zum bedeutendsten deutschen Sittengemälde, dem Simplizissimus, überleitet.

Die Städte und Plätze waren in die Hände des rechtmäßigen Herzogs, dann wieder in die der Franzosen gefallen; was in dem raschen Wechsel der Stürmenden übrigblieb, waren Trümmerhaufen. Zugleich wurde die Zerstörung der Felder und Wohnstätten von den Franzosen völlig planmäßig betrieben, ja sogar die Abschiebung der Einwohner nach Canada wurde erwogen, alles, um den zähen Widerstand des Volkes, den Trotz des Adels, die unerschütterliche, leidenschaftliche Anhänglichkeit aller an den vertriebenen Herzog zu brechen, aber wohl auch, um diesem den Besitz seines zur Wüste gewordenen Landes zu verleiden und ihn, den rastlos Frankreich Bekriegenden, schließlich dem Umtausch Lothringens gegen ein innerhalb der französischen Grenzen gelegenes Kronland geneigt zu machen.

Seit 1636 schon hatte ihn Richelieu fast alljährlich daraufhin sondieren lassen. Von dem Pariser Parlamentsurteil war nicht mehr die Rede. Aber der Herzog hatte ein solches Ansinnen stets mit Stolz zurückgewiesen: er gedenke seine Staaten so wieder zu erhalten, wie sie zu Lebzeiten seines Vaters gewesen seien. Nach der neuen unglücklichen Wendung indessen, die der Fall von Breisach bedeutete, gewannen die Hoffnungslosigkeit und gleichzeitig der lange schon genährte Mißmut über die laue Kriegführung der kaiserlichen Generale, über die nebensächliche Behandlung der lothringischen Frage am Wiener und Madrider Hofe in Karls Seele die Oberhand. So trat denn der Kardinal in dem Augenblick, als die gefährliche Spannung mit Bernhard von Weimar zum offenen Zerwürfnis zu werden drohte, neuerdings an Karl heran. Ein Liebesverhältnis des Herzogs zu der schönen Dame von Cantecroix, mit der er in Besançon ohne Rücksicht auf seine noch lebende Gemahlin Nicolette eine selbst in jenem Zeitalter der Sittenverwilderung anstößige Doppelehe eingegangen war, wurde von Richelieu ausgenutzt, um den Gegner vollends kirre zu machen: man stellte dem Paar die Möglichkeit einer Scheidung der ersten Ehe und der Anerkennung der zweiten durch den Papst in Aussicht. So wurde der Herzog

im März 1641 zur Reise nach Paris vermocht, wo er dem König „sein Glück und seine Staaten" zu Füßen legte.

Man wird etwas an Philipp von Hessen und seine Doppelehe erinnert, die ihn so unheilvoll an Kaiser Karl band. Aber diese Vasallenschaft des Herzogs war ja ein Zwang, der auf nichts als Gewalt von französischer Seite beruhte. Und demütigend wie zuvor blieben die Bestimmungen, denen er sich bequemen, auf die er sogar, von König und Kardinal schlau überrumpelt, den feierlichsten Eid in der Schloßkapelle zu St. Germain leisten mußte. Es war ein Zurückgehen etwa auf den Vertrag von Liverdun. Noch dazu sollte die Hauptstadt bis zum allgemeinen Frieden dem König verbleiben, selbst Lunéville als eine Nancy zu nahe gelegene Stadt mußte der Herzog meiden, die Werke von Marsal sollten geschleift, die königlichen Beamten anerkannt werden. Würde aber auch nur ein Artikel des Vertrags verletzt, so waren Lothringen und Bar auf ewig der Krone Frankreich verfallen.

Karl, auch in seinen Hoffnungen in der Eheangelegenheit enttäuscht, verfuhr wieder, wie man in diesen Zeiten ohne Treu und Glauben immer tat, und genau nach dem Beispiel, das Franz I. nach Pavia gegeben hatte: er legte noch am selben Tag einen geheimen Protest nieder und betrachtete den ihm durch Betrug aufgezwungenen Schwur als null und nichtig. Dann stellte er sofort die ihm verbliebenen Plätze wieder her und hielt, von seiner Dame begleitet und von einem Überschwang des Jubels, einer an mittelalterliche Heiligenverehrung erinnernden Hingabe seines verarmten und gemarterten Volkes begrüßt, einen feierlichen Umzug im Lande.

Eine nochmalige Erhebung gegen Richelieu im Innern und von außen folgte, an der sich Karl, statt seine Truppen mit den königlichen zu vereinigen, schließlich wieder mit den Waffen beteiligte. Neue Kriegsgreuel brachen infolgedessen über Lothringen herein. In zwei Monaten waren wieder alle Plätze in französischer Hand. Karl, abermals geächtet, dazu exkommuniziert, warf sich, zum zweitenmal ein landloser Fürst, mit seinen Truppen wieder über den Rhein nach Schwaben, um dort neuerdings das Kriegsglück zu versuchen.

Nur um wenige Monate überlebte Ludwig XIII. seinen genialen Minister. Als der fünfjährige Ludwig XIV. im Mai

1643 unter der Regentschaft seiner Mutter Anna den Thron bestieg, mochten viele Gegner der französischen Krone auf einen inneren und äußeren Umschwung hoffen. Aber alsbald gelang es Richelieus Nachfolger Mazarin eine neue innere Empörung niederzuwerfen und sich dann mit frischer Kraft wieder den auswärtigen Angelegenheiten zuzuwenden. Die Politik Frankreichs blieb in den großen von Richelieu vorgezeichneten Bahnen. Mit der Erwerbung der Freigrafschaft und Luxemburgs wollte der Italiener das Werk seines Vorgängers vollenden, das alte Reich Austrasien im ganzen Umfang wieder herstellen. Die spanische Politik war längst der französischen unterlegen, jetzt wurde auch die Kriegsmacht des spanischen Fußvolkes, die immer noch für unüberwindlich gegolten hatte, bei Rocroi aufs Haupt geschlagen. Und die Eroberung Diedenhofens ergänzte den Besitz Breisachs in wirksamster Weise: nun hatte Frankreich rheinauf- und rheinabwärts die große Flankensicherung Elsaß-Lothringens und zugleich eine zweite wichtige Einbruchsstelle ins rechtsrheinische Deutschland in Händen.

Da gelang dem glänzenden Heerführer Franz von Mercy, der selbst aus Lothringen stammte, im Verein mit Herzog Karl ein neuer Schlag gegen das französisch-weimarische Heer bei Tuttlingen in Schwaben. Nochmals winkte dem Kaiser und seiner Sache der Erfolg. Aber neue Feinde im Osten, die Schweden unter Torstenson im Norden, der Abfall der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen hinderten wieder einmal die strategische Ausnutzung gegen Westen, und Frankreich hatte in Turenne seinen besten Feldherrn aus Italien an den Rhein berufen, der den Sieg dort aufs neue an seine Fahnen fesselte.

Vier Jahre vor dem tatsächlichen Friedensschluß hatten zu Münster und Osnabrück bereits die Beratungen begonnen, hatten sich die Federn der ersten Diplomaten der Zeit in Bewegung gesetzt, um in mühevoller Arbeit Paragraph um Paragraph des großen Friedenswerkes festzulegen.

Während nun aber Frankreich von vornherein entschlossen war, niemals in eine Restitution des Herzogs zu willigen, da er als selbständiger Fürst eines an Frankreich grenzenden Landes

wegen seiner nahen Verbindung mit den französischen Großen der Krone gefährlicher sei als Spanien mit all seiner Macht, wollten Österreich und Spanien von Anfang an nicht ohne äußersten Zwang den durch dreißig furchtbare Jahre trotz seiner mancherlei Seitensprünge im ganzen treugebliebenen Bundesgenossen und tapferen Kriegshelden preisgeben. Hartnäckig bestanden sie auf ihrer Forderung, ebenso hartnäckig wurde sie auf französischer Seite verweigert: die lothringische Sache sei abgetan, der Herzog sei ein Untergebener des Königs von Frankreich und gehöre mit seiner Angelegenheit vor das Pariser Parlament, nicht auf den Friedenskongreß zu Münster. Er habe den einen Teil seiner Länder wegen Untreue als Vasall verwirkt, den anderen, in dem er Souverän gewesen, wegen Bruches der eingegangenen Verpflichtungen.

Doch Habsburg entsandte Ende 1645 mit Graf Trautmannsdorff einen seiner besten Diplomaten. Er bot als Äußerstes den souveränen Besitz der geraubten drei Bistümer und Städte, dazu Moyenvic und Pinerolo in Italien. Dagegen verlangte er die unbedingte Restitution Lothringens, ohne die weder Spanien noch Österreich Frieden schließen würden. Die Franzosen taten erstaunt, daß man ihnen Metz, Toul und Verdun anbiete, als ob sie es längst völlig legal besäßen. Auch Lothringen sei von Frankreich rechtmäßig erworben. Als Entschädigung für alle Opfer müßten sie weiter das obere und untere Elsaß mit dem Sundgau, den Breisgau mit Breisach und den Waldstätten, endlich Philippsburg fordern.

Nochmals die Kaiserlichen: Lothringen zu schützen und zu erhalten, sei das Reich feierlich verpflichtet, schon durch den Nürnberger Vertrag, dann durch den Prager Frieden und den Kurfürstentag von Regensburg; die Verträge des Herzogs mit Frankreich seien dagegen in trugvoller Absicht erzwungen, auch nie zu voller Ausführung gelangt und deshalb nichtig. Trotzdem blieb der Herzog vom Kongreß ausgeschlossen. Und wenn sich die Franzosen bei diesem Streit auf die Meinung der Reichsstände selbst beriefen, so sollten sie nur allzusehr recht behalten: in einem Gutachten namentlich der kleineren protestantischen Fürsten zeigte sichs bald, wie sehr sie unter französischen Einfluß geraten waren, und wie wenig es ihnen um Lothringen zu tun war. Es erwies sich aber auch die verhängnisvolle Wir-

kung jenes Vertrages von Nürnberg. Um Lothringens willen durfte nach ihnen die Herstellung des Friedens nicht aufgehalten werden: der Herzog sei zwar ein Stand des Reiches, aber nur mit der Herrschaft Nomény; im übrigen sei er souverän und möge sich, wie schon mehrere Male bisher, mit Frankreich selbst vergleichen.

Zehn Jahre vorher hatten die Kurfürsten, wie wir uns erinnern, die Herausgabe Lothringens und die Wiedereinsetzung des Herzogs selbst gefordert. Jetzt lag Österreich am Boden, von Italien bis nach Artois wie an der Donau stand die siegreiche französische Heeresmacht. Zwei der Kurfürsten hatten sich bereits mit den Schweden verglichen, und Anfang 1647 schloß nun der Bayer, ein lange verfolgtes Ziel der französischen Staatskunst, für sich und Kurköln mit Frankreich ein Abkommen unter dem ausdrücklichen Versprechen, dem Haus Habsburg und dem Herzog von Lothringen weiter keinen Beistand zu leisten. So war endlich auch der Kaiser zum Nachgeben gezwungen. Er gewährte Frankreich den vollen Besitz von Metz, Toul und Verdun, nebst den „Distrikten ihrer Episkopate", und Lothringen überließ er seinem Schicksal.

Auch mit Spanien hatte sich, neben diesen Verhandlungen einhergehend, ein hartes Ringen über die lothringische Frage erhoben. Frankreich bot hier formell zwar mehr: unter der Bedingung, daß Karl sein Heer entlasse und seinen Aufenthalt in Italien oder jenseits des Rheins nehme, wollte es sich zu einer Rentenzahlung bis zur Großjährigkeit des Königs, sodann zur Rückgabe der souveränen Teile oder zum Austausch gegen eine gleichwertige Herrschaft verstehen. Aber Spanien, das mit Recht bei diesem Angebot alles in das spätere Belieben des Königs gestellt sah, erklärte sich nur bereit, in die dauernde Einverleibung der französischen Lehensstücke einzuwilligen, dagegen sollte Frankreich die Herausgabe des Landes an den Herzog verbürgen. Darüber scheiterten die gesamten Verhandlungen mit Spanien, das Anfang 1648 einen Sonderfrieden mit Holland zustande gebracht und sich so den Rücken gedeckt hatte, so daß es sich nun fähig fühlte, den Kampf mit Frankreich fortzusetzen.

Dadurch aber sah sich Servien, der französische Unterhändler, wieder veranlaßt, bei Kaiser und Reich auf eine Ver-

pflichtung zu drängen, daß sie jeder künftigen Einmischung in die lothringische Angelegenheit entsagten und des Königs gegenwärtige und künftige Feinde, das hieß Spanien, in Streitigkeiten wegen des burgundischen Kreises und Lothringens nicht unterstützten. Zwar gab es noch einen großen Kampf um die endgültige Formel, in deren Abfassung sich schließlich auf Ersuchen der friedensdurstigen Stände auch die Schweden in Osnabrück einmischten. Lothringen blieb hiernach vom gegenwärtigen Vertrage ausgeschlossen, und nur in friedlicher Vermittlung durften sich Kaiser und Stände an der lothringischen und burgundischen Sache beteiligen. Es war die Erklärung seiner eigenen Ohnmacht, die der Kaiser im Oktober 1648 mit Annahme dieser Klausel vollzog.

Man hat vielfach bei einem Vergleich der Abmachungen über die lothringische und die elsässische Sache jenen wenigstens den Vorzug der Klarheit eingeräumt, aber dabei den doch höchst zweideutigen und ebenfalls lange umstrittenen Ausdruck „Distrikte der Episkopate" nicht genügend berücksichtigt: nach den französischen Kommentaren verstanden die gegnerischen Unterhändler darunter nicht nur die weltlichen Dependenzen der Bistümer, sondern auch alle Orte, selbst die reichsunmittelbaren Enklaven, über die sich ihre geistliche Jurisdiktion erstreckte. Anders verhält sich die Wissenschaft von Anfang an gegenüber der elsässischen Frage. Bis vor kurzem noch stritten hüben und drüben die Federn der Historiker und Staatsrechtler mit dem Aufgebot allen Scharfsinnes, was denn eigentlich über das Elsaß ausgemacht worden sei. So hat sich der Dreißigjährige Krieg über dieser Frage zu einem mehrhundertjährigen verlängert.

Daß Frankreich seine Hauptentschädigung im Elsaß suchen würde, das von ihm erobert und besetzt war, konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein. Und im September 1646 waren die kaiserlichen Gesandten infolge des fortdauernden Waffenunglücks und des schon beginnenden Schwankens von Bayern zur Einwilligung gebracht. Als damals der Präliminarfriede zustande kam, sandten die französischen Bevollmächtigten Servien und Avaux ihren Glückwunsch an die Königin-Regentin, daß nun das große Ziel erreicht, der deutsche Rhein Frankreichs Grenze sei. Waren sie zu solcher Botschaft berechtigt, sofern sie den gesamten elsässischen Stromlauf meinten? Bis

in die neueste Zeit neigten die Franzosen im Widerspruch zu der deutschen Forschung zu der Anschauung, daß das ganze Elsaß schon durch den Westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden sei. Deutscherseits sind dagegen abschließende Untersuchungen vorgenommen worden, die im Zusammenhalt mit dem früher über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Elsaß Gesagten[1]) das Folgende als gesichertes Ergebnis feststellen.

Von vornherein haben die Franzosen nur österreichischen und nicht Reichsbesitz als Entschädigung beansprucht unter der Annahme, sie befänden sich nur mit Österreich, nicht mit dem Reich im Krieg. Nur darin schwankten sie kurze Zeit, ob sie nur die elsässischen oder auch noch die rechtsrheinischen Besitzungen Habsburgs erwerben sollten. Zu diesem österreichischen Besitz aber rechneten sie auch die Schutzrechte über elsässische Reichsstände, und zwar nicht nur über die zehn Städte und jene Reichsabteien im Süden, vor allem Murbach und Lüders, über die ja Österreich in der Tat derartige Rechte besaß, sondern auch über andere ober- und unterelsässische Stände. Sie überschätzten offenbar den österreichischen Besitz im Elsaß ganz bedeutend und glaubten, sie erhielten damit eine Art von Oberhoheit über den größten Teil des Landes. Sie wurden aber in ihrer Überschätzung durch die Kaiserlichen selbst bestärkt, die die österreichischen Rechte auch im Unterelsaß unter dem Begriff einer Landgrafschaft abtraten, welche, wie wir wissen, längst gar nichts mehr bedeutete; überdies hatte sie Habsburg niemals gehört, nur die Landvogtei hatte dieses Haus inne. Die Kaiserlichen taten es, anfangs vielleicht aus eigener Fahrlässigkeit und Unkenntnis, im weiteren Verlauf der Verhandlungen aber, nachdem sie dazwischen einmal die allein richtige Bezeichnung „Landvogtei" angewandt und die Franzosen damit nicht befriedigt hatten, aus Furcht vor sonst neuen Hausverlusten am rechten Rheinufer, obwohl sie wissen mußten, daß sie die Reichsstände damit aufs schwerste schädigten.

Es war immer so, und Ludwig XIV. hat es später einmal selbst gesagt: von den habsburgischen Erfolgen gegen Frankreich hatte das alte Reich keinen Segen mehr, die habsburgischen Niederlagen büßte es mit, ja es bezahlte, wo nur immer möglich, die

[1]) Vgl. S. 41 ff.

Zeche. Die elsässischen Städte haben denn auch, Straßburg voran, die Gefahr, die für ihre Unabhängigkeit in der trügerischen Formulierung lag, bald erkannt. Und Städte und Fürsten im Reich, ohne Unterschied der Konfession, hatten volles Verständnis für diese Befürchtungen.

Auch über die Frage der Abtretung aller Teile als Reichslehen oder zum souveränen Besitz wurde lebhaft verhandelt. Die Franzosen selbst erkannten ihren größeren Vorteil in der ersten Form, die ihnen Sitz und Stimme auf den Reichstagen und damit die dauernde Einmischung in die inneren deutschen Angelegenheiten gewährte, unter Vermeidung der ihnen gar nicht so sehr erwünschten ständigen Streitigkeiten mit den Reichsunmittelbaren, welche die schroffere Form mit sich bringen mußte. Und auch die Stände hätten diese Art durchaus bevorzugt; um den Gefahren französischer Übergriffe zu entgehen, und um im Reich ein besseres Gleichgewicht gegenüber dem Haus Österreich zu erzielen, schlugen sie die Lehensnahme noch einmal im letzten Augenblick den Franzosen vor, als das verhängnisvolle Wort „Landgrafschaft" für das ganze Elsaß längst feststand. Aber die Kaiserlichen waren es wieder, die auf der Abtretung als souveränem Besitz bestanden.

So kam es am 24. Oktober 1648 zur Ratifikation des Vertrages. Der Kaiser, für sich und das gesamte Haus Österreich, sowie das Reich begeben sich aller Besitzungen und Rechte des Hauses Habsburg auf Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, den Sundgau, die Landvogtei über die zehn Städte mit allen dazugehörigen Dörfern, so daß alle diese Gebiete, desgleichen alle ihre Vasallen, Städte, Dörfer, Burgen usw. ohne jeden Vorbehalt mit aller Jurisdiktion und voller Souveränität in Ewigkeit dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich zugehören. Der König ist dagegen verpflichtet, nicht nur die Bischöfe von Straßburg und Basel nebst der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen reichsunmittelbaren Stände im Ober- und Unterelsaß, desgleichen die zehn Reichsstädte in ihrer Freiheit und im Besitz der Reichsunmittelbarkeit zu belassen, so daß er sich mit denjenigen Rechten begnügt, welche dem Haus Österreich zustanden, „so jedoch, daß durch diese gegenwärtige Deklaration allem dem oben zugestandenen Souveränitätsrecht kein Abbruch geschehen soll".

Der merkwürdige Schluß bezieht sich allein auf die Vogtei: auch sie ging als souveräner Besitz, nicht als Lehen in Ludwigs Hände über, aber wohlgemerkt die Vogtei als Amt, nicht etwa die zehn Städte selbst. Nimmt man diese Interpretation von Wort zu Wort vor, so bleibt heute keine Schwierigkeit. Damals aber war es ganz anders. Zu der ersten Unklarheit des Begriffs „Landgrafschaft" war diese zweite höchst widerspruchsvoll klingende Schlußklausel getreten. Sobald man diese aus dem Zusammenhang riß, war alle Reichsfreiheit der Stände in Frage gestellt. Und sobald man daran ging, den Inhalt jenes Begriffes „Landgrafschaft" für das untere Elsaß praktisch zu verwerten, lag die Umdeutung in das Unterelsaß als Gesamtlandschaft nahe.

Und will man denn glauben, die Franzosen hätten sich um der schönen Augen des Reiches willen auf den österreichischen Besitz von vornherein beschränkt? Sie taten es, weil sie sich noch nicht stark genug fühlten, sofort das Ganze zu verschlucken, und sich die weiteren Etappen für die Zukunft vorbehielten. Und schon die damaligen Unterhändler brachten es mit der naiven Unbefangenheit der Diplomatie ihrer Zeit in Denkschriften zum Ausdruck, daß man zur guten Stunde die Friedensbestimmungen zum Vorteil Frankreichs interpretieren müsse, während sie anderseits den Satz aussprachen, daß Frankreich im Westfälischen Frieden zu Recht nur das erhalten habe, was bisher im Besitz des Hauses Österreich gewesen sei.

Die scheinbare wie die wirkliche Unklarheit des Wortlautes gaben dem Machtstaat die Mittel in die Hand, bei nächster Gelegenheit weiterzuschreiten. Die Analogien mit der imperialistischen Politik der Gegenwart liegen wieder zutage. Von Ludwig XIV. selbst stammt die Äußerung, daß Fürsten und Staaten sich nie auf die allemal verschiedener Auslegung fähigen Verträge verlassen dürften, sondern immer mit dem Handeln eines jeden nach seinen Interessen rechnen müßten.

Lothringens Zukunft war, als ihm wie einem Friedlosen die Türen zu Münster verschlossen waren, an die Geschicke Spaniens geknüpft. Des Herzogs eigene Schicksale aber werden nun immer merkwürdiger und sein ganzes Wesen zugleich immer seltsamer. Er führt am Rhein das Leben eines Wege-

lagers im großen Stil und beginnt zur selben Zeit, indem er sein Heer Jahr um Jahr dem Brüsseler Hof vermietet, ein einträgliches Geldgeschäft. Dazwischen denkt er wieder an das Ziel, das ihm Frankreich einst vorgegaukelt haben mochte: seine Wahl zum deutschen Kaiser, oder es beschäftigt ihn der Plan einer Landung in Irland im Dienste der Stuarts. Dann wirft er sich aufs neue in die französischen inneren Wirren, die Kämpfe der Fronde. Zweimal zieht er mit seinem Heer in meisterhafter Überlistung des Feindes gegen Paris, das ihm 1652 wie einem Triumphator, wie Heinrich von Guise in seinen letzten Kämpfen mit Heinrich III., jubelnd zu Füßen liegt. Zweimal scheint das Schicksal des Staates und der Parteien in seine Hand gegeben, und jedesmal läßt er die errungenen Vorteile wie ein Irrsinniger wieder fahren. Und dennoch gibt es einen Schlüssel für sein Verhalten, mit dem er sich schließlich bei Freund und Feind unauslöschliches Mißtrauen wegen seines Wankelmutes erweckte: er scheint sich überzeugt zu haben, daß eine sichere Restitution seiner Staaten nicht von den unter sich uneinigen Frondeurs zu erhoffen sei, auch nicht von dem Weltgegner des französischen Staates, Spanien, das Lothringen, so sehr ihm wegen der Niederlande daran gelegen sein mußte, doch nicht mehr auf die Dauer zu schützen vermochte, sondern allein von einer Aussöhnung mit dem Hof und dem endlichen Frieden zwischen Spanien und Frankreich. Und diesen Frieden glaubte er persönlich erzwingen zu können.

Der tapfere und glückliche Heerführer aber war ein ebenso ungeschickter Staatsmann. In Frankreich hat schließlich wieder in einem seiner plötzlichen Stimmungsumschwünge das Nationalgefühl über die innere Zerklüftung gesiegt, und Spanien setzte den immer mehr auch von seiner Seite Beargwöhnten 1654 gefangen. In Toledo schmachtete er jahrelang in engem Gewahrsam, während sein Abgesandter auf dem Regensburger Reichstag für seine Reden von der Treue seines Herrn zum Reich nichts mehr als Lachen und Zischen erntete und Frankreich endlich in einem dem Gefangenen abgenötigten Vertrag sich in den lange begehrten Besitz seines unbesiegten Heeres setzte. Damit war die letzte Stütze der lothringischen Unabhängigkeit in die Gewalt Frankreichs übergegangen. Mit lothringischen Waffen hat Turenne seinen großen Sieg auf den Dünen 1658

erfochten und ein letztes Mal den spanischen Kriegsruhm vernichtet.

So waren wieder einmal alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt, nicht ohne Karls schwere eigene Schuld. Und im Pyrenäenfrieden, den das kriegsmüde Spanien mit dem siegreichen Frankreich Mazarins im nächsten Jahr schloß, mußte es die ganze alte Weltstellung im mittleren Europa aufgeben, in die Sprengung der seit Jahrhunderten durch das Haus Burgund gesetzten östlichen Grenzen Frankreichs willigen. Auch seine Rechte auf das Elsaß ließ es mit alledem fallen, und nicht weniger verzichtete es auf die Herstellung Lothringens, auf der es elf Jahre zuvor als einer Hauptbedingung bestanden hatte. Jetzt war es Frankreich, das von der Annahme seiner lothringischen Vorschläge den Frieden abhängig gemacht hatte. Nicht als einen Verbündeten Spaniens, sondern als einen Fürsten, der alles nur der französischen Gnade verdanke, wollte Mazarin den Lothringer in den Vertrag aufnehmen. Auch sollte ihm nur das Hauptland zurückgegeben werden. Bar nebst Clermont, Jametz, Moyenvic und dem festen Stenay wurden Frankreich einverleibt, Nancys mächtige Werke geschleift.

Es half nichts, daß Karl, nach fünf Jahren wieder befreit, bei der Zusammenkunft am Bidassoa Spanien in seiner leidenschaftlichen Weise mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte. Frankreich wollte endlich ein vertragsmäßig völlig anerkanntes Recht auf die lothringischen Staaten, und Spanien hatte sie, als ob es sich hier gar nicht um das Eigentum eines Dritten handelte, an Frankreich ausgeliefert.

Unter den abgetretenen Gebieten befanden sich auch unmittelbare Reichslehen, für die Frankreich durch Spaniens Vermittlung die sofortige Belehnung erstrebte, um so die ihm 1648 entgangene Reichsstandschaft zu erwerben. Darin lag jetzt, nachdem Mazarin ein Jahr zuvor endlich auch die Gründung eines Rheinischen Bundes mit mannigfaltig gemischten protestantischen und katholischen Reichsständen geglückt war, eine noch schwerere Gefahr für den Kaiser als zehn Jahre früher. Doch ging diese Sorge noch einmal vorüber. Denn Mazarin hat, seinen Tod vor Augen und, wie Calmet, der lothringische Geschichtsschreiber, meint, von Gewissensangst getrieben, weil er einst einem päpstlichen Auftrag, der plannäßigen Ver-

wüstung Lothringens Einhalt zu tun, zuwidergehandelt hatte, mit dem Herzog selbst doch noch einen Sonderfrieden geschlossen. Es ist der Vertrag von Vincennes vom letzten Februar 1661. Nach ihm erhielt Karl als französischer Lehensträger auch Bar zurück. Dafür aber überließ er dem König eine Menge anderer inmitten seines Landes liegender Gebietsteile um Pfalzburg, Saarburg, Sierck, Gorze und westlich zu beiden Seiten der Straße Verdun—Metz, ferner einen Streifen von einer halben Meile Breite als Sicherung der Straße von Metz über Vic und Saarburg nach Zabern.

Wenn man sich diesen Vertrag an der Hand einer historischen Karte betrachtet, so wird man einige Zweifel an den von Calmet vermuteten Gewissensbissen Mazarins empfinden, dagegen seine Staatskunst bewundern, die auch diese letzte Vorstufe der vollen Annexion bereits zuwege brachte. Nachdem das Land bisher zwar schon von ausgedehnten französischen Enklaven durchsetzt war, hat sich Frankreich nun eine direkte, genau die Mitte durchschneidende Militärstraße, einen Korridor von Verdun nach Metz und von Metz bis zum Elsaß erworben. Es ist eine neue Etappe in dem Prozeß der Auffaugung eines ihm rettungslos verfallenen Grenzterritoriums: ein nicht genug zu studierendes Musterbeispiel für staatliche Machtpolitik, eine „pénétration pacifique" in Reinkultur.

Wenige Wochen nach Mazarins Tode leistete der als französische Kreatur wieder zu Gnaden Angenommene im Louvre aufs neue den feierlichen Vasalleneid. Dann kehrte er in sein Land zurück. Was er antraf, waren Wald und Gestrüpp statt der einstigen fruchtbaren Äcker, völlige Wüsteneien statt einstigen blühenden Lebens. Achtzig Ortschaften konnte man dem Namen nach aufzählen, ohne auch nur eine Spur von ihnen mehr zu finden, ja ohne zu wissen, wo sie gestanden hatten. Viele Hunderte lagen in Schutt und Trümmern, Wölfe und vom Leichenfraß wütend gewordene Hunde hausten in den ehemaligen menschlichen Wohnstätten, zumal in Deutsch-Lothringen. So war das ganze Gebiet zwischen Saaralben und Duß eine menschenleere, nur von solchem Getier bewohnte Öde. Das überlebende Menschengeschlecht aber war einfach verwandelt. Wenn das gesamte Bauerntum, die Urkraft unseres Volkes, durch den Dreißigjährigen Krieg die schwersten Schädigungen erlitten

hatte, hier im Bauernland Lothringen war dieses Zerstörungswerk auf den Gipfel gediehen. Man kannte die einst so viel regsameren Lothringer nicht mehr; ihre Sitten waren verroht, Stumpfsinn und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht zur unmittelbaren leiblichen Notdurft gehörte, hatten sich dieses Volkes bemächtigt. Der Stammescharakter hatte sich verändert.

Um der schrecklichen Entvölkerung aufzuhelfen, wurden nun fremde Ansiedler mit verlockenden Angeboten nach Lothringen eingeladen. Namentlich jener vorhin genannte deutsche Teil füllte sich so in den nächsten Jahrzehnten mit fremden Elementen, Schweizern, Pikarden, Burgundern, Auvergnaten, was natürlich zur weiteren Veränderung der Volkseigenart beitrug und, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, die französische Sprache ein gutes Stück wieder nach Osten wandern ließ. Noch heute lassen sich in diesen Gegenden in einzelnen Familien die merkwürdigsten Blutmischungen feststellen.

Viertes Kapitel.

Die Zeit Ludwigs XIV. und die Reunionen.

Wir schreiten dem Höhepunkt des Absolutismus zu, dem Zeitalter Ludwigs XIV. mit der politisch-militärischen Beherrschung Europas durch Frankreich, einem Königs- und einem Bildungsideal zugleich, bis es sich in der Epoche Friedrichs des Großen vom dogmatischen zum aufgeklärten Absolutismus wandelt.

Alle Entwicklung der Vergangenheit mündet in das große Königtum Ludwigs ein. Die Arbeit Heinrichs IV. und der beiden Kardinäle hat es erhoben, die zerbrochenen Gewalten der Frondeure bilden sein Piedestal. Die Lehre vom Gottesgnadentum wird zur Grundlage des Königtums im Innern und steigert es bis zu jener über den Wolken thronenden Höhe empor, für die schon die mythologisch-heroische Gestaltenwelt eines Rubens, dann vollends eines Le Brun der sinnfällige Ausdruck ist. Vom absterbenden heiligen römischen Reich aber übernimmt dieses

Königtum in moderner Form den politischen Universalgedanken als das ihm vor 800 Jahren entwendete Recht, um ihn mit den Schlagworten des europäischen Gleichgewichtes und der Staatsräson, in straffer politisch-wirtschaftlicher Zusammenfassung aller innerlich geeinten Kräfte und mit Hilfe eines schon seit Franz I. immer großartiger ausgebauten Allianzensystems zu verwirklichen. Nur daß alles „zufahrender, herausfordernder, mit einem Wort minder geschickt und deshalb minder glücklich" unter Ludwig XIV. geschah als unter den beiden großen Kardinälen. Denn der König, der so die besten Überlieferungen einer vorsichtig abwartenden, erst im gegebenen Moment zugreifenden Staatskunst in dem Übermaß seiner Ansprüche mißachtete, war, wie sich im Verlauf mehr und mehr zeigen sollte, kein großer Staatsmann.

Zunächst aber gelangte Frankreich unter ihm auf seinen Gipfel. Im Äußeren kam noch eine zweite Vorbedingung hinzu. Die französische Politik der inneren Linie hatte Spanien aus seiner durch $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte trotz des inneren habsburgischen Gegensatzes im ganzen festgehaltenen engen Verbindung mit dem Deutschen Reich hinausgedrängt. Und indem es nun mehr und mehr in den Schatten zurücksank, war der Weg für den weiteren Vormarsch Frankreichs an unseren Westgrenzen um so freier, für den es sich bereits durch seine Aufstellung am Oberrhein, wie sie der Westfälische Friede sanktionierte, und durch die Unschädlichmachung Lothringens, wie sie der Pyrenäenfrieden aussprach, die neue Basis geschaffen hatte.

Dieser zweite Vormarsch, von Ludwig XIV. in breitester Linie angetreten und vollendet, ist wiederum nur die Krönung des gesamten vorangegangenen Werkes. Unsere Grenzlande, niemals seit dem Erwachen der Nationalstaaten mit der Möglichkeit einer selbständigen Existenz als Kern oder Teile eines Mittelreiches begabt, fielen dem Gesetz einer naturgemäßen Entwicklung anheim: einst der praktisch unbestrittene, festverriegelte deutsche Besitz in der großen Kaiserzeit gegenüber einem tiefgeschwächten Königtum im Westen, dann von diesem Westen her schon benagt, in schillernden Lehens- und Schutzverträgen an einzelnen Punkten schon der hin und her schwankende Kampfpreis zwischen einer neu gekräftigten französischen Krone und einer dem Verfall entgegengehenden, nur in glücklicheren

Momenten sich noch emporraffenden Kaisergewalt, mußten sie die Beute des Westens werden, als dieser sich glänzend erhob und das Ostreich vollends in Trümmer sank.

In dem großen Allianzensystem, das im Norden Schweden, im Osten Polen. im Südosten die Türkei umspannte, im Süden immer wieder, wenn auch durch Schwankungen unterbrochen, seine Beziehungen zu den italienischen Staaten hatte, bildeten den Eckstein die deutschen Verbindungen. Nicht weniger als 47 Verträge hatte schon 1580 Bodinus gekannt, welche die französischen Könige seit Philipp V. mit deutschen Fürsten geschlossen hatten. Beide Konfessionen waren seit geraumer Zeit dabei beteiligt. Zumal die selbständige Stellung Bayerns, wie sie sich im Dreißigjährigen Krieg herausgebildet hatte, war auch in der Folgezeit ein gewichtiger Faktor für Frankreich. Und jeder Reichsstand hielt sich in den nächsten Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden, ehe Frankreich seine allgemeine Offensive antrat, auf einer mittleren, mehr oder minder selbständigen Linie. Von Schweden, das sich mit seiner Eroberungspolitik im Norden allen entfremdet hatte, auch keineswegs mit dem reichen Frankreich in Subsidienzahlungen wetteifern konnte, war dabei keine Rede. Nur zwischen dem Kaiser und Frankreich stand die Wahl. Aber nicht nur die Städte, auch die Fürsten hatten auf die Dauer nicht mehr die Möglichkeit zu balancieren. Schon war ja jener Rheinbund geschaffen, an dessen Spitze der französische König nun auch ohne Reichsstandschaft geradezu die Rolle eines Nebenkaisers zu spielen vermochte. Zwar war 1658 der Sohn Ferdinands III., Leopold, gewählt worden, aber wer wollte denn den Habsburgern dafür bürgen, daß sich dieses jetzt schon in Deutschland mächtigere Nebenkaisertum Frankreichs eines Tages nicht doch noch in ein wirkliches Kaisertum verwandeln würde?

Und diese Bestrebungen erhielten nun, wie alle Lebensäußerungen unter Ludwig, ihre klassizistisch-akademische Regel in Theorien, die den alten uns längst bekannten Inhalt auf ihre Weise verarbeiten. Schon 1632 hatte der königliche Rat Jacques de Cassan dem Kardinal Richelieu die in ihren Zielen maßloseste Denkschrift über diesen Gegenstand überreicht: „Die

Recherche nach den Rechten des Königs und der Krone von Frankreich", die sich zu dem Nachweis verstieg, daß der größte Teil der jetzigen europäischen Staaten, Deutschland eingeschlossen, unrechtmäßig der französischen Krone entfremdete Gebiete seien. 1667, im gleichen Jahr, als Pufendorf-Monzambano das Deutsche Reich für ein verfassungsmäßig undefinierbares Monstrum erklärte, folgte der Advokat am Pariser Parlament d'Aubéry mit einer dem König gewidmeten Staatsschrift, die unter dem Titel: „Über die gerechten Ansprüche des Königs auf das Kaisertum" jene Gedanken in spezieller Anwendung auf den östlichen Nachbar weiter ausführte. Von Rechts wegen seien Deutsche und Franzosen als dasselbe Volk zu betrachten, wie sie es unter Merowingern und Karolingern gewesen; der legitime Rechtserbe der französischen Könige aber sei Hugo Capet. Seinen Nachfolgern gebühre Reich und Kaisertum, die von den jetzigen Inhabern nur schmachvoll entstellt seien; der wahre Herrscher im Sinne der ursprünglichen Weltordnung sei nicht der Kaiser, sondern der französische König. Den Deutschen selbst wohne das Gefühl inne, daß sie sich ihrem rechtmäßigen Herrn entzogen hätten, und ihre zahlreichen Verträge mit dem König von Frankreich bekundeten dieses Gefühl. Wenn dem König jetzt das Elsaß im Westfälischen Frieden zugeeignet worden sei, so habe er damit nicht eine neue Eroberung gemacht, sondern nur einen kleinsten Teil der gerechten Ansprüche zur Erfüllung gebracht, die er auf ganz Deutschland habe.

Man sah in Frankreich diese Schrift als ein Manifest der persönlichen Politik des Königs an, wenngleich der Minister Lionne den Verfasser in Rücksicht auf die aufreizende Wirkung in Deutschland für einige Zeit in der Bastille verschwinden ließ. In der Tat spricht der König später in dem politischen Testament für seinen Sohn genau dasselbe aus: Das abendländische Kaisertum, das Erbe Karls des Großen, gebührt von Rechts wegen nicht den Deutschen, sondern den Königen, die in Reims gekrönt werden; das gegenwärtige machtlose Wahlkaisertum ist überhaupt eine Entartung der ursprünglichen Institution; seine Inhaber sind jetzt nichts mehr als „Generalkapitäne einer deutschen Republik". Die Deutschen haben das Kaisertum zugrunde gerichtet, nur ein Herrscher von der Macht

des französischen Königs kann es wieder zu Ehren bringen und zu seiner alten wahrhaft monarchischen Bestimmung zurückführen.

So absurd uns heute immer wieder diese Gedankengänge erscheinen mögen, für die Franzosen wurden sie wie der Glaube an ihr gottähnliches Königtum zum Evangelium. Wie sagt doch schon der treffliche Moscherosch in seiner „Insomnis cura parentum", wenn auch in anderem, die Vernichtung der hugenottischen Kultfreiheit prophetisch verkündenden Zusammenhang? „Ratio status, eingebildete Ehr und Reputation gehet da über Gott und Seligkeit. Sie glauben an ihren König, und was derselbe glaubet, das glauben sie auch."

Vor dem Weltkrieg freilich urteilte die französische Geschichtschreibung selbst bereits streng genug über Ludwig XIV. Es verdient festgehalten zu werden, daß ein E. Lavisse in ihm, dem Enkel Philipps II. und Urenkel Karls V., mehr den spanischen Habsburger erblickte und das gesamte Wesen des Königs und seiner Herrschaft, nicht minder seine auswärtige Politik mit ihrem allseitigen Einmischungsstreben als unfranzösisch ansah.

In jenem selben Jahr 1667 beginnt Ludwigs Offensive, zunächst in nördlicher Richtung: im Devolutionskrieg gegen die spanischen Niederlande. Aber die Politik der östlichen Rheingrenze hatte schon vorher eine neue Förderung erfahren: in Lothringen.

Das Verhältnis des zurückgekehrten Herzogs zu seinem Volk war nicht mehr das innige des Dreißigjährigen Krieges. Das Heer, seit 1654 in französischen Diensten, hatte gemeinsam mit den Franzosen die letzten Schlachten geschlagen, die Pariser Kultur und Gesellschaft übten längst ihren neuen Zauber aus. Und der alte Herzog selbst, vom Glanz des französischen Absolutismus geblendet, war einer der ersten in der langen Fürstenreihe, die in Ludwig, seinem Hof und Staat den Inbegriff aller Größe erblickten. Das war nach der Lage der Dinge selbstverständlich. Inmitten einer neuen Generation setzte er nun, statt etwa die Treue seiner Stände mit der Neubelebung ihrer alten Verfassung zu belohnen, den alten Kampf im Innern fort, in der Richtung der Alleinherrschaft. Die neuen herzoglichen Gerichtshöfe brachen jetzt die politische Bedeutung der Ritterschaft für immer.

Auch die beim Mangel legitimer Nachkommenſchaft nötige Regelung der Nachfolge wurde keiner Ständeverſammlung mehr vorgelegt, ſondern ganz in ſelbſtherrlicher Weiſe entſchieden. Aber wie? Völlig im franzöſiſchen Sinn. Nachdem Karl zunächſt auf Ludwigs Wunſch ſeinen Neffen als rechtmäßigen Erben erklärt hatte, ſetzte er aus perſönlicher Abneigung gegen dieſen in geheimem Vertrag auf ewige Zeiten den franzöſiſchen König ſelbſt als Souverän und Nachfolger ein, wofür ihm der Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt und der Anſpruch auf die franzöſiſche Krone nach dem Ausſterben der Bourbons zuerkannt wurde. Vom Deutſchen Reich als Oberherrn war in dieſem Vertrag von Montmartre, der im Februar 1662 unterzeichnet wurde, mit keiner Silbe die Rede.

Man mag ihn als das Schlußglied einer langen Kette, das Reſultat der vorangegangenen Vergewaltigungen, den Ausdruck der Verlaſſenheit von der anderen Seite bezeichnen, wie ſie der Weſtfäliſche und der Pyrenäenfriede erzeugt hatten. Wenn ſich die deutſchen Reichsſtände unter dem Doppeldruck der habsburgiſchen Kaiſerpolitik und der franzöſiſchen Schutzanſprüche längſt in immer größerer Hilfloſigkeit befanden, ſo war Lothringen, das weſtlichſte Territorium, ſchon von Frankreichs Macht durchlöchert. Aber mußte es wirklich jetzt ſchon wie ein vermorſchter und windſchiefer Baum nach der franzöſiſchen Seite fallen?

Das eine ſteht feſt: Ludwig XIV. ſelbſt war durch dieſes von Lionne, dem ausgezeichneten Nachfolger Mazarins, zuſtande gebrachte Abkommen auf das angenehmſte überraſcht. Der Herzog war dem König nach deſſen eigenem Empfinden freiwillig ein paar Meilenſteine entgegengekommen. Natürlich hielt er die neugeſchaffene Lage feſt. Den Proteſt nicht nur der Nächſtgeſchädigten, des Herzogs Franz Nikolaus und ſeines Sohnes Karl, ſondern auch der franzöſiſchen Großwürdenträger über die Rangbevorzugung des Lothringers ſchlug er als abſoluter Monarch mit dem ſtrikten Befehl der Eintragung des Abkommens in die Parlamentsregiſter nieder. Aber Karl ſelbſt bereute es nun wieder angeſichts der Erregung in ſeinem Land und in Europa, die entſtand, ſobald es bekannt wurde. So erklärte er ſich „mit der ihm angeborenen Beweglichkeit des Geiſtes, die ihn ohne eigentliche Falſchheit zu dem un-

zuverlässigsten aller Menschen machte", wegen Unstimmigkeiten in der Niederschrift des Parlaments nicht mehr an den Vertrag gebunden.

Natürlich kam es darüber neuerdings zu Feindseligkeiten, in deren Verlauf der Herzog Marsal gegen Herausgabe seiner von Frankreich gesperrten Einkünfte abtrat. Erst nach dieser neuen Schädigung zog er 1663 über die Trümmer der niedergelegten Bollwerke in seine Hauptstadt ein, die er seit 22 Jahren nicht mehr betreten hatte. Das Volk aber, das nur den endgültigen Abzug der französischen Quäler dankbar empfand, erging sich nun doch wieder in überwältigenden Freudenausbrüchen. Eine glänzende Hofhaltung begann inmitten des allgemeinen Elends und ein völlig absolutes Regiment mit drückenden Steuerlasten, aber auch mit einer systematischen Besiedelungspolitik.

Auch in den deutschen Nachbarländern setzte die neue Peuplierung ein, so in der Pfalz, wo Kurfürst Karl Ludwig das sogenannte Wildfangrecht übte, kraft dessen er jeden fremden Untertan in seinen Gebieten wie einen Leibeigenen aufgriff. Zum Schutz gegen solche Willkür schloß sich Karl IV. mit den Bischöfen von Mainz, Trier und Speier zusammen und vermehrte sein mit französischer Zustimmung neugebildetes Heer. Als aber Ludwig jetzt den Krieg gegen die Niederlande begann, mußte der Herzog der kategorischen Forderung des Königs nachgeben, diese Truppen ihm selbst, und zwar ohne Sold, zur Verfügung zu stellen. Darob neue Feindschaft, die sich nicht verringerte, als der Pfälzer das nun wieder wehrlose Land mit Einfällen belästigte. Und noch einmal wurde der Herzog so auf Seite der benachbarten rheinischen Stände, Kurmainz' und Kurtriers, getrieben. Eine Tripelallianz im kleinen entstand mit demselben Zweck, welchen die gleichzeitige große Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden verfolgte: der gemeinsame Feind war Ludwig XIV., der mehr und mehr auch die rheinischen Bistümer bedrohte. Vergebens mahnte freilich Leibniz zu einem neuen alle deutschen Staaten umfassenden Bündnis mit dem Kaiser als starkem Mittelpunkt und zu einer Einigung des weltlichen und des geistlichen Oberhauptes der Christenheit, die den Weltfrieden zur Folge haben müßten. Und der nur lokale Zusammenschluß war na-

türlich nicht imstand, den Lothringer gegen eine neue französische Gewalttat zu schützen.

Ludwig XIV., im Bestreben, den Herzog als das Hauptorgan der feindseligen Verbindung zu vernichten, plante einen plötzlichen Überfall, wie ihn schon sein Vater und Richelieu ausgeführt hatten. Ein Wirtschaftskrieg im Sinn des neuen Merkantilismus bildet die Einleitung mit französischen Zöllen und lothringischen Ausfuhrverboten als Antwort. Der Herzog kam dabei auf den Gedanken, seine Staaten der Jungfrau Maria als der besten Abwehr kriegerischer Absichten des allerchristlichsten Königs zu weihen. Viel wichtiger ist uns im Zusammenhang mit Gegensätzen, die wir schon seit der Reformationszeit auftauchen sahen, ein zweites Projekt: er gedachte aus Deutsch-Lothringen ein selbständiges Herzogtum Saarland unter direktem Reichsschutz zu schaffen. Doch Frankreich kam allen solchen Plänen zuvor. Am 1. September 1670 zog Marschall Créqui mit 25000 Mann, nachdem der Herzog mit genauer Not dem Handstreich entkommen war, in Nancy ein. Innerhalb vier Wochen war das vorher schon gebrochene Land wieder unter französischer Herrschaft.

Die beispiellose Gewalttat machte ungeheures Aufsehen in Europa, eine Menge von Flugschriften entstand. Wenn auch zunächst nicht allzuviel von einer richtigen Beurteilung im großen Zusammenhang der Dinge in ihnen zu finden ist und das damals besonders beliebte juristisch-genealogische Moment, die Rechtsfrage gegenüber der politischen in den Erörterungen dieser Jahre einen ungebührlichen Platz einnimmt, so tritt doch bald in vielen die Forderung verschärfter Wachsamkeit, ja in manchen die zum Krieg gegen den Erbfeind auf. „Auf, ihr Fürsten!“, heißt es zum Beispiel im „Gallus ablegatus“, „wachet auf! Der Franzose hat Lothringen geraubt; der Rhein steht ihm bloß. Erwachet . . . , greift zu den Waffen, hütet euch vor den Egoisten, eilt vorwärts! Wählet Adler unter dem Adler oder Hühner unter den wollt!“

Aber vergebens rief Herzog Karl alle christl um Mitleid und Hilfe an. Nirgends erhob si Verteidigung des zum drittenmal verjagten Fü französischen König. Die „Egoisten“ — wi

kennen lernen — herrschten in Köln, Münster und München. Die politischen Bewegungen der Jahre nach dem Aachener Frieden hatten sich im tiefsten Geheimnis vollzogen. Der unerwartete Schlag hatte die von Ludwig selbst beabsichtigte lähmende Wirkung, und die Tripelallianz war infolge der meisterhaften Politik Lionnes bereits in der Auflösung begriffen, nicht minder ihr kleines Abbild, der Limburger Bund. Zwar Kaiser und Reichstag taten auf die Klagen des Herzogs noch einmal einen ihrer gewöhnlichen Schritte der Ohnmacht: eine Gesandtschaft nach Paris sprach dort von den feierlichen Schutzverpflichtungen des Reiches für Lothringen und von dessen unmittelbaren Lehen — St. Avold, Nomény, Pont-à-Mousson, Finstingen werden jetzt als solche genannt — und forderte von Ludwig die Wiederräumung des Landes. Der König gab in seiner Antwort vor versammeltem Hof wieder die Rechtsanschauung kund, daß Lothringen, weil sein Herzog alle Verträge gebrochen habe, der Krone Frankreich verfallen sei, und da seine königliche Ehre berührt sei — denselben Standpunkt eines ihn persönlich angehenden Ehrenhandels kehrt Ludwig auch im zweiten niederländischen Krieg 1672 hervor —, so könne er das Land auf keines Menschen Bitte, nicht einmal auf die des Kaisers zurückgeben. Nur bei persönlicher Unterwerfung des Herzogs wurden diesem unbestimmte Aussichten eröffnet.

Der größere Kriegslärm übertönt von jetzt ab die lothringische Frage. Sie bleibt aber ein Teil des ganzen Problems. Und sie hat dazu beigetragen, die seit dem Westfälischen Frieden einander entfremdeten Habsburger Linien, die deutsche und die spanische, noch einmal zusammenzuschließen. Spanien raffte sich zum Schutz des einst von ihm abgefallenen Hollands, der Kaiser, in Empörung über die dem Reich in Lothringen wie im Elsaß angetane Schmach, zum Koalitionskrieg auf, an dem auch die bisher mit Ludwig verbündeten Bischöfe von Köln und Münster und der große Kurfürst teilnahmen. Und mit neuer Wucht wirft sich der alte Herzog Karl, zum letztenmal uneingeschränkt auf die Seite der Gegner Frankreichs tretend, in den Kampf.

Durch doppelten Flankenangriff, von den spanischen Niederlanden und von der Freigrafschaft her, ähnlich wie in den Kriegsplänen der 30er Jahre, sollte nach Absicht der Verbündeten

Lothringen den Franzosen entrissen werden. Der Herzog übernahm wieder den Befehl über die südliche Operation: gegen Turenne. Aber die Franzosen, einheitlich gegen eine vielköpfige Koalition mit geteilten Interessen — es ist immer wieder das alte Bild —, verstanden sich auf die Ausnutzung der innern Linie gegen den in der Gesamtzahl überlegenen Gegner. Zu Ende des Jahres 1673 war die Freigrafschaft in französischen Händen, auch das Elsaß geriet völlig in ihre Gewalt: die dortigen noch zum Reich haltenden Städte wurden mit Ausnahme Straßburgs geschleift, die Bürger entwaffnet. Ein deutscher Angriff von der Pfalz ins Elsaß 1674 wurde durch Turennes überlegene Strategie vereitelt. Bei Sinzheim kämpfte Karl, von Turenne überfallen, in blutiger Schlacht ohne Entscheidung. Zwar verstärkten nun 16 000 Brandenburger unter dem großen Kurfürsten die deutschen Heere am Oberrhein, so daß sie bei Straßburg und Speier nochmals den Fluß überschreiten konnten, während Karl, einen Zug im Dreißigjährigen Krieg wiederholend, durch das Lebertal in Lothringen einfiel. Aber wieder folgte auf den verheißenden Anfang der traurige Schluß: der Rückzug der zusammengeschmolzenen Truppen über den Rhein.

Die Einquartierung Turennes mit seinen zuchtlosen Scharen in Deutsch-Lothringen brachte über diese Gegenden, die sich vom dreißigjährigen Elend gerade wieder etwas zu erholen anfingen, neue Verwüstung. Ein letzter höchst ehrenvoller Erfolg Herzog Karls aber, der 1675 den Marschall Créqui an der Conzer Brücke bei Trier schlug und gefangennahm, blieb infolge des Abzugs der vom Rhein an den Rhin eilenden Brandenburger und des Todes des 72jährigen Herzogs ohne größeres Ergebnis.

Wir sahen, wie mit dem Westfälischen Frieden sowohl im unteren Teil des Elsaß mit seiner trümmerhaften Zersplitterung als auch in der dem territorialen Fürstentum schon angenäherten oberen Hälfte der französische Staat festen Fuß gefaßt hatte. Drüben über dem Rhein die zerfahrene Ohnmacht und immer fortschreitende Zerbröckelung des „sonderbar verbauten und vom Hauche tausendjähriger Geschichte umwitterten Gebäudes des Deutschen Reiches“: „ein mit Schlaf befangener

Körper", wie es in einer deutschen Flugschrift heißt, „über welchem das Haus mit seinem vielfältigen Krachen und Reißen einzugehen androhet; und ob sich gleich das Haupt darüber ermuntert, die Augen eröffnen, der Sinn den Gliedern sorgfältig zuspricht . . . , so wollen sich doch die Schenkel nicht aufmachen, der faule Rücken will sich nicht heben noch biegen, die Arme wollen dem Leib nicht aushelfen". Im Westen dagegen der immer straffer zentralisierte, wohlgeordnete Verwaltungs-, Wirtschafts- und Militärstaat, zunächst noch mit dem über die Fronde siegreichen Mazarin, dann mit dem jugendlichen Monarchen selbst an der Spitze, der noch keineswegs den bigotten Despotismus der Spätzeit verkörperte, sondern erfüllt war von dem höchsten Gefühl für das edelste Handwerk, das „métier de roi", für die erhabenen Pflichten des Herrschers gegenüber dem Staat, aber auch von den stärksten Antrieben des Ruhmes und der Machterweiterung, und neben ihm ein Colbert an der Spitze der Verwaltung mit seiner großartigen nationalen Wirtschaftspolitik. Aus solcher Situation ergab sich für Frankreich der ganz selbstverständliche Schluß: es konnte nicht stehenbleiben bei seinen Erwerbungen von Münster. Es galt ihren Ausbau, es sollten die „Hoffnungen" verwirklicht werden, welche der anscheinende Widersinn der Paragraphen jenes Friedenswerkes für die Zukunft eröffnet hatte. Aber auf der andern Seite mußten bis auf weiteres im Elsaß immer noch jene Rücksichten geübt werden, die Frankreichs traditionelle deutsche Politik als Beschützer der Reichsstände gegen Österreich, als Protektor deutscher Fürsten, vielleicht auch im Zusammenhang mit stillen Hoffnungen auf die deutsche Kaiserkrone, dem König auferlegten. In diesem Dilemma dennoch fortzuschreiten, zunächst das tatsächlich Erworbene festzuhalten und innerlich auszugestalten, dann endlich die Maske abzuwerfen und zur weiteren Ausdehnung überzugehen, das war Sinn und Inhalt der imperialistischen französischen Politik der ersten 25 Jahre nach Münster gegenüber Elsaß-Marokko.

Noch fehlte freilich im ersten Jahrzehnt die gefühlsmäßige Unterstützung der Rheingrenzenpolitik durch den Schwung der Nation. Dafür schien ihr der wirtschaftliche Verfall des Elsaß und seine Entmutigung eine Handhabe zu bieten. Denn auch diese Gegenden hatten ja furchtbar gelitten, und zu den

Verwüstungen durch die Mansfeldischen, die Kaiserlichen, die Schweden, die Franzosen, die Weimarer hatte sich 1636 und 37 noch eine schreckliche Hungersnot gesellt. Ein Drittel der Bevölkerung, so berechnet man, war den Greueln des Kriegs auch hier zum Opfer gefallen.

Aber die ersten Anfänge waren für Frankreich auch deshalb besonders schwierig gewesen, weil sich seine Beamten und Offiziere im Elsaß mit der Fronde zusammentaten. So machte der Kommandant von Belfort, ein Graf de la Lux, der Breisacher Gouverneur Charlevoix gemeinsame Sache mit den innerfranzösischen Rebellen, und Graf d'Harcourt, der — man erkennt bereits in dem großen Titel die französischen Aspirationen — als Generalleutnant des Königs im Ober- und Unterelsaß und Großbailli von Hagenau eingesetzt war, war einer der Schürer des Aufstandes. Er liebäugelte mit dem Kaiser, der ihm die Möglichkeit eines elsässischen Fürstentums unter der Lehensherrlichkeit des Reiches vor Augen stellte.

Um so stärker war der Widerstand der zehn Städte, an deren Spitze nun Colmar hervortritt. „Die meisten von denen", schrieb ein guter Kenner des Landes, Herr von Bausſan, 1650 aus dieser Stadt, „die kraft des Friedensvertrages unter der Botmäßigkeit des Königs bleiben sollen, werden ihr Möglichstes tun, um glauben zu machen, sie gehörten zum Reich." Edikte, die der Geistlichkeit vorschrieben, in ihren Gebeten, den Notaren, in ihren Urkunden nur den Namen des allerchristlichsten Königs zu erwähnen, hatten selbstverständlich wenig Wirkung. Unter den verschiedensten Vorwänden versagten die Städte dem Großbailli den Empfang. Die Zusammenhänge mit dem Reich dauerten in Zahlung der Römermonate, Besuch der Reichstage, Rekursen ans Reichskammergericht fort. Dem Kaiser Leopold I. wurde noch in der Wahlkapitulation von 1658 ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt, für den Verbleib der zehn Städte beim Reich einzustehen. Und Harcourt selbst sah sich fünf Jahre vorher von den Städten zu der schriftlichen Versicherung gezwungen, sie in ihren Besitzungen, Freiheiten und Reichsunmittelbarkeit zu erhalten.

So befand sich die französische Regierung immer aufs neue dem ganzen Problem mit seinem inneren Widerspruch gegenüber. Gravel, ein äußerst geschickter Diplomat, der seit

1653 Frankreich in Regensburg vertrat, war von jeher der Überzeugung, daß die Reichsunmittelbarkeit mit der französischen Vorwärtspolitik unvereinbar sei und die Städte zu einer Scheinexistenz herabgedrückt werden müßten. Doch wollte auch er lange nicht der Vergewaltigung das Wort reden; vielmehr beabsichtigte er, alles weitere der Zeit zu überlassen und zunächst eine Deutschland einschläfernde Politik zu treiben.

Aber die französische Regierung wollte eben das vermeiden, wozu sich Harcourt verstanden hatte: die Präzisierung der so willkommen dunkellautenden Friedensparagraphen. Sie desavouierte daher ihren Landvogt. Und bald schritt sie weiter. Wie überall in seinen alten und neuen Provinzen, ging das Königtum auch im Elsaß mit seinen Intendanten vor, den modernen Beamten und Hauptorganen seiner Zentralisations- und Nivellierungsarbeit. Nun stellte man Harcourt kalt, der bis zu seiner Abberufung 1660 nur noch eine nominelle Rolle ausübte, und setzte ihm einen der besten dieser neuen Beamten 1655 zur Seite: er hatte die tatsächliche Gewalt in Händen. Es war der Bruder des großen Ministers, Colbert de Croissy, der trotz seiner 26 Jahre schon eine vielfache Verwaltungserfahrung als Armeeintendant in Italien und Intendant der Mittelmeerhäfen hinter sich hatte. Mit ihm, der mit einer aus Festigkeit und Geschmeidigkeit gepaarten Politik zu Werk ging, beginnt das eigentliche französische Regime.

Sein leitender Grundsatz war, daß die französische Krone auch im Elsaß das öffentliche Interesse gegen die egoistischen Sonderbestrebungen der kleinen lokalen Gebilde zu vertreten habe. Damit beschönigte er vor sich selbst — es ist wieder nur eine Wiederholung aller Weltgeschichte und eine Analogie mit neueren Zeiten — den beabsichtigten Rechtsbruch; denn seine Denkschriften sprechen es ganz unbefangen aus, daß der König nicht das ganze Elsaß, sondern nur den ehemals österreichischen Teil und im Unterelsaß nur wenig besitze; er hatte klar erkannt, daß die Landgrafschaft dort gar nichts bedeute. So ließ er sich die Wiederherstellung des Landes von den Kriegsleiden angelegen sein. Seine achtjährige Verwaltung war denn auch eine Zeit des Friedens und der Wiederpeuplierung, bei der man bereits darauf ausging, das katholische Element von auswärts durch besondere Erleichterung der

Grundbesitzerwerbung heranzuziehen. Die Besteuerung blieb in mäßigen Grenzen. Gleichzeitig war er darauf bedacht, den alten kleinen Gewalten des Adels wie den zu engen Oligarchien verknöcherten Stadtbehörden die administrativen und richterlichen Befugnisse zweiten Ranges unangetastet zu lassen.

Das zweite Machtmittel der Krone waren ihre Gerichtshöfe. Wie seltsam mußten den Franzosen hier auf engem Raume die hundertfachen niederen und hohen Gerichtsbarkeiten mit ihrem die Instanzen noch zumeist beherrschenden Gewohnheitsrecht und dem die Prozesse ins Endlose verschleppenden Reichskammergericht erscheinen: als eine Anarchie des feudalen Zeitalters, mit der die Krone im Innern längst mittels ihrer Parlamente den Kampf aufgenommen hatte, obgleich ihn völlig auch dort erst die Revolution beenden sollte. Wie unsympathisch aber erschienen auf der anderen Seite unseren alten guten Reichsstädten diese Institutionen der französischen Monarchie: es ist der Gegensatz des hochgiebligen deutschen Hauses mit malerischen Erkern, sinnigem Zierat und ehrwürdig-labyrinthischem Innern, in dem die alte Freiheit wohnte, zum modern-nüchternen, aber zweckmäßigen Zentralbau, den alles leitenden Gebieter im Mittelpunkt einer willfährigen Dienerschar; der Gegensatz zwischen deutschem Mittelalter und französischer Neuzeit, zwischen germanischem und romanischem Geist.

Im Oberelsaß aber waren ja die Habsburger selbst im Sinne des absoluten Fürstentums fortgeschritten. Hier fand Frankreich die Verwandtschaft mit seinem Wesen. Hier war die Stelle, wo es anknüpfen konnte, wie es schon die Habsburger ihrerseits bei Übernahme des burgundischen Erbes getan hatten; hier war der Punkt, von dem aus es sich vermaß, die übrige mittelalterliche Welt aus den Angeln zu heben. Schon 1646, während der Verhandlungen zu Münster, hatten die Kaiserlichen als Bedingung der Abtretungen neben die Fortdauer der Reichsunmittelbarkeit die Verpflichtung Frankreichs gestellt, die Reichsstände „nicht mit der Errichtung neuer und bisher in Deutschland unerhörter Parlamente zu beschweren". Im endgültigen Vertrag freilich findet sich weder dieser Protest noch die Spur eines derartigen französischen Versprechens. Immerhin riet ein Memoire, das wahrscheinlich dem Jahr 1649

entstammt, auch hier nichts zu übereilen, sondern in Stufen vorzugehen. In der Tat waren dreierlei in Etappen zu vollziehende Maßnahmen nötig: man mußte die Verwaltung von Ensisheim von jedem Zusammenhang mit der Innsbrucker Kammer loslösen, die bisher statt des Reichskammergerichts die oberste Instanz für sie gebildet hatte; man mußte sie weiter in einen souveränen Konseil mit allen Attributen eines Parlamentes, aber ohne den Namen eines solchen, umwandeln und endlich dessen Jurisdiktion über die Reichsunmittelbaren erstrecken.

Die erste Etappe wurde so unauffällig erreicht, daß man nicht einmal mit Sicherheit ihr Datum angeben kann, doch wird es schon gegen Ende 1649 gewesen sein: die Ensisheimer mit Verwaltungs- und Justizcharakter zugleich ausgestattete Behörde wurde nach Breisach verlegt und allmählich neben den alten Mitgliedern aus der österreichischen Zeit mit französischen Magistraten versehen. Die deutsche Sprache in den Urteilen blieb erhalten; der Instanzenzug nach Innsbruck aber hörte auf.

So blieben die Verhältnisse bis zur Ankunft des Intendanten Colbert. Schon in einem seiner ersten Rapporte, Anfang 1657, wurde der zweite Schritt angekündigt. Alle Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, um die Gemüter nicht zu erregen. Das Edikt, das den souveränen Hof ins Leben rief, versicherte, daß die moderne Behörde wie die österreichische und völlig gemäß den Gesetzen der Kaiser und Erzherzöge wie gemäß den örtlichen Gebräuchen und Privilegien ohne jede Neuerung verfahren werde. Drei Elsässer wurden an ihr angestellt; unter den drei französischen Räten befand sich Bossuet, Parlamentsrat von Metz und Vater des berühmten Kanzelredners. Präsident war Colbert selbst, der ebenfalls zugleich im Metzer Parlament saß. Im Herbst 1658 wurde die Behörde nach Ensisheim zurückverlegt und mit großer Feierlichkeit eröffnet, wobei sich alle elsässischen Stände einfanden: man buchte das bereits mit großer Genugtuung als einen ersten moralischen Erfolg. Die lokalpatriotische Veranstaltung sollte den Elsässern den tatsächlichen Vorgang verdecken: die Behörde war nun ihrer administrativen Befugnis entkleidet und hatte den Charakter eines Parlaments erhalten. Die Anträge und Plaidoyers

konnten jetzt außer in deutscher auch in lateinischer oder französischer Sprache erfolgen.

Die dritte Stufe aber glaubte Colbert als echter Franzose mit Leichtigkeit erreichen zu können, indem er einfach auf die Überlegenheit der französischen Geschäftsbehandlung gegenüber der deutschen vertraute. Als die Reichsstände demungeachtet in ihrem alten Rechtsgang fortfuhren und entweder gar nicht oder nach Speier appellierten, da fand er sich aufs bitterste enttäuscht und warf in einem Erlaß den Vögten und anderen Gerichtsvorstehern vor, daß sie durch unlautere Praktiken die klagenden Parteien vom Rekurs an den souveränen Konseil abhielten.

Da schienen die großen politischen Ereignisse der französischen Verwaltung zu Hilfe zu kommen. Der Pyrenäenfrieden befreite Frankreich von der Sorge vor dem letzten äußeren Feind der vergangenen Jahre; Spanien leistete, wie wir wissen, ausdrücklichen Verzicht auf diese Grenzlande, und mit dem Tode Mazarins trat der junge König selbst an die Spitze, der willens war sofort durchzugreifen. Da die Elsässer die Segnungen des souveränen Konseils verschmähten, so wollte er einen anderen Weg einschlagen: er schaffte 1661 den souveränen Hof ab und ersetzte ihn, um den Argwohn der Kleinen zu beschwichtigen, durch einen provinziellen von geringerer Befugnis, der vom Metzer Parlament ressortierte. Wir haben hier die allererste staatsrechtliche Zusammenfassung der beiden Gebiete Elsaß und Lothringen seit dem lotharingischen Mittelreich vor uns. Wahrscheinlich spielt aber für Ludwig dabei der Gedanke des austrasischen Reiches eine Rolle: Metz war ja dessen Hauptstadt gewesen.

Zugleich wurden die Städte aufgefordert, dem König als „souveränem Protektor" den Treueid und Herzog Mazarin, einem Neffen des Kardinals, als neuem Landvogt den Eid des Gehorsams zu leisten. Nach vielen Weigerungen, denn nur dem letztern, nicht dem König wollten sie schwören, gelang es Mazarin, die Städte einzeln zu gewinnen, am ersten Hagenau, zuletzt erst Colmar und Landau. Man schwor aber nur, dem König „cum fidelitate" alles zu leisten, wozu man nach dem Westfälischen Frieden verpflichtet sei. Doch wie verhielten sich die Elsässer nun zum Ensisheimer Gericht? Frankreich

fand sich abermals enttäuscht: das Mißtrauen blieb das gleiche; ostentativ appellierten zumal die Städte weiter nach Speier. Und recht geflissentlich sandten sie zum Türkenkrieg ihr kleines Kontingent unter der Fahne des oberrheinischen Kreises. Noch 1666 ließ Colmar eine Münze mit dem Kaiserbild auf der einen und einer die städtische Freiheit verkündenden Umschrift auf der anderen Seite schlagen. Und sobald der neue Reichstag zu Regensburg zusammentrat, brachten die Städte dort ihre Beschwerden vor.

Der König, der unter anderm soeben noch das Recht des Truppendurchzuges durch die zehn Städte gefordert hatte — es war ein paar Jahre nach der Erwerbung der Lothringer Militärstraße — gab einen Schritt nach, willigte in ein Schiedsgericht, das, aus Franzosen und Kaiserlichen zusammengesetzt, die Klagen gegen die Übergriffe Mazarins, des Landvogtes, zu prüfen hatte. Er wußte, daß er sich diese Formalität leisten konnte. Die Kommission beriet mit jener weisen Bedächtigkeit, durch welche die Regensburger Perücken bekannt waren. Nach einer längeren Reihe von Jahren erging eine erste Entscheidung, die die Reichsfreiheit nachdrücklich betonte. Ihre weiteren Diskussionen wurden durch die Kanonen im holländischen Krieg übertönt.

Als Ludwig im Sommer 1673 mit Habsburg und Kurbrandenburg im Kampfe lag, dem Reich selbst aber noch keinen Krieg erklärt hatte, wurde das Elsaß von französischen Truppen überschwemmt. Turenne und Condé waren die neuen militärischen Machthaber. Schon im Vorjahre hatte der letztere selbst die Straßburger Freiheit so sehr mißachtet, daß er ohne vorherige Unterhandlung mit dem hochweisen Stadtrat die Straßburger Rheinbrücke zur Abwehr des Überganges der Kaiserlichen einfach in Feuer aufgehen und seine Truppen durch das „neutrale" Stadtgebiet abmarschieren ließ. Was half es, daß die Sturmglocken läuteten und säuberlich abgefaßte Beschwerdeschriften nach beiden Seiten, an den französischen König und an den Reichstag, abgingen? Keinen Schuß hatte man abzufeuern gewagt; aber als man sich erdreistet hatte, die Brücke wieder herzustellen, mußte sie auf königliches Geheiß

von der Stadt selbst wieder abgetragen werden. Der kurze Aufruhr, der sich darüber im Volk erhob, war das letzte Aufflackern des städtischen Stolzes.

Wenn es aber so schon Straßburg erging, was geschah erst den Kleineren? Auf die Nachricht Condés, daß die königliche Autorität im Elsaß durchaus schwinde, die Dekapolis, statt dem königlichen Willen gehorsam, sich fast als Feind erweise, und daß es an der Zeit wäre, ihr die königliche Macht zu zeigen, ließ der König alle zehn Städte besetzen, entwaffnen, ihre Mauern niederreißen. Mit erdrückender Einquartierung und Kontribution hatte besonders das trotzige Colmar den Zorn des Königs auszukosten; gemeinsam mit den französischen Soldaten mußten die Bürger selbst ihre alten Stadtwälle niederlegen.

Aber schon mit diesem Gewaltstreich, der sich dem drei Jahre zuvor gegen Lothringen verübten anreiht, war die Widerstandskraft der tapferen kleinen Gemeinwesen im Elsaß für immer gebrochen; ihr Schicksal, das seit 1648 drohend über ihren Häuptern geschwebt hatte, war erfüllt. Der Ensisheimer Hof wurde 1674 wieder nach Breisach transferiert, da das oberelsässische Städtchen zu unbedeutend war und zu entfernt von allem Verkehr. Die Erlasse gehen jetzt mit brutaler Strafandrohung gegen alle die Appellation nach Breisach unterbindenden Umtriebe als der „öffentlichen Freiheit" feindliche Unternehmungen und gegen die Herren vor, die mit Schaffung eigener Appellationshöfe für die Urteile ihrer Vögte gegen die „souveräne Autorität" verstießen.

Wer wollte indes leugnen, daß der Konseil mit seiner gerechten Justiz und seinem Eifer für die Opfer herrschaftlicher Willkür eine tatsächlich segensreiche Tätigkeit entfaltete und sich damit in breiten Kreisen die Sympathien der Bevölkerung gewann. Frankreich wußte recht wohl, daß es damit zugleich seinen großen politischen Zwecken diente: es spielte die Masse des Volkes gegen die Herren und die städtischen Aristokratien aus. Neujahr 1680 wurde der Hof von der Metzer Kontrolle wieder befreit und als „oberster Konseil des Elsaß" hergestellt, der neun Jahre später, nach dem Verlust von Breisach, seinen dauernden Sitz in Colmar finden sollte.

Die Wiedereroberungsversuche des Reiches aber trafen im Elsaß um so weniger auf besondere Neigung, als der Befehls-

haber der Reichsarmee der den Elsässern verhaßte lothringische Herzog war. Und die kurze Anwesenheit des großen Kurfürsten mit seinen Brandenburgern, die in Colmar ihr Hauptquartier hatten, blieb eine Episode wie die Herrschaft des Brandenburger Bischofs ein Jahrhundert vorher — bis auf bessere Zeiten. Auch Montecuculi, der jetzt noch einmal ins Elsaß eindrang, glückte es nicht, sich dort dauernd zu behaupten und den Franzosen Condés das Land wieder zu entreißen. Hagenau wurde vergeblich belagert. Die Winterquartiere nahm das kaiserliche Heer 1675/76 schon wieder rechts des Rheins. Dann erwuchs zwar in dem jungen Herzog Karl V. von Lothringen, dem Neffen des großen Kriegsmannes, wieder eine verheißungsvolle Feldherrnkraft in unsern Gegenden: er hatte in den Türkenkriegen glänzende Lorbeeren gepflückt und am Wiener Hof für die Seele der antifranzösischen Richtung gegolten. Und im Norden zog der Sieger von Fehrbellin seine Heldenbahn. Aber vor allem in den spanischen Niederlanden blieben die Franzosen in immerwährendem Fortschreiten, und am Oberrhein machten sie den Verlust von Philippsburg durch die Einnahme Freiburgs im Breisgau wett, womit sie ein neues wertvolles Faustpfand auf dem rechten Rheinufer erwarben. Unter Créqui wurde auch die Kehler Schanze gewonnen und der Straßburger Münster mit einem wohlgezielten Kanonenschuß bedacht.

Aber schon nahmen die Verhandlungen in Nymwegen infolge der Friedenssehnsucht der holländischen Kaufleute und der geschickten, den Gegner auch am grünen Tisch teilenden französischen Diplomatie einen für Deutschland höchst verhängnisvollen Verlauf. Schon 1678 schlossen die Republik und Spanien ihre Sonderfrieden mit Frankreich. Einst, im Prager Vertrag von 1617, hatten sich die spanischen Habsburger von der deutschen Linie das Elsaß zur Abrundung ihres hochburgundischen Besitzes zusichern lassen; jetzt, nach zwei Menschenaltern, mußten sie umgekehrt die Franche-Comté dem neuen Besitzer des Elsaß überlassen.

Zwar regten sich in Wien noch einmal Stimmen, die in neuer Fassung den alten Förderativgedanken unter österreichischer Omnipotenz und als bestes Mittel dafür die Fortsetzung des Reichskrieges empfahlen. Und Kurfürst Friedrich Wil-

helm erbot sich, nachdem er die Schweden wieder geworfen hatte, zum zweitenmal mit einem starken Heer an den Rhein zu ziehen. Aber andere Richtungen hatten am Kaiserhof die Oberhand, Eifersucht und Kleinmut spielten wieder die alte verhängnisvolle Rolle, und die übrigen größeren Fürsten Deutschlands gingen ihre eigenen Wege, ja Kursachsen und Kurbayern verhandelten, von Frankreich begünstigt, aufs lebhafteste für eine gewaltsame Erzwingung des Friedens. So war der Kaiser in die alte Ohnmacht zurückgeworfen. Im Februar 1679 unterschrieb auch er, zugleich für das Reich, den Nymweger Frieden.

Es hatten sich während der Verhandlungen zum Teil die Vorgänge des Kongresses von Münster wiederholt. Abermals hatte der Kaiser, zunächst im Einvernehmen mit Spanien und Holland, ohne die Restitution Lothringens keinen Frieden eingehen wollen und auf der Teilnahme der herzoglichen Gesandten bestanden. Abermals war er auf die Ablehnung Frankreichs gestoßen: der legitime Herr Lothringens sei der König. Und die Lage konnte es nicht verbessern, daß die herzoglichen Beauftragten selbst, auf Grund der durch den alten Nürnberger Vertrag geschaffenen Zwitterstellung, für Karl als souveränen Fürsten und Alliierten des Kaisers und der Krone Spanien das Recht des Beitritts forderten. Ludwig hatte allerdings schließlich auf das Drängen auch Englands und des Papstes in die Zulassung Lothringens eingewilligt, dann aber hatte er einen Vorschlag gemacht, der wieder die volle Demütigung des Herzogs in sich schloß: Rückgabe der Staaten, jedoch mit Nancy und dem starken Longwy in französischem Besitz, wofür das unbedeutende Toul unter anderem angeboten wurde, und Überlassung von vier Militärstraßen mit entsprechenden Landstreifen von Nancy nach Schlettstadt, nach Metz, nach der Freigrafschaft und der Champagne: wie die Spinne wäre Frankreich damit im Mittelpunkt des Netzes gesessen.

Karl, durch seine Vermählung mit Marie Eleonore inzwischen Schwager des Kaisers geworden, wollte dem Abschluß des Friedens nicht hinderlich sein, aber unter solchen Umständen nicht in sein Land zurückkehren. Der Kaiser fügte der Ratifikation den Vorbehalt bei, daß er den Rechten Karls damit in keiner Weise nachteilig sein wolle. Die endgültige

staatsrechtliche Lösung der lothringischen Frage war aufs neue vertagt.

Auch Straßburg, obwohl seit Beginn der 70er Jahre schon in immer engeren Verhandlungen mit Frankreich und voller Gärungen im Innern infolge der ganz unbegründeten Anklagen der Bürgerschaft, der Rat sei von Frankreich bestochen, hatte unter dem tüchtigen Ammeister Dietrich noch einmal den Versuch gemacht, die ausdrückliche Anerkennung der Integrität seines Gebietes im Friedenstraktat durchzusetzen. Aber die kaiserlichen Gesandten vermochten in der ganzen elsässischen Frage nichts mehr zu erreichen. Das Elsaß wurde so mit völligem Stillschweigen im Vertrag übergangen. Daß hier nichts weiter als die Bestimmungen des Westfälischen Friedens mit ihrer dehnbaren Auslegung in Kraft blieb, war den Franzosen gerade recht und auch infolge der mittlerweile längst vollzogenen praktischen Interpretation durch die siegreiche Macht nicht mehr zu ändern. Aber Verzicht hatte das Reich auch in dieser Frage keineswegs geleistet. Zwei Tage vor Unterzeichnung des Vertrages hatten die Kaiserlichen eine Akte redigiert: sie hätten die Frage, da sie auf dem Kongreß nicht zu lösen gewesen sei, einem Schiedsgericht zu übertragen gewünscht; da jedoch die französischen Vertreter auch nur eine Diskussion darüber abgelehnt hätten, so habe man, um den Frieden nicht zu verzögern, es unterlassen, die Sache in den Vertragsentwurf aufzunehmen. Indessen protestierten sie dagegen, daß diese Unterlassung den Rechten des Reiches präjudiziere.

Die Friedensschlüsse zu Nymwegen zusammen mit dem Frieden des großen Kurfürsten von St. Germain brachten Ludwig in den Vollbesitz des „arbitrium rerum in Europa", worin Leibniz das Wesen der Universalmonarchie erkannte. Selbst der große Kurfürst wandte sich nun, von allen Seiten schmählich verlassen, geflissentlich der französischen Freundschaft zu, versprach Ludwigs Truppen freien Durchzug durch seine Lande und dem König seine Hilfe für die nächste Kaiserwahl, was der bayrische Kurfürst schon neun Jahre zuvor getan hatte und der sächsische alsbald nachahmte. Ludwigs Macht stand auf ihrem Gipfel.

Unter solchen Verhältnissen sollte es sich sofort zeigen, daß dem Friedenstraktat nicht die geringste Kraft innewohnte, die gewalttätigste Usurpation zu hemmen. In matter Erschlaffung rüstete man bei den Gegnern Ludwigs ab. In schimpflicher Hingabe an Frankreich oder in dumpfer Gleichgültigkeit, aber auf allen der lastende Druck eines unrühmlichen Friedens: so verharrte das Reich. Der französische König glaubte nun zu wissen und sprach es nach dem Frieden mit hochmütigem Achselzucken gegen Sophie von Hannover aus: „Die deutschen Fürsten werden mir keinen Krieg mehr machen." Er stand da mit erweitertem Gebiet, stark befestigten und beschützten Grenzen, mit unermeßlichem militärischen und politischen Ansehen, vom Schwung einer ihm in Begeisterung hingegebenen großen Nation getragen. Der Augenblick schien ihm jetzt gekommen, da die feindlichen Heere großenteils abgedankt wurden, er selbst unter Waffen blieb, den Krieg im Frieden fortzusetzen und die deutsch-französische Grenzfrage damit ein für allemal im Sinn des Stärkeren zu erledigen. Auf die Demütigung von Nymwegen folgte die weit schlimmere der Reunionen.

Vor allem wollte der König jetzt im Elsaß klare Verhältnisse schaffen. Denn im Verlauf des Krieges war man in der Überzeugung bestärkt worden, daß der Vollbesitz der deutschen Westmark für die militärische Machtstellung Frankreichs nicht zu entbehren sei. Alles war jedoch schon vorbereitet: die Bezwingung der Dekapolis war nur die letzte Etappe gewesen zur vollen Einverleibung des Elsaß. Neugeschaffene Befestigungen gaben den Franzosen die Städte unbedingt in die Hand. Bloß Straßburg war äußerlich immer noch unbezwungen, doch längst war auch hier ein bedeutsamer Schritt erfolgt, um das Bistum und seine ausgedehnten Besitzungen dem französischen Einfluß zu unterwerfen. Gerade in der Zeit, zu der jene Versuche mit der französischen Gerichtshoheit Metz-Ensisheim energischer aufgenommen waren und der König die Verlängerung der Militärstraße von Lothringen in das Elsässische verlangte, kam ihm die Erledigung des Straßburger Bischofsstuhles durch den plötzlichen Tod des Erzherzogs Leopold Wilhelm zustatten. Ludwig gelang es durch Erkaufung sämtlicher Stimmen der für die Neuwahl in Betracht kommenden Kapitulare, Franz Egon von Fürstenberg, einen bereits erprobten Anhänger der fran-

zösischen Interessen, als Nachfolger einzusetzen. Auch Franz Egons Brüder, Wilhelm Egon, am Hof des Kölner Kurfürsten Maximilian Heinrich, eines der Gründer des Rheinbundes, und Hermann Egon, der Berater des bayrischen Kurfürsten, teilten diese Gesinnung. Es sind die reichlich mit französischen Jahrgeldern bedachten „Egonisten", vor deren Umtrieben die Flugschrift „Gallus ablegatus" gewarnt hatte. Franz Egon beeilte sich, seine Ländereien der französischen Souveränität zu unterstellen, seinen Klerus und die katholische Bevölkerung zur vollen Obödienz aufzufordern.

Ehe auch die Stadt fiel, kamen jedoch die adligen Reichsstände an die Reihe. An Stelle des Gouverneurs Mazarin, den Condé dem König als eine Null bezeichnete, war 1679 der noch rücksichtslosere Montclar, eine Soldatennatur, die nur Befehlen und Gehorchen kannte, berufen worden. Er übte den nötigen Druck aus.

Um aber alle diese und die noch folgenden Vergewaltigungen mit dem Schein eines geordneten Rechtsverfahrens zu umgeben, hatte der König die Reunionskammern eingesetzt. Der Metzer Parlamentsrat de Ravaulx soll die Anregung dazu gegeben haben. Ob die staatsmännische Verantwortung auf den Kriegsminister Louvois fällt, dessen grob zufahrende, brutale Vorwärtspolitik den König seit Lionnes Tod in starkem Maße beeinflußte, oder auf Colbert de Croissy, ist strittig. Doch wissen wir ja, daß der Gedanke an sich durchaus nicht neu war, und daß er auf Richelieu, ja noch viel weiter zurückgeht. Wir kennen bereits die Vorläufer. Nur der jetzige Umfang der Tätigkeit dieser Kammern ist verblüffend und die ungeheure Skrupellosigkeit des Verfahrens. Die Grundlage bildet der Satz, daß nicht nur die in den Friedensschlüssen von 1648 und 1679 an Frankreich abgetretenen Besitzungen, sondern auch alle zu ihnen jemals zählenden Lehensdependenzen von Rechts wegen dem König gehörten. Mit zu dem Zwecke wurde jene schon erwähnte Wiederumwandlung des Breisacher Provinzialhofes zum obersten Konseil des Elsaß vollzogen. Drei andere Reunionskammern waren im gleichen Sinne für Lothringen, die Freigrafschaft, die Niederlande bei den Parlamenten in Metz, Besançon und Tournai tätig.

Bei der Kammer in Metz hatten vor allem die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun ihre Ansprüche anzumelden, was

ſie ſelbſtverſtändlich mit Vergnügen taten. Faſt durchgängig beruhten die Anſprüche auf den nichtigſten Scheinbeweiſen und den gewalttätigſten Rechtsverdrehungen, und der gefügige Hof zu Metz erkannte ſie alle als berechtigt an; der gefällte Spruch galt als unwiderruflich. Ganze Fürſtentümer und Grafſchaften und beide Herzogtümer, Lothringen und Bar, wurden für urſprüngliche Lehensſtücke der Bistümer und für Afterlehen des Reiches erklärt, deſſen Oberlehenshoheit und Souveränität durch den Frieden von Münſter auf Frankreich übergegangen ſei. Außer nicht zu zählenden Burgen und Dörfern fanden ſich nicht weniger als 53 lothringiſche Städte darunter, ſelbſt Nomény, die lothringiſche Reichsſtandſchaft, womit Ludwig das letzte Band zwiſchen den Herzogtümern und dem Reich zerſchnitten glaubte. Durch ein Edikt vom März 1680 wurden die Inhaber aller liegenden Gründe als Vaſallen der Bistümer aufgefordert, vor dem Metzer Parlament wie vor einem Reichstribunal zu erſcheinen, um die Rechtmäßigkeit ihrer Beſitztitel nachzuweiſen und den König als ihren Oberlehensherrn anzuerkennen. Da aber das Verfahren bald als zu weitläufig erſchien, erklärte ein zweites Edikt vom September 1683 einfach alle zu den Herzogtümern gehörigen Herrſchaften und Städte als frühere Pertinenzen der Bistümer. Weigerten daraufhin die Fürſten und Herren den neuen Lehenseid, ſo erfolgte militäriſche Okkupation und Beſitznahme der Einkünfte.

Ebenſo verfuhren die anderen Kammern für ihre Gebiete. Zur ſelben Zeit, im März 1680, wurde ein großer Teil der zur Landvogtei Hagenau gehörigen Ämter, Dörfer und Schlöſſer ſowie das Mundat Weißenburg ohne alle Rückſicht auf Rechte Dritter in willkürlicher Auslegung der Münſterſchen Paragraphen der franzöſiſchen Krone einverleibt. Sodann ſtellte der Breiſacher Hof einfach den Grundſatz auf, durch die letzten Friedensſchlüſſe ſei dem König die Oberherrſchaft über das ganze Elſaß vom Kaiſer überlaſſen worden, und eröffnete dieſes Prinzip den Vertretern der einzelnen Herrſchaften. Und als ſich dieſe, die Horburg, Rufach, Hanau-Lichtenberg, Dagsburg uſw., dabei nicht beruhigen wollten, ſondern einen Prozeß anſtrengten, da berief ſich der Generalanwalt Favier auf eine Verſammlung der unterelſäſſiſchen Stände, die vom Biſchof von Straßburg, Erzherzog Leopold, 1625 einberufen worden ſei: es ſcheint

einer jener Landtage gewesen zu sein, die der Franzose indes als eine vom Landgrafen veranstaltete Provinzialversammlung auslegte. Mit einem Erlaß vom August 1680 wurden dann, wieder genau wie in Lothringen, sämtliche elsässische Herrschaften aufgefordert, dem König den Treueid zu leisten, das französische Wappen an die Tore anzuschlagen und im Gerichtsgang nach Breisach zu appellieren. Den sich Weigernden sollten auch hier die Archive geschlossen, die Renten beschlagnahmt, die Güter eingezogen, die Beamten fortgejagt werden. Um sich also im überkommenen Besitzstand zu erhalten, brachten die meisten das Opfer der Anerkennung der königlichen Autorität. Die im Elsaß Residierenden erhielten dafür königliche Patentbriefe; die im Reich Angesessenen unterwarfen sich in Vertragsform.

Bei alledem wurde aber auch rücksichtslos über Elsaß und Lothringen hinausgegriffen. In der rheinischen Pfalz trieben die Franzosen fast bis unter die Mauern von Mannheim ihr Wesen. Die Gebiete der Grafen Salm, Saarbrücken, Sponheim, der Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelstein wurden französisch. Württemberg wurde durch die Reunion Mömpelgards getroffen. Der Prinz von Oranien, dem man die luxemburgische Herrschaft Chiny nahm, Trier, dem gegenüber man zum Teil bis auf Pipin zurückging, sahen sich schwer geschädigt, nicht minder Spanien, dem ein großer Teil von Luxemburg entwunden wurde. Selbst Karl XI. von Schweden mußte sich als derzeitiger Inhaber des Fürstentums Pfalz-Zweibrücken die Lehenspflicht gegen seinen bisherigen Verbündeten gefallen lassen.

Es war das Unglaublichste, was die Welt bisher gesehen hatte: nach Grundsatz und Verfahren, nach dem die Krone Frankreich Kläger, Richter und Vollstrecker in einer Person war. „Wer bürgt dafür," rief der große Kurfürst, „daß Frankreich morgen nicht Magdeburg oder Berlin reunieren wird?" Und ganz ähnlich der kaiserliche Staatsmann von Hornick, wenn er in seinem „wahren Bericht von dem alten Königreich Austrasien" das um sich fressende „Dependentien-Feuer" schildert: wolle Frankreich seine Ansprüche voll befriedigen, so müsse es schließlich auch noch Preußen, Kurland, Livland und Dänemark an sich ziehen.

Man kennt die Gepflogenheit der Zeit, durch gefällige genealogische Aftergelehrsamkeit die Stammbäume auf antike

oder biblische Helden zurückzuführen. Wäre es darauf angekommen, die Vasallenverhältnisse statt von Pipin von Adam und Eva abzuleiten, die Höfe Ludwigs XIV. hätten vielleicht ohne Erröten auch diese Arbeit geleistet.

Selbst die vorsichtig und kalt abwägenden venezianischen Relationen hielten mit kräftigen Ausdrücken angesichts solcher Methoden nicht zurück. Es wollte etwas heißen, wenn etwa Foscarini das Vorgehen als eine „starke Verbarrikadierung gegen Deutschland mit einem beleidigenden und unerhörten Stratagem und gefährlichstem Exempel" bezeichnete. Als letztes voraussichtliches Ende erschien ihm der Übergang der Kaiserkrone an die Bourbons. Der allgemeine europäische Eindruck war der einer schrankenlos waltenden, vor keinem Frevel zurückscheuenden Selbstsucht, und gerade das Scheinverfahren selbst war es, das in seiner zynischen Heuchelei und Unverfrorenheit nach dem Geständnis der französischen Vertreter an den deutschen Höfen die Gemüter fast noch mehr entflammte als die Usurpation an sich, die einmal im Gang der Dinge lag, soweit sie Elsaß und Lothringen selbst betraf. Selbst mancher Franzose dachte so; Fénelon wagte es etwa 14 Jahre später, seinen berühmten anklagenden Brief an Ludwig zu schreiben, in dem es unter anderm heißt: „Im tiefen Frieden haben Sie Krieg geführt und wundersame Eroberungen gemacht. Sie haben eine Reunionskammer errichtet, um alles in einem zu sein: Richter und Partei; das hieß, die Beleidigung und den Spott der Usurpation und der Gewalttat hinzufügen." Der König aber empfand es anders. Wie er die spanischen Niederlande als ein Gebiet ansah, das von jeher den Königen von Frankreich gehört habe, so die Franche-Comté, so Elsaß, so Lothringen, das „alte Patrimonium unserer Väter". Und auch seine Methoden hielt er für gerechtfertigt. Von Machthunger und Ruhmsucht getrieben, die er gar nicht leugnete, auf die er stolz war, denn „sich vergrößern ist die würdigste und angenehmste Beschäftigung eines Souveräns", glaubte er sich bei seinem Verfahren in keinem Konflikt mit der Moral zu befinden: „Ich bin froh gewesen," sagte er, „daß die Gerechtigkeit mir die Pforte des Ruhmes geöffnet hat."

Kaiser und Reich taten diesmal ein übriges: außer den üblichen Rechtsverwahrungen schritten sie bis zur Schaffung einer Reichskriegsverfassung, die auf einem gewissen Normalbestand des deutschen Reichsheeres, dem „Simplum" beruhend, bis in die letzten Tage des alten Reiches fortdauerte. Während man aber in Regensburg wieder schwerfällig verhandelte, fügte Frankreich an diese lange Reihe von Rechtsbrüchen den letzten. Seit 1679 mehrten sich die Anzeichen, daß es auch Straßburg bald ans Leben gehe. 1680 ließ der Gerichtshof Straßburg auffordern, dem König für die Ämter und Herrschaften seines Stadtgebietes den Eid zu leisten. Umsonst legten die Bürger 24 Urkunden von 1418 bis 1623 vor, aus welchen klar das volle Eigentumsrecht der Stadt hervorging. Die Antwort war: man sei sich bewußt, daß Straßburg freie kaiserliche Reichsstadt sei und wolle auch keine ihrer Freiheiten antasten; da aber der König souveräner Herr des Elsaß sei und die Stadt im Elsaß ihre Besitzungen habe, so sei sie im Namen dieser Untertanen den Schwur schuldig; weigere sie sich dessen, so würde der König Gewalt anwenden. Umsonst waren die Klagen in Wien, die demütigen Vorstellungen in Versailles. Zu Anfang des folgenden Jahres ließ Louvois, der der Stadt in seiner brüsken Weise schon vorher zugemutet hatte, sich vom Deutschen Reich freiwillig zu trennen, sie auffordern, die kaiserliche Besatzung zu entlassen, die seit 1668 ihren militärischen Schutz bildete. Nur eben vor den Stadtmauern selbst hatte Frankreich noch einmal haltgemacht, als Straßburg auch diesem Ansinnen nachkam und damit die gleiche Selbstentwaffnung vornahm wie die großen Mächte nach Nymwegen.

Wie sah es hinter diesen Mauern aus? Nach einem französischen Beamtenbericht noch aus demselben Jahrhundert hatte die Stadt 28000 Einwohner, arbeitsame, nüchterne, philiströse Leute, die Vermögen durchweg in einer gewissen Mittellage, der Großhandel meist bei reformierten Schutzverwandten, das Rheinmonopol bei der Schiffleutzunft. Das Handelsinteresse sei die Handhabe, um die Stadt zu lenken. Doch muß man für unsere Jahre gewiß manches von dem Günstigen des Berichtes in Abzug bringen: die Stadt stand finanziell vor dem Ruin, die Kriege hatten seit langem den Export schwer beein-

trächtigt, die Wechselschulden vermehrt, und der Hauptgläubiger war wohl niemand anders als die französische Krone. An der Spitze stand wie überall eine erstarrte Oligarchie: der Form nach sonst noch ganz die alte Verfassung. Aber welche Kleinheit des Horizontes! Ein Tagebuch, vom Ammeister Reißeisen seit 1667 geführt, läßt uns in diese Enge, in die Koterie der eifersüchtig auf ihren Ämtern und Ämtchen sitzenden Patrizier einen Blick tun. Und während sich der Riesenschatten der westlichen Großmacht über das zerstückelte Elsaß, über das verfallene, zwerghaft gewordene Gemeinwesen senkt, die letzten Zuckungen der sterbenden Freiheit, das Murren der schroff antifranzösischen Volksmasse gegen die lavierenden, diplomatisierenden Oberen, Anklagen — wir kennen sie schon aus früheren schweren Krisen —, giftige Pasquille und die resignierten Stoßseufzer des Ammeisters dazwischen: als ein Jurist von Namen sich als Verfasser der Schmähschriften entpuppt: „O bone deus, in quae nos tempora reservasti"; als die Ritterschaft des Unterelsaß ihr schönes Haus auf dem Stephansplan auf Geheiß des Versailler Gottes verlassen und ihren Sitz nach Niederehnheim verlegen mußte: „Sic itur ad astra; aut verius de libertate in servitutem."

So ging man der Einverleibung wie einem unentrinnbaren Verhängnis entgegen: „Ratio: le Roy le veut." Und es war auch gar nichts anderes mehr zu wollen: weder für die ohnmächtige Grenzstadt noch für den mächtigen König selbst, gerade dieser beiden Eigenschaften wegen. Beide standen sie unter ihrem Schicksal, jetzt wenigstens auch Ludwig, nachdem er es freilich mitgeschaffen hatte: „Straßburg in kaiserlichen Händen lassen, hieß auf die strategische Ausnutzung, auf die ruhige Verwertung der Elsässer Erwerbungen ein für allemal verzichten." So war es und wird es bleiben in aller Welt, solange es Politik im bisherigen Stil und Kriege gibt.

Ludwig und Louvois schritten voran. Der Streich war von letzterem vortrefflich vorbereitet, sogar allzu sorgfältig, in Überschätzung der Widerstandsneigungen des Gegners. Selbst gegen die Schweiz wurde ein kleines Observationskorps aufgestellt, ebenso gegen die Niederlande in der Annahme einer möglichen spanischen Intervention. Nach dem Überfall auf die Straßburger Zollschanze am Rhein und auf Kehl blieb der

überraschten Stadt am 28. September 1681, als Montclar mit dem Rat zu verhandeln begehrte, nichts mehr als die Kapitulation übrig. Von Verrat, der alten Anklage gegen das Straßburger Regiment, kann keine Rede sein; auch eine Bestechung von entscheidender Bedeutung hat nicht stattgefunden. Selbst die Rolle Fürstenbergs begann in der Hauptsache erst nach der Einnahme. In einem langen Schriftstück legte der Rat den Stand der Dinge den dreihundert Schöffen vor: 18 Punkte pro und contra, beides mit politischen Gründen und mit Stellen aus der Heiligen Schrift belegt, noch einmal große berauschende Worte wie aus alter Zeit bei den Gegengründen; aber das nüchterne „Für" wog schwerer, und man schickte sich darein zur Strafe für die eignen Sünden und in „christlicher Gelassenheit".

Die Stadt huldigte dem König als souveränem Herrn und Protektor. Sie erhielt französische Garnison, die innere Verwaltung blieb bestehen, natürlich mit dem Breisacher Appellhof in Gerichtssachen; die Freiheit der Kulte wurde auf Grund des Normaljahres 1624 gewährleistet, aber der Münster sofort dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben. Aus einer kaiserlich freien Stadt des heiligen römischen Reiches wurde unter Bestätigung der Rechte des Westfälischen Friedens eine königlich freie Stadt. Am 23. Oktober hielt Ludwig XIV. in glänzendem Gepränge seinen Einzug als Triumphator, am Münster vom Bischof empfangen. Dessen oft, zum letztenmal nach der heutigen französischen Wiedergewinnung von einem Redner zitierten Simeon-Worte mögen ganz oder zum Teil legendär sein; sicher ist es dagegen, daß die Gesinnung, die in ihnen zum Ausdruck kommt, vielfach von der katholischen Landbevölkerung geteilt wurde, denn sie sah in dem Triumph des Königs die endliche Niederlage der Ketzerei: „Summus Coeli Rector", schrieb der Einnehmer der Abtei Ebersheimmünster in sein Tagebuch, „prosperet, conservet et in omne aevum continuare faciat actum opusque tam salutare Religionique Catholicae proficuum". In des Königs Umgebung aber befand sich die kerndeutsch gebliebene Liselotte, seine Schwägerin: sie habe „geheult", schreibt sie an ihren Bruder.

Die Reunion des Elsaß war damit erst ganz vollendet. Sie gehört, wie diejenige Lothringens, nicht der kommerziellen Ausbreitung des Merkantilismus an, denn die Hauptzollgrenze

schied das Elsaß und die lothringischen Bistümer als „provinces étrangères effectives" vom eigentlichen französischen Wirtschaftskörper, sondern sie ist zunächst ein Glied in der Kette der rein militärischen Maßnahmen gegen Habsburg. Bei Lothringen kommt noch das Streben der nationalen Abrundung hinzu. Aber selbstverständlich wurde auch im Elsaß, wie wir noch sehen werden, die französische Staatsgesinnung nach Kräften propagiert.

„Clausa Germanis Gallia" lautet die Umschrift einer bald darauf geprägten Denkmünze, als ob Deutschland Frankreich angreifen wollte. Wie in vielen anderen der genommenen Plätze wurden auch in Straßburg neue Werke aufgeführt. Das rechte Rheinufer von Basel bis zur Pfalz lag bald unter den Kanonen des Vaubanschen Festungsgürtels.

Im Reich aber war die Erregung über den Fall Straßburgs groß, wenn sie auch wieder zu keinen Taten führte. Auch Franzosen fiel in Regensburg und Würzburg die Erbitterung der allgemeinen Stimmung auf. Flugschriften, Volkslieder, Satiren, allerdings darunter solche gegen Straßburg selbst wegen des vermeintlichen Verrates, kamen in Menge auf. Auch weiterausholende Betrachtungen wurden durch den Fall der Stadt angeregt, und jeder Parteistandpunkt, mancherlei staatswirtschaftliche, zeitpolitische oder historisch-politische Gedanken kamen dabei zum Ausdruck. Während der eine den französischen Merkantilismus Deutschland zur Nachahmung empfiehlt, damit es von Frankreich lerne, der andere Brandenburgs französische Politik an den Pranger stellt oder die östliche Wacht des Turmes der Stephanskirche mit der Schmach des Münsterturmes im Westen vergleicht, kommt der Verfasser des „europäischen Staats-Perspectivs" zu einer bemerkenswerten geschichtlichen Rückschau: an all dem Unglück sei zum großen Teil Spanien mitschuldig, weil es im verflossenen Jahrhundert eine „große Monarchie ausbrüten" wollte und einen fanatischen Religionseifer entwickelte. Dagegen habe man Heinrich II. von Frankreich zu Hilfe rufen müssen, und seit der Zeit sei man die Franzosen nicht mehr losgeworden. Leibniz aber schrieb: „Wer den Schlüssel zu seinem Hause seinem Nachbarn, seinem Feind, seinem formidabeln Feind, einem Feind, der eine ewige

badische Denkschrift darauf hin. „Gleichsam alle Fata der künftigen Posterität dependiren davon", heißt es in der Schrift Kurfürst Friedrichs III., und das Unglück, das dem Reich aus einem Verzicht in folgenden Zeiten unfehlbar erwachsen würde, wäre durch kein wie immer beschaffenes Äquivalent zu reparieren. Der Zweck des gegenwärtigen schweren Krieges müsse sein, „daß durch den künftigen Frieden die Sachen zwischen dem Reich und Frankreich auf einen solchen Fuß gerichtet werden, damit jenes von diesem nicht gleichsam alle Tag einer neuen Unruhe und Verheerung in ipsis visceribus imperii oder wohl gar einer gänzlichen Subjugation sich zu befahren habe." Behalte dagegen Frankreich die Stadt, so ständen nicht nur das Elsaß und alles übrige zwischen Mosel und oberem Rhein belegene und durch die ungerechten Reunionen dem Reich abgezwackte Land beständig unter seiner „Baguette und Discretion", sondern es könnte sich, ehe man sich's versähe, bis mitten in das Reich ergießen. Auch wäre diesem die zur gegenseitigen Verteidigung wider den unruhigen Nachbar so nötige Kommunikation mit dem Herzogtum Lothringen abgeschnitten, wenn letzteres, wie mit Gottes Hilfe zu erhoffen, seinem natürlichen Herrn wieder zugeeignet werden sollte.

Aber die Kaiserlichen, in falschem Vertrauen auf die verbündeten Seemächte, glaubten noch mehr erlangen zu können: völlige Wiederherstellung des durch den Westfälischen Frieden begründeten Zustandes, besonders in bezug auf das Elsaß, Straßburg als Festung, Kriegsentschädigung für die Verwüstung der Pfalz. Vielleicht auch lagen den Österreichern Freiburg und Breisach trotz aller so richtigen Gesichtspunkte jener Denkschriften näher als Straßburg. Genug, der von den Franzosen für die Entscheidung gestellte Termin ging vorüber, und Straßburg blieb bei Frankreich, ebenso — denn Ludwigs militärische Situation hatte sich, Spanien gegenüber, noch einmal gebessert — das übrige Elsaß. Dagegen wurden Freiburg, Altbreisach und Philippsburg an den Kaiser abgetreten, Kehl an das Reich zurückgegeben, die herzoglich lothringischen Reunionen wiedererstattet und der Sohn Karls V., Herzog Leopold, wiedereingesetzt. Nur die neue Festung Saarlouis und Longwy blieben beim König, auch das Durchzugsrecht wurde ihm erhalten.

Bezüglich des Elsaß unterblieb wenigstens jede deutsche Anerkennung des tatsächlichen französischen Besitzstandes. Jeder der beiden Teile behielt sich abermals stillschweigend seine Deutung der Westfälischen Friedensartikel vor[1]). Straßburg jedoch wurde in feierlicher Form „ohne irgendwelchen Vorbehalt, mit jedweder Jurisdiktion und Superiorität" der französischen Krone überlassen.

Aber nicht genug damit: die glückliche Einigung der deutschen Konfessionen zu Beginn und während des Krieges fiel nun wieder dahin. Allenthalben war damals die katholische Propaganda am Werk. Der sächsische Kurfürst trat der polnischen Krone halber zur katholischen Kirche über, die Wiener Jesuiten wurden beschuldigt, für den Verbleib Straßburgs bei Frankreich aus religiösen Gründen eingetreten zu sein. Und im Einvernehmen mit dem fanatisch katholischen Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, der mit der völligen Restitution seiner Lande den entscheidenden Sieg der katholischen Kirche verbinden wollte, hatte Ludwig mitten in die letzten Verhandlungen plötzlich die gemessene Forderung geworfen, daß an allen restituierten Orten die römisch-katholische Religion im gegenwärtigen Zustand bleibe. In schnöder Verletzung des Regensburger Vertrags von 1684 hatte der König, der ein Jahr später die Aufhebung des Ediktes von Nantes für das innere Frankreich verfügte, in all dieser Zeit sein Möglichstes getan, um die evangelische Kirche auch in den reunierten Bezirken zu schädigen. Weite, ursprünglich protestantische Gegenden waren im Elsaß durch den schikanösen Druck der französischen Verwaltung, eine zielbewußte Kirchen- und Schulpolitik, die Heranziehung französischer und italienischer Einwanderer wie durch die unermüdliche Bekehrungsarbeit der Jesuiten und Kapuziner zur katholischen Kirche zurückgebracht. Überall, innerhalb und außerhalb des Elsaß ,auf dem platten Land wie in den Städten, war die Gegenreformation in siegreichem Vormarsch: in Straßburg, lange vor 1648 schon wieder Hort des Protestantismus durch „Extraordinaria Gratia

[1]) Ich vermag mich bis auf weiteres der mir wohlbekannten Auffassung bei Ludwig, „Die deutschen Reichsstände im Elsaß", die dem Reich in diesem Vertrag die Forderung der Wiederherstellung auch innerhalb des Elsaß gelegener reunierter Gebiete zuschreibt, nicht anzuschließen.

und Halcyonia Gottes", wie Moscherosch sagt, und noch 1681 nur mit zwei katholischen Bürgerfamilien, war ein Jahrzehnt nach der Übergabe ein Fünftel der Bevölkerung rekatholisiert. Der Altammeister Dominikus Dietrich, an dessen Andenken sich mit Unrecht der Verdacht des Verrates geheftet hatte, wurde, weil er seinen Übertritt verweigerte und den Plänen des Königs entgegenstand, in roher Verletzung von Recht und Gesetz fünf Jahre lang ins innere Frankreich verbannt.

Und es war nicht nur die völlig bigott gewordene Religiosität des Königs, der die Ryswyker Klausel ihre Entstehung verdankte. Er wußte vielmehr genau, daß ihm der Katholizismus in den jetzt wieder herausgegebenen Orten den Weg bereitete, um sie bei gegebener Gelegenheit um so leichter zurückzuerwerben. Und er war sich nicht minder klar, daß nach der schon gelungenen Isolierung Gesamtdeutschlands von seinen Bundesgenossen die Klausel nun auch innerhalb der deutschen Kreise selbst das Sprengmittel bildete, um den Kaiser nebst den katholischen Reichsständen von den Protestanten neu zu trennen. Nur wenige der letzteren haben so den Ryswyker Frieden mit unterschrieben. Er wurde dennoch perfekt und nicht minder die Ryswyker Klausel: fast 2000 Ortschaften fielen unter sie, und zumal die Pfalz wurde nun wieder dem gehässigsten Glaubenszwang unterworfen. Die Reichstage der kommenden Jahre aber hallten aufs neue wider von endlosem Kirchenstreit.

Indem Frankreich die Franche-Comté und Straßburg vertragsmäßig, das übrige Elsaß tatsächlich behauptete, auf der anderen Seite die drei lothringischen Bistümer ihm zu eigen waren, blieb auch das Herzogtum Lothringen äußerst eingeengt. Es hatte nur eine Scheinfreiheit erworben. Gelegentlich eines mit der spanischen Erbschaft zusammenhängenden Projektes, Lothringen einzuziehen und den Herzog mit Mailand zu entschädigen, schrieb Ludwig 1699: „Der König von England wird leicht einsehen, daß die Erwerbung Lothringens meine Macht um nichts vermehren würde, denn dieser Staat ist von allen Seiten so vollständig von meinen Besitzungen umschlossen,

daß es einem Herzog von Lothringen für immer unmöglich sein wird, gegen mich Partei zu nehmen".

Unter der vorausgegangenen dreißigjährigen französischen Herrschaft war Lothringen ganz und gar als französische Provinz behandelt und dem neuen Militär- und Verwaltungssystem eingegliedert gewesen. Die Ämter und Gerichtshöfe in Nancy, in den Vogesen, in Deutsch-Lothringen und in St. Mihiel wurden aufgehoben und mit den Höfen von Metz, Toul, Verdun, Longwy und Saarlouis vereinigt. Ein Gouverneur hatte die Militärgewalt in Händen. Intendanten standen statt der vorigen heimischen Behörden an der Spitze der Administration. Fast alle Beamtenstellen waren mit Franzosen besetzt. Unter Colberts weiser Leitung war zwar auch Lothringen noch nicht allzusehr mit Abgaben beschwert. Mancherlei Maßnahmen zur Hebung von Handel und Wandel wurden getroffen; die Fruchtbarkeit des Bodens lieferte allmählich wieder so reichliche Ernten, daß Vauban, um bei der Verkommenheit der Wege die Ausfuhr des Getreides in die Maasstädte zu erleichtern, sich mit dem Plan eines Maas-Moselkanales trug. Aber unter Louvois wurde der Steuerdruck immer schrecklicher, und das Land, vorher immer noch an meist freiwillige Leistungen gewöhnt, seufzte unter der zunehmenden Last um so schwerer, als es die Abgaben für eine ihm verhaßte Fremdherrschaft zu liefern hatte. Auch Gütereinziehungen aller in fremden Heeren Dienenden fanden in großem Umfang statt. Ewige Truppendurchmärsche und Einquartierungen vermehrten die Leiden wieder ins ungemessene. Wie im Dreißigjährigen Krieg ließen Bauern und Handwerker, um all diesen Quälereien zu entgehen, ihr Hab und Gut wieder im Stich und verwilderten als Räuber und Wegelagerer. Seitdem aber Ludwig mit der Restitution Lothringens zu rechnen anfing, wurde die Aussaugung für den eigenen Nutzen nur noch systematischer betrieben: ein bis auf den letzten Tropfen ausgepreßtes Land blieb zurück. Das öffentliche Elend, das alle französischen Provinzen seit der zweiten Hälfte von Ludwigs Regierung heimsuchte, klaffte hier abgrundtief. Auch die Städte konnten sich so vom Dreißigjährigen Krieg nicht erholen: Nancy, die Hauptstadt, zählte zu Ende des Jahrhunderts kaum 8000, Pont-à-Mousson nicht 4000 Einwohner, auf die übrigen 31 Städtchen kamen im Durchschnitt nur etwas über 900.

Deutsch-Lothringen, in dem sich schon im Reformationszeitalter ein Gegensatz gegen das katholisch-französische Wesen gezeigt hatte, scheint mit dem allen eine weitere Entfremdung erlebt zu haben: ein großer Teil seiner Einwohner war über die nahen Grenzen entflohen und hatte sich nach der Pfalz und in die Schweiz gewandt. Offenbar stand diese Abwanderung aus dem Osten aber wieder mit gegenreformatorischen Maßnahmen im Zusammenhang: mit Hilfe der Jesuiten, die bei der ersten französischen Besitznahme noch aus Pont-à-Mousson verjagt worden waren, hatte der König hier in Lothringen die spärlichen Reste der Evangelischen bedrängt. Metz hatte allerdings zunächst immer noch 12—15000 Hugenotten aufzuweisen gehabt. Aber bis 1669 waren in der Stadt eine Unmenge neuer Klöster gegründet, und die Aufhebung des Edikts hatte dann auch hier dem Protestantismus ein Ende gesetzt: der Prediger Ancillon und viele Hunderte aus seiner Gemeinde fanden als Refugiés beim Großen Kurfürsten Aufnahme.

Dunkelheit und Aberglaube breiteten sich neuerdings über das Land aus. Nur die kirchliche Kunst fand ein gewisses Feld der Betätigung. Alle freieren Geister hatten ihrer unglücklichen Heimat den Rücken gekehrt, um in Paris, in Wien, in Italien einen geeigneteren Boden zur Entfaltung ihrer Talente zu finden. Sprache und Sitten der Daheimgebliebenen erschienen den Kennern des Landes roh und plump. Adel und Gemeine zeigten nach der Schilderung des Historikers Grafen Boulainvilliers das gleiche ungeschliffene Wesen. „Im übrigen hangen sie", sagt derselbe Schriftsteller, „mit großer Zähigkeit an dem alten Herkommen und den alten Gebräuchen, und nur Gewalt kann sie dahin bringen, diese zu ändern; aber die Anwendung von Zwang gegen sie ist sehr mißlich; denn dieses von Natur schwerfällige und geduldige Volk gerät in eine ganz eigenartige Wildheit, wenn es einmal aufgebracht wird."

Während wir so in Lothringen trotz seines zumeist romanisch-katholischen Charakters bis zum Ryswyker Frieden eine Provinz vor uns haben, die Unbilden wie ein Feindesland erfährt, bietet uns das urdeutsche und bis zur französischen Okkupation stark protestantische Elsaß ein wesentlich anderes Bild. Auch dieses

Land hat seine Provinzbeamten: der Gouverneur, der Intendant, das Gericht, sie sind uns schon alle bekannt. Die herrschaftlichen Ämter sind zu einzelnen Departements mit Baillis zusammengefaßt. Königlich war die Spitze der gesamten Gerichtsorganisation, und auch denjenigen Teilen, die bloß als Annexe überrheinischer Territorien bestanden, war jetzt jede Appellationsmöglichkeit drüben im Reich genommen. Eine umfassende königliche Verordnungstätigkeit regelte auf dem Gebiet der allgemeinen Verwaltung das Große und das Kleine. Die Zölle und direkten Steuern wurden für den König erhoben. Die Militärhoheit war ihm eigen, wenn sie sich auch für Truppengestellung im Elsaß nur auf wenige Bataillone erstreckte.

Dennoch würden wir fehlgehen, wenn wir uns nun das Elsaß als eine französische Provinz wie die anderen vorstellten. Es waren im Sinne der französischen Nivellierung überall nur halbfertige Verhältnisse geschaffen, und sie blieben so, begünstigt durch eine allgemeine, friedliche Reaktion des landschaftlichen Sonderlebens im ausgehenden Ancien Régime bis zur großen Revolution. Überall griff das Königtum tief herab, aber nicht überall ganz auf den Boden der alten Verhältnisse. Da waren die Städte. Von ihnen allen standen nur drei, Ensisheim, Hüningen, Neubreisach, dazu das Fort Louis, unter direkter Verwaltung des Königs, und außer Ensisheim waren das sämtlich militärische Neugründungen Ludwigs, die für das bürgerliche Leben wenig bedeuteten. Straßburg und die zehn Städte hatten ihre alte Verfassung beibehalten, freilich mit der wichtigen, im Innern Frankreichs unbekannten Institution der königlichen Prätoren: Regierungskommissare, die mit ihrem Einspruchsrecht gegen die Ratsbeschlüsse Kontrollorgane der städtischen Eigenverwaltungen darstellen, aber bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts aus den Einheimischen entnommen wurden. Und noch mehr als die Städte bildeten die alten Herrschaften der Reichsstände, zwar auch sie später von Prätoren beaufsichtigt, einen Fremdkörper im neuen französischen Staate. Nicht einmal jene formale Anerkennung der königlichen Souveränität haben sie alle vollzogen, trotz der uns bekannten Drohungen: das Stift Münster, der Deutschorden, Dagsburg, der Markgraf von Baden für die Herrschaft Beinheim, die Leiningen und ihre

Erben, die Hohenlohe, für Oberbronn unterließen es, sich, sei es mit offenen Briefen, sei es mit Verträgen, sicherzustellen und blieben dennoch in ihrem Besitz. Von den übrigen Territorien gerieten einige teils schon früh, so als Dankesgabe Ludwigs an die Familie Mazarin, teils später in französische Hände oder an eingesessene städtische Patrizier, wie die Straßburger Dietrich; solche unterschieden sich dann nicht mehr wesentlich von den innerfranzösischen Seigneurien. Aber mit ihnen bunt vermengt lagen die Besitzungen der deutschen Reichsstände, denen der mediatisierten Stände vom Jahr 1806 rechts des Rheins vergleichbar, mit ihrer den breiten Unterbau der königlichen Jurisdiktion bildenden privaten Rechtsprechung, ihrer Verwaltung der eigenen Einkünfte, ihrem Recht indirekter Besteuerung, ihren Regalien auf und unter dem Boden, vor allem dem Salzregal, ihren Ehrenrechten, ihrer Grundherrschaft. Und mit voller Absicht nahm die französische Krone von diesen Ständen keine Lehenshuldigung in Anspruch, was einer stillschweigend zugelassenen Fortdauer der kaiserlichen Lehenshoheit gleichkam.

Als das genaue Seitenstück dazu bestanden, wie die gesamten alten Bistumsgrenzen, die deutschen Metropolitanrechte auf kirchlichem Gebiete fort. Der elsässische Klerus aber nahm insofern eine besondere Stellung ein, als die Geltung des französischen Konkordats hier ausgeschlossen blieb: nicht einmal der Bischof von Straßburg war ein Glied der französischen Organisation, auch nicht im 18. Jahrhundert, als das Episkopat dauernd mit Söhnen aus der Familie Rohan besetzt war. Nur in einem, freilich entscheidenden Punkt, in der Unterordnung auch des Bischofsgerichts unter den königlichen Appellhof, kam die Souveränität der Krone zum Ausdruck.

Nur als Bundesgenossen haben Krone und Kirche im Elsaß an der Rekatholisierung gearbeitet. Mit welchen Mitteln, haben wir schon zum Teil kennengelernt. Das ganze geistige Leben wurde mit getroffen, nachdem es bereits durch den Dreißigjährigen Krieg in einen Prozeß der Verödung eingetreten und ein letzter großer Führer, Philipp Jakob Spener, 1666 als junger Geistlicher von Straßburg nach Frankfurt a. M. gewandert war, um sich später Dresden und Berlin zuzuwenden: der sinnfällige Ausdruck für die Tatsache der Verschiebung des geistigen Mittel-

punktes vom deutschen Südwesten nach dem Innern, zunächst nach Sachsen. Dafür war nun auch in der Wissenschaft dem Jesuitentum ein breiteres Feld der Wirkung eröffnet: 1682 wurde die Molsheimer Akademie nach Straßburg verlegt und zu einer Universität erhoben, und zwar wurden im wesentlichen nur mehr französische Jesuiten geduldet. Alle die neuen Lehranstalten Ludwigs waren Pflanzstätten Roms und Frankreichs zugleich. Der Adel und die reichen Bürgerfamilien wurden an diese Schulen gelockt, doch wohl mit keiner anderen Absicht, als um sie unmerklich, aber systematisch dem deutschen Staat zu entfremden. Vollends dem elsässischen Klerus, der meist die Hochschulen im Innern Deutschlands, Freiburg, Ingolstadt u. a., besucht hatte, sollte am Straßburger Seminar, das der Fürstbischof Fürstenberg gründete, französische Gesinnung eingeimpft werden. Aber eine völlige Vernichtung des Protestantismus wurde niemals auch nur zeitweilig erreicht, weder im Kirchen- noch Schulwesen, und nur um so eifriger waren die protestantische Universität, das Gymnasium, die protestantische Geistlichkeit auf Erhaltung des Deutschtums bedacht. Viele evangelische Elsässer studierten auf deutschen Universitäten und bewahrten so den geistigen Verkehr mit dem Mutterland.

Und im ganzen war die alemannische Eigenart viel zu bodenständig, als daß sie damals schon irgendwelchen stärkeren Schaden gelitten hätte. Direkte Vorstöße gegenüber der breiteren Masse wurden auch nur wenig unternommen. Ganz anders als heute galt hier im 17. und auch noch lange im 18. Jahrhundert, der Zeit der französischen Erschöpfung, der Grundsatz, „die elsässischen Dinge nicht anzurühren". Wo es aber einmal geschah, so mit einer Ordonnanz des Intendanten, die gegen die elsässische Tracht vorging, einer andern, 1685 erlassenen, die die französische Sprache für Gerichte und Notariate anordnete, da blieb solches Unterfangen ohne Wirkung, der Befehl ein toter Buchstabe. Und auch jene Fortdauer der Herrenrechte rechtsrheinischer Fürsten ist im nationalen Sinne keineswegs zu unterschätzen: „solange noch der Landgraf von Hessen und der Herzog von Württemberg ihre Amtleute und Schaffner über dem Rhein anstellten, konnte das Land nicht wirklich französisch werden." Wie der kleine Bürger in der

Stadt, so merkte auch der Bauer kaum, daß das Land seinen Herrn gewechselt hatte.

Anders verhält es sich mit der politischen Assimilierung. Aber es wäre völlig verkehrt, der Verwaltung, die diese zuwege brachte, nicht auch die hohen Verdienste nachzurühmen, die sie sich in Verbesserung der Rechtspflege, der Finanzwirtschaft, in Begünstigung von Handel und Ackerbau im Elsaß erworben hat. Schon von Ichtersheim, ein glühender Feind der französischen Annexion, stellte in seiner Topographie des Elsaß den Satz auf: „Virtus etiam in hoste laudanda." Es sind die starken Antriebe, wie sie von großen geordneten Staatswesen auszugehen pflegen, die hier gemeint sind. Es wurde bereits angedeutet, welcher Segen dem neuen Gerichtswesen innewohnte. Auch Ichtersheim ist seines Lobes voll, da nun alles, vom Bischof bis zum Ärmsten, Christ und Jude in gleicher Weise, vor diesem souveränen Hof Rede zu stehen und Urteil zu erwarten habe, jeder Untertan in rechtmäßigen Dingen seinen Herrn verklagen könne und „auch die größten Prozesse ultra triennium nicht protahiret" würden. Folter und Hexenprozesse verschwanden.

Der Willkür der alten Amtsleute, die mit ihren Steuerzetteln den Gemeinden auch die verschiedensten weiteren Auflagen lediglich kraft eigener Machtvollkommenheit aufgebürdet hatten, wurde ein für allemal ein Riegel vorgeschoben. Die Leibeigenschaft wurde gleich bei der Besitzergreifung durch Ludwig aufgehoben. Von außerordentlichen Auflagen war das Elsaß grundsätzlich verschont, „um der Bevölkerung mit diesen neuen Dingen nicht vor den Kopf zu stoßen". Die Gabelle, die Steuern auf Waren und Lebensmittel wurden ebensowenig erhoben. 14 Livres auf den Kopf, so hat man berechnet, zahlten seine Einwohner im ganzen, während sich die Steuerleistung in den übrigen französischen Provinzen auf 30 Livres belief; nur sollte man dabei nicht vergessen, um wie viel weniger noch als das Elsaß die Gebiete von gleichem Umfang rechts des Rheins belastet waren.

La Grange, der 22 Jahre als Intendant im Elsaß schaltete, galt bis zur großen Revolution als unübertroffener Verwaltungsbeamter. Obrecht, der umfassend gebildete erste Prätor Straßburgs, erfreute sich dort trotz seiner Charaktermängel nicht minderen Ansehens. Die Zollschranken innerhalb des Landes

fielen schon 1681. Der Ackerbau kam durch Edikte, welche die Bebauer von Brachfeldern auf zwölf Jahre von allen Abgaben befreiten und ihnen diese Felder als Eigentum zuwiesen, bald in neuen Flor. Der Weinbau, die Straßburger Gärtnerei erlangten ihren alten Ruf zurück. Der Tabakbau wurde eine neue Quelle des Wohlstandes. Kurzum, die von Klima und Boden unterstützte Umsicht der neuen Verwaltung brachte dem Land, wie es zeitgenössische Elsässer selbst bezeugen, schon in den auf den Nymweger Frieden nächstfolgenden Jahren die volle Erholung von den schweren Kriegswunden, die ihm beide Gegner geschlagen hatten. Überall zog ein vorher so wenig gekanntes Gefühl der Ruhe und Sicherheit ein. Der Heeresdienst hielt sich in erträglichsten Grenzen; denn eine Gestellungspflicht, noch dazu in mildesten Formen, bestand nur für zwei neugeschaffene Milizregimenter, während sich die regulären Truppen durch Freiwillige aus dem einheimischen Adel und Volk rekrutierten. Und die Regierung wußte bei alledem wieder sehr gut, was sie tat: sie hatte das Elsaß nicht nur als frisch erworbene Provinz mit schonender Hand in die neuen Verhältnisse herüberzuleiten; sie mußte dieses damals noch durch Lothringen und Mömpelgard vom Innern Frankreichs abgetrennte, weit vorgeschobene Außenland vor allem als eine Basis konservieren, die im Kriegsfall der Rheinarmee alle nötigen Hilfsmittel gewährleisten konnte.

Aber auch die politische Eingliederung hat sich merkwürdig rasch bewährt. Denn obwohl es in der noch folgenden großen Kampfzeit, dem Spanischen Erbfolgekrieg, mit der Macht Ludwigs bereits bergab ging, ja eine neue weltumfassende Kombination ihn an den Rand des Verderbens brachte und nebst vielem andern auch Straßburg und die zehn Städte neuerdings auf dem Spiel standen, regte sich im Elsaß kein Abfall. Still und resigniert sah man, als die siegreichen Heere des Prinzen Eugen mehr als einmal das Land betraten, den Ereignissen zu, bis der König infolge der Überspannung der Forderungen auf seiten der Verbündeten sich noch einmal eine große Position gerettet hatte. Doch diese Dinge sind mit der Geschichte Lothringens so eng verbunden, daß wir zu ihr zurückzukehren haben.

Eine ganz andere Rolle, bewegt und tragisch, doch ohne einen wirklichen Helden der Tragödie, war Lothringen in diesem letzten Kriege Ludwigs XIV. zugedacht. Der Name des Herzogs Leopold bleibt mit diesen Jahren verbunden, aber in andern Sinn als der seines Großoheims Karls IV. mit dem Dreißigjährigen Krieg. Ein Fremdling, am Wiener Hof erzogen, kam er, neunzehnjährig, nach dem Ryswyker Frieden in seine Staaten zurück, als die letzten französischen Truppen abzuziehen begannen. Eine habsburgische Mutter und eine bourbonische Gattin, die Nichte des Königs, die freilich als Tochter Liselottens auch wieder gut deutsches Blut in den Adern hatte, umgeben ihn und zeigen schon in diesen persönlichen Verhältnissen wieder einmal eine Zwischenstellung zwischen den beiden Reichen an. Dieser Stellung suchte er auch in den neuen Kämpfen treu zu bleiben.

Aber zugleich wird Lothringen trotz der alten, neuerdings jubelnd bekundeten Treue der Einwohner zu ihrem Herrscherhaus von Anfang an der Gegenstand zahlreicher Tauschprojekte: schon im Beginn des Jahrhunderts mit seinen Pfänderspielen in Land und Leuten, als sich die großen wechselnden Gruppierungen um die Liquidation des spanischen Erbes vollzogen. Im Zusammenhang mit dem ersten Teilungsplan wurde dem Herzog die Vertauschung seiner mit Frankreich zu vereinigenden Länder mit Mailand angeboten, und der prunk- und genußliebende junge Herr ging mit Feuereifer auf den Vorschlag ein, der zwar eine namenlose Aufregung unter seinen Landeskindern erregte, ihm aber einen sechsfach reicheren Besitz verschaffen sollte. Die Ausführung unterblieb jedoch, als der sterbende letzte Habsburger in Madrid, um die Schmach einer Aufteilung seiner Monarchie abzuwehren, die Gesamtnachfolge dem Enkel Ludwigs XIV. übertrug.

Auf der anderen Seite aber entstand eben damit die Kriegsallianz Englands, Hollands, des Kaisers und Brandenburgs gegen das neue französische Universalreich. Und alle krampfhaften Bemühungen des Herzogs, die selbständige Zwischenstellung zwischen den beiden großen Parteien zu bewahren, blieben, wie schon in der Vergangenheit, erfolglos. Bereits der Beginn des Kampfes führte vielmehr zu einer Wiederbesetzung Lothringens durch Frankreich, da es im andern Fall, zumal bei den von

Ludwigs Beamten bezeugten starken deutschen Sympathien der Bevölkerung, eine ständige Bedrohung des Rückens und der Flanke für die Rheinarmee des Königs gebildet hätte.

So wiederholte sich denn der Zustand zum drittenmal, wie er während des Dreißigjährigen Krieges und bis zum Ryswyker Frieden geherrscht hatte. In kurzer Zeit waren alle Hauptorte aufs neue von den Franzosen okkupiert. Wieder einmal floh die herzogliche Familie aus Nancy, jedoch nur bis Lunéville, wo Leopold allen Ermahnungen seiner Umgebung zum Trotz, die ihn an das Beispiel seines Vaters erinnerte, in untätiger und schwelgerischer Scheinexistenz verblieb und sich ein zweites Versailles schuf. Das eigentliche Kriegsunwetter blieb zwar diesmal dem Lande erspart. Dafür mußte der Herzog eine Demütigung um die andere von seiten des Königs schlucken. Es war eine Haltung, die den späteren vollen Übergang Lothringens an Frankreich verhängnisvoll vorbereitete, indem das schlechte Beispiel des Fürsten die Volksgesinnung nach der französischen Seite kehrte.

Als aber die Siege Eugens und Marlboroughs die Macht Frankreichs in ihren Grundfesten erschütterten und König Ludwig in seiner Not den Lothringer wiederholt um Friedensvermittlung am Wiener Hofe bat, da wachten in Leopold noch einmal phantastische Hoffnungen auf, wie sie schon so manchesmal sein Haus in vorigen Zeiten genährt hatte. Ihm schien jetzt nicht etwa nur die volle Wiederherstellung im bisherigen Umfang zu winken; er glaubte vielmehr, gestützt auf noch nicht befriedigte Entschädigungsansprüche von Ryswyk, das Elsaß, Luxemburg oder die Freigrafschaft und einen Teil der drei Bistümer als Preis der Friedensstiftung in Wien fordern zu können. Und diese Gedanken fanden bei Kaiser und Reich zwischen den Siegen von Oudenarde und Malplaquet den lebhaftesten Anklang. Es ist von hohem Interesse, wie hier, vielleicht im Zusammenhang mit Resten alter Mittelreichsideen von lothringischer Seite, zum erstenmal die Wiedererwerbung und Zusammenschweißung von Elsaß und Lothringen nebst den übrigen genannten Teilen als militärisch-politische Notwendigkeit im deutschen Lager erwogen wird: zur dauernden Schutzwehr des Reiches gegen Frankreichs unausgesetzte Angriffe.

Vor allem waren es die Rheinkreise, die von dieser Erkenntnis bestimmt wurden und sogar dem Anfang alles Übels mit der Aufhebung des französischen Lehensverhältnisses für Bar zu Leib rücken wollten. Leopold selbst erschöpfte seine Kassen, indem er zur Erreichung dieser Ziele in London, Wien und im Haag große Geldsummen aufwandte. Aber das einzig in solchem Fall Mögliche, selbst zu den Waffen zu greifen, das gewann er aus Furcht vor Ludwig nicht über sich. Er beharrte in seiner Politik der Schwäche und der Zweideutigkeit.

Und abermals sollten diese Projekte wie eine Vision entschwinden. Der Überspannung der Ziele, wie sie ursprünglich auf Ludwigs Seite herrschte, antwortet nun eine ebensolche des Gegners. Als dieser vom König die Vertreibung seines eignen Enkels aus Spanien forderte und in Gertruidenberg, im Augenblick der tiefsten Demütigung Ludwigs, sich nicht einmal mit dessen Angebot einer Geldhilfe für den geforderten Zweck zufriedengab, sondern auf der Vertreibung durch französische Waffen beharrte, da raffte sich der nationale Stolz Frankreichs und seines Königs noch einmal zusammen. Und England, bisher mit Holland gerade der hartnäckigste Vertreter der schroffen Forderung, fiel in plötzlichem Parteiwechsel von der Koalition ab. Ein halbes Jahr später verstarb Kaiser Joseph, auf deutscher Seite die treibende Kraft, ohne männliche Nachkommen eines vorzeitigen Todes. Da nunmehr die Aussicht auf die Vereinigung aller habsburgischen Kronen auf dem Haupte seines Bruders Karls VI. drohte, setzten die Briten dieser Gefahr nur um so energischer das Prinzip des kontinentalen Gleichgewichts entgegen. Sie waren es dann auch, die gegen Zusicherung ihrer maritimen und Handelsgewinne sich schließlich für die Ryswyker und nicht für die vorteilhafteren Münsterer Bestimmungen als Grundlage der Friedensverhandlungen mit Deutschland erklärten.

Vergebens, daß sich eine klägliche Kriegführung mit einem konfessionell paritätischen Oberkommando am Rhein noch fortschleppte; vergebens, daß Prinz Eugen in einem Aufruf an das deutsche Volk einen Heerbann von 200000 Mann forderte, um den französischen Räuber binnen vier Wochen aus den Rheingrenzen zu verjagen: ein Vortrag dieser Art sei eines Reichskanzlers würdig, sagte er dem Kurfürsten von Mainz. Aber am anderen Ende des Reiches waren Preußen und Sachsen durch

den Nordischen Krieg gefesselt. Wie wäre da noch eine Fortsetzung im Westen möglich gewesen? Erst auf den Ruf eines neuen Kanzlers sollten 400000 Mann, in vier Wochen zur äußersten Westgrenze des alten Lothringens vordringend, die Grenzmarken wieder holen. Im Frieden von Rastatt, den der mit 66 Titeln geschmückte Kaiser Karl VI. mit Frankreich abschloß, und zu Baden, wo das Reich nachfolgte, war, nachdem Ludwig noch 1710 die Herausgabe des Elsaß angeboten hatte, weder von ihm noch von Lothringen mehr die Rede. Erst auf die Bitten des Herzogs räumte Ludwig die seit Kriegsbeginn besetzten lothringischen Plätze. Außerdem gab er nur die überrheinischen Festen Freiburg, Breisach und Kehl hier in unseren Gegenden heraus und versprach, die auf der Rheininsel und Hüningen gegenüber errichteten Befestigungen zu schleifen; dagegen erhielt er zum eigentlichen Elsaß noch Landau hinzu. Und selbst die Ryswyker Klausel blieb bestehen.

Freilich, zur Herrschaft über die Welt war Frankreich nicht gelangt. Wenn das Habsburgerhaus von der Pyrenäenhalbinsel ausgeschlossen blieb, so untersagten die Abmachungen für alle Zukunft doch auch die Vereinigung der beiden bourbonischen Kronen Frankreich und Spanien. Und eben jetzt war die internationale Großmachtstellung der Habsburger durch den gefestigten Besitz Ungarns wie durch den Erwerb der spanischen Nebenlande ihrer Vollendung nahe, während als dritte Großmacht das England der Meere emporkam. Das Deutsche Reich als solches aber war wieder leer ausgegangen, und noch immer blieb Frankreich der größte europäische Militärstaat mit überall gesicherten Grenzen. Daß die negativen Posten, die Zerrüttung der Finanzen, die Zertrümmerung der Marine durch England, in der Schlußrechnung überwogen, das sollte erst der weitere Verlauf des Jahrhunderts zeigen.

Fünftes Kapitel.

Das achtzehnte Jahrhundert und die große Revolution.

Der ganze Grundgedanke des Absolutismus von der Renaissance bis zum Ende ist mechanischer Art: die Menschen und Völker sind nur das Material, das von oben her beherrscht und beglückt wird, ohne daß sie um ihre Meinung befragt werden. Aber trotzdem ist der einzelne Fürst, selbst der mächtigste, nicht immer allein maßgebend. In den großen internationalen Fragen unterstehen er und sein dynastisches Erbrecht dem Prinzip einer europäischen Konvenienz, der Rücksicht auf das Gesamtwohl der europäischen Staatengemeinschaft. Die großen spanischen Teilungsverträge vom Ende des 17. Jahrhunderts sind bereits das Ergebnis solcher Grundsätze. Aber erst das Zeitalter Ludwigs XV. kennzeichnet sich durch eine Fülle von Teilungsentwürfen und wirklich vollzogenen Teilungen, von Dynastien- und Gebietsaustauschen im kleinen und größeren und enthüllt zugleich die ganze Willkür des Systems.

Mit internationalen Teilungen und Liquidationen beim Erlöschen eines Fürstenstammes erhoffte man zugleich, im Sinne der Aufklärung und ermüdet von den schweren voraufgegangenen Kriegen, die Annäherung an das Ideal des ewigen Völkerfriedens, und die Politik eines Fleury kann man vielleicht als die erste pazifistische nach dem Zeitalter der bewußten Eroberungspolitik eines Ludwig XIV. bezeichnen. Dessenungeachtet hatte auch sie sich dem staatlichen Machtgedanken keineswegs entfremdet; er lauerte wie bisher bei jedem Pazifismus älterer und neuester Zeit im Hintergrund, um bei sich bietender Gelegenheit wieder hervorzutreten. Eine solche aber ließ nicht allzulange auf sich warten: das 18. Jahrhundert weist ja gerade anläßlich der Erbfragen eine besondere Kette von Kriegen auf; denn das staatlich-fürstliche Machtprinzip ließ sich nimmermehr und auf keiner Seite ausschalten.

Als sich aber Friedrich der Große in entschlossener Abkehr vom eigenen pazifistischen Jugendtraum seines Antimacchiavell mit den staatlichen Machttendenzen durchdrang, die in Frankreich, wenn auch ebenfalls fortdauernd, mit der Degeneration seines Königshauses und der allmählichen inneren

Zersetzung immer unheilvoller kontrastierten, da verschob sich der europäische Schwerpunkt vom französischen Westen nach dem deutschen Nordosten, bis sich aus jener Zersetzung das große Neue gebar. Im Sturm der großen Revolution hat dann nochmals der Westen gewaltiger als je die Führung ergriffen und das alte Europa in Trümmer gelegt.

Sehen wir näher zu, wie Frankreich, obwohl zunächst noch einmal durch ein neues Habsburger Weltsystem schwer gefährdet, und trotz seiner beginnenden inneren Fäulnis, unsere Westmarken vollends verschlang, wie dann gerade jene Verschiebung des Schwergewichts den Raub besiegeln half, und wie ihn schließlich die Revolution amalgamierte.

Herzog Leopold von Lothringen, persönlich ein leutseliger Fürst, dessen Bild indes durch eine liebedienerische Geschichtschreibung, zumal Voltaires, allzu ideal gezeichnet wurde, stand während seiner dreißigjährigen Regierung den Wünschen seiner Stände nach Wiederherstellung der alten, schon unter der langen französischen Gewaltherrschaft beseitigten Freiheiten und Rechte gänzlich ablehnend gegenüber. Wie seine Residenz Lunéville mit Prachtbauten und Lustgärten, Theater und Ballets, mit Mätressen und einer höfischen Umgebung neuer Grafen und Marquis den französischen Königsglanz imitierte, so sollte sein Staat im kleinen ein Abbild des absoluten Staates Ludwigs XIV. sein. Volksfreundliche Maßnahmen fehlten allerdings nicht. Sein Code Léopold, den französischen Gerichtsordonnanzen von 1667—1670 nachgebildet, beruhte auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit. Die Peuplierungspolitik wurde fortgesetzt, Landbau, Handel und Industrie gehoben. Die Volkszahl mehrte sich in überraschender Weise: von 150000 Einwohnern, die man am Anfang des Spanischen Erbfolgekrieges berechnet, wuchs sie in dreizehn Jahren auf 400000. Auf dem Volk aber lastete, durch die Verschwendungssucht und übelangebrachte Freigebigkeit des Herzogs gefördert, wieder ein zunehmender Steuerdruck, der zusammen mit neuerlichem Bekehrungseifer — der Fürst war von Jesuiten in strengem Katholizismus erzogen — wieder einmal die Deutsch-Lothringer zur Auswanderung antrieb. Diesmal wandten sie sich nach Ungarn, während der Herzog, um der Emigration

zu steuern, ein Verbot des Güterverkaufes erließ. Wie aber in Frankreich die Regentschaft, so endete auch die Regierung Leopolds mit schwindelhaften Aktiengesellschaften und schwerem Bankrott.

Nach außen hatte der Herzog seine mancherlei Tauschprojekte auch weiterhin betrieben. Bald bildete der eine, bald der andere italienische Staat das Ziel seiner Sehnsucht. Bald hoffte er es von Frankreich, bald von Deutschland zu erreichen. Noch 1728 wurde Lothringen in einem Vertrag mit Ludwig XV. die unwiderrufliche Neutralität zugesichert, die indessen infolge der geheimen Neugewährung des alten Durchzugsrechtes für die französischen Truppen von vornherein jeder inneren Sicherheit ermangelte. Doch seit 1723 schon wurde der junge Lothringer Erbprinz Franz Stephan am Hofe Kaiser Karls wie dessen Sohn und mit der Aussicht auf die eheliche Verbindung mit der Tochter des Kaisers, Maria Theresia, erzogen.

Diese Vereinigung mit dem Habsburger Haus mußte das für sich hilflose, von Frankreich umklammerte und durchsetzte Herzogtum noch einmal zu einem Frankreich bedrohenden Vorposten der Habsburger Macht gestalten, die durch den Passarowitzer Frieden auch im Osten gegen den alten Verbündeten Frankreichs, die Türkei, neuerliche gewaltige Verstärkungen errungen hatte. Breithin, von der Aluta, dem Grenzfluß zwischen großer und kleiner Walachei, bis zum Oberrhein, erstreckte sich das Österreich des Prinzen Eugen. Mit Mailand und Mantua, Neapel und Sizilien griff es über die Apenninenhalbinsel aus; und während es in Triest seinen Levantehandel zu entwickeln begann, hatte es sich mit Belgien, freilich alsbald vom englisch-holländischen Geschäftsneid wieder eingeschränkt, den Zugang zum Weltmeer erschlossen. Ja, ein paar Jahre hindurch, von 1725 bis 1729, schien sich sogar, trotz des Bourbons auf dem spanischen Thron, eine Erneuerung der spanisch-habsburgischen Kombination gegen Frankreich zu ergeben.

Die weiteren Veränderungen knüpfen sich an die österreichische und die polnische Erbfolgefrage. Im Zusammenhang mit ihnen wurde über das Schicksal Lothringens entschieden. Was im 17. Jahrhundert und noch zu Beginn des 18. die europäische Ausdehnung der Kriege nicht ganz vermochte, das brachte jetzt, bei anfänglich lokalisierten Kriegszügen, die wie

eine Riesenrocaille über den Erdteil verschnörkelte kaiserliche Hauspolitik zuwege.

1729 kam Franz Stephan, der 27. Nachfolger Gerhards vom Elsaß, aus Wien in Lothringen an, ein Deutscher schon nach Sitten und Aussehen, aber wiederum, und vielleicht deswegen nur um so mehr, von seinem Volk mit Jubel empfangen. Denn in der schroffen Abneigung gegen Frankreich waren beide eins. Um so merkwürdiger mutet es uns an, wie auch er, ganz nach altem geheiligten Ritual, Ludwig XV. in Paris alsbald seinen Lehenseid für das westliche Bar leistete. Schon 1731 aber kehrte er seinen Erblanden, die er unter der Regentschaft seiner Mutter ließ, wieder den Rücken, um die fremden Höfe zu bereisen. Er wußte nicht, daß es ein Abschied für immer war.

Im selben Jahr hatte Kaiser Karl VI., dessen ganze Politik sich um die pragmatische Sanktion, die Nachfolge seiner Tochter in allen österreichischen Erblanden, drehte, dieses Erbfolgegesetz bei Spanien, das er dafür in Italien Fuß fassen ließ, und bei den Seemächten, die er mit der Auflösung der Handelskompagnie Ostende befriedigte, zur Anerkennung gebracht. Zwei Jahre später eröffnete sich mit dem Tod Augusts des Starken der polnische Erbstreit, in dem Frankreich sein durch den Nordischen Krieg gesunkenes Ansehen im Osten wieder erhöhen und gleichzeitig den Entscheidungskampf gegen Österreich wagen wollte. Kaiser Karl aber gewann nun auch Sachsen und Rußland für seine pragmatische Hauspolitik, indem er sich für die Nachfolge des sächsischen Kurfürsten August III. in Polen festlegte, wogegen sich Ludwig XV. für die Kandidatur seines Schwiegervaters, des polnischen Piasten Stanislaus Leszczynski, einsetzte, der schon einmal als Schützling Schwedens die polnische Königskrone getragen hatte. Indessen war es Frankreich noch viel mehr um Lothringen als um Polen zu tun, während für den Kaiser wie immer die Erbordnung zugunsten Maria Theresias voranstand, das deutsche Reichsland Lothringen aber auf Grund alter verhängnisvoller Tradition ein nur sekundäres Interesse hatte. Trotz der Warnungen des bejahrten Prinzen Eugen, der 1729, beim Tod des letzten Herzogs, sich all des schweren Ungemachs Karls IV. nach den Erzählungen Karls V., seines eigenen Lehrmeisters in der Kriegskunst, erinnerte und seinen Brief an den kaiserlichen Gesandten

in Paris mit den Worten schloß: „Europa weiß, was Deutschland bevorsteht, wenn Lothringen vollends in die Hände der Franzosen fällt. Es ist die höchste Zeit, alles aufzubieten, damit dieses Unheil verhütet werde."

Stanislaus wurde gleich nach seiner mit überwältigender Majorität vollzogenen Königswahl in Warschau von den Russen aus dem Lande gejagt. Am Rhein und in Italien aber war der neue Krieg Frankreichs gegen den Kaiser ausgebrochen. In Italien erfolgte ein Angriff des dort nach weiteren Ländern gierigen Spaniens und Savoyens im Bunde mit Frankreich. Am Rhein nahm ein französisches Heer, nachdem es bei Straßburg Ufer gewechselt hatte, die Reichsfestung Kehl und drang gegen Offenburg vor. Eine dritte Truppenmacht hatte Lothringen besetzt. Den Kaiser traf der mehrseitige Angriff, aller jener Warnungen ungeachtet, in politischer und militärischer Schwäche. Das Reichsheer, das endlich am Rhein, zunächst in zehnmal geringerer Anzahl, als es die Matrikel verlangte, wieder unter paritätischem Oberbefehl auftrat, bot in seiner Buntscheckigkeit und unkriegerischen Verfassung einen bemitleidenswerten Anblick. In schimpflichem Feldzug verlor man die Städte am Rhein und an der Mosel, nachdem in Oberitalien schon die ganze Lombardei in die Hände des Feindes gefallen war.

Im Sommer 1735 begannen die Verhandlungen. Wenn der Herzog von Lothringen, sagte der französische Gesandte, die Erbtochter des Kaisers heirate, so könne der König von Frankreich nie zugeben, daß er eines Tages deutscher Kaiser werde und zugleich der souveräne Fürst eines Landes bleibe, das fast mitten in Frankreich liege. Der Herzog müsse vielmehr, um zu solch hoher Würde zu gelangen, seinem kleinen Staat entsagen, und dieser könne dann als Entschädigung an den Exkönig von Polen kommen. Die österreichischen Minister, die diese Eröffnung von vornherein nicht ungünstig aufnahmen, schlugen vor, Toskana, wo der letzte Mediceer dem Tod entgegenging, dem Herzog als Ersatz für Lothringen zu übertragen. Auf dieser Grundlage kam im Oktober 1735 der Präliminarfriede von Wien zustande. Stanislaus entsagte endgültig der polnischen Krone und erhielt dafür Lothringen und Bar, die nach seinem Tod auf immer mit der Krone Frankreichs vereinigt werden sollten. Dafür wurde das Haus Lothringen Erbe des

Großherzogtums Toskana, und der spanische Prinz Don Carlos, dem früher Parma, Piacenza und Toskana zugesichert waren, bekam das Königreich beider Sizilien. Ludwig XV. verzichtete für sich und seinen Schwiegervater auf Sitz und Stimme im Reichstag. Dem Herzog Franz Stephan sollte es dagegen unbenommen sein, dort sein altes Recht unter dem Aufruf Nomény auszuüben, obgleich er von allen früheren Reichslehen nur die winzige Grafschaft Falkenstein bei Kaiserslautern behielt. Weitere Veränderungen vollzogen sich auf italienischem Boden zwischen Sardinien und dem Kaiser, und Frankreich gewährleistete nunmehr ebenfalls die pragmatische Sanktion.

Des Deutschen Reiches war nur in nebensächlicher Weise bei alledem gedacht: der Kaiser wollte sich um seine Einwilligung bemühen. Wieder einmal mußte das Reich „passiv hinnehmen, was die großen aktiven Mächte unter sich beschlossen hatten". Die eroberten Reichsfestungen Kehl und Philippsburg wurden zwar nebst Trier und Trarbach von Frankreich zurückgegeben. Aber nicht einmal die Aufhebung der Ryswyker Klausel, von welcher die protestantischen Stände schon ihren Beitritt zum Reichskrieg abhängig gemacht, die sie dann wieder im Einvernehmen mit den protestantischen auswärtigen Mächten für die Friedenspräliminarien in Erinnerung gebracht hatten, wurde in den Definitivfrieden aufgenommen: der Kaiser hatte bei jenen Vorverhandlungen mit dem Corpus Evangelicorum bereitwillig seine Zustimmung gegeben, es aber schließlich bei der ausgesprochenen Abneigung des französischen Hofes, die wieder mit den Wiener Sympathien übereintraf, für angezeigt gefunden, die Sache einfach mit Stillschweigen zu übergehen. Praktisch hatte das alles freilich längst keine Bedeutung mehr, denn die Klausel hatte unter der französisch-lothringischen Ägide seit vier Jahrzehnten ihre Wirkung getan. Völkerrechtlich aber hatte dieser Streit im Zusammenhang mit dem baldigen Tode des Kaisers ein Kuriosum zur Folge: der Wiener Definitivfriede, zwischen Frankreich und Österreich selbst erst Ende 1738 unterzeichnet, wurde vom Reich niemals ratifiziert.

Schweren Herzens war der Herzog Franz Stephan, obwohl er seinen Erblanden innerlich entfremdet war, schon den ersten Verhandlungen mit Frankreich gefolgt, noch viel schwereren der alte lothringische Adel. Kniefällig beschworen sie ihn, nicht

einzuwilligen, denn die Übergabe des Landes an Frankreich bedeute den Tod der lothringischen Nationalität und sei ein Verrat an dem so unerschütterlich treuen Volk. Es war bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier des Herzogs mit Maria Theresia im Februar 1736. Aber nicht einmal die tatsächliche Erledigung Toskanas wollte Frankreich abwarten; die Anwartschaft mußte genügen. Und der Kaiser hatte bereits das Jawort seiner Tochter vom Verzicht des Schwiegersohnes auf Lothringen abhängig gemacht. Unter lautem Jubel, noch ahnungslos, hatte das Land die Vermählungsfeier seines Herrschers begangen. Jetzt, als man „wie eine Ochsen- oder Hammelherde" an den Erbfeind verkauft war, erhob sich auch dort Weinen und Wehklagen. Sie wiederholten sich in rührender Weise, als die Herzogin-Regentin ihre Residenz und das Land verließ.

So merkwürdig und unheilvoll fanden sich damals die Interessen verknotet: der Verzicht auf das älteste Herzogtum Europas, auf den Rest unserer Grenzmark im Westen, war die Morgengabe, die dessen letzter Fürst, er selbst der künftige deutsche Kaiser, der Kaisertochter in die Ehe brachte. Und vom Reich empfingen Karl VI. wie Franz Stephan noch eine besondere Danksagung, jener für seine „Fürsichtigkeit" in dem so „heilsamen Friedensgeschäft", dieser für seine „aus Friedensliebe gefaßte großmütige Entsagung". Der junge preußische Thronerbe aber sah damals, ganz im Einklang mit dem im Vermählungsjahr verstorbenen Prinzen Eugen, in Lothringen das deutsche Phokis, dessen Gewinn nun Frankreich zum Herrn Deutschlands mache, wie einst Philipp von Mazedonien zum Herrn Griechenlands geworden war. Die österreichische Staatskunst indes hätte vielleicht doch nicht in diese Abtretung des letzten Stückes der Westmark gewilligt, wenn sie nicht an sie und die französische Garantie der pragmatischen Sanktion die Hoffnung geknüpft hätte, daß damit der alte Kampf zwischen Frankreich und Habsburg für immer begraben sei. Sie sollte sich alsbald bitter enttäuscht sehen.

Als 1740 der letzte Habsburger, erst 56jährig, plötzlich starb, da teilte sich ganz Europa in zwei große Heerlager. In Frankreich erschrak man über die Aussicht, daß eine Wahl des neuen

Großherzogs von Toskana zum römischen Kaiser ihn doch noch instand setzen werde, an die Wiedereroberung Lothringens zu gehen. Es genüge aber auch gar nicht, heißt es in einer Denkschrift, diese Wahl zu verhindern, sondern für alle Zeit müsse dem vereinigten Haus Lothringen-Österreich die Kaiserkrone entzogen, die österreichischen Erblande müßten mittels eines großen Kriegsbündnisses aller Gegner zerstückelt werden, während das bayrische Haus für seine lange Anhänglichkeit an Frankreich mit jener Krone zu belehnen sei. Dem Haus Bourbon sei dann das Schiedsrichtertum über Europa und das Schicksal der Welt in die Hände gelegt.

So erneuerten sich die uralten französischen Anschläge auf das Ostreich noch einmal im 18. Jahrhundert. Karl Albert von Bayern erhielt demgemäß als Schützling Frankreichs die Kaiserwürde, und eine Welt, Frankreich, Spanien, die Kurhäuser Brandenburg, Bayern, Sachsen unter mittelbarer Beihilfe Schwedens, griff gegen Maria Theresia zu den Waffen, die nur England und Holland, und auch diese zunächst nur mit Geldhilfe, zur Seite hatte. Diesmal freilich war der Krieg gegen den Willen des fast 90jährigen Fleury entbrannt, dem zwei große Erfolge, die Krönung des Werkes seiner Vorgänger durch den definitiven Erwerb Lothringens und die noch einmal geglückte Ordnung der Staatsfinanzen, schon zum höchsten Verdienst gereichten. Dagegen brachte die neue „guerre de magnificence" der heißen Sehnsucht der Pariser Kriegspartei unter Marschall Belle-Isle die Erfüllung. Niemals wieder schien sich eine solche Gelegenheit für sie zu ergeben, den verhaßten alten Gegner zu zerschmettern. Und Friedrich der Große führte seinen ersten Schlesischen Krieg: „zum Rendezvous des Ruhms" zieht er aus, ganz wie Ludwig XIV. und wie die zeitgenössische adlige Jugend Frankreichs, aber mit stärkerer politischer Notwendigkeit; denn es galt, einen unter den beiden Vorgängern gedemütigten Staat in einem freilich unerhörten Wagnis einzuführen in die Reihen der großen Mächte.

Noch einmal ging es in diesem gesamten Spiel auch direkt um Lothringen. Das gequälte Land mußte im Österreichischen Erbfolgekrieg gegen sein eigenes altes Herrscherhaus auf Geheiß des französischen Zwingherrn Geld und Blut zu Markte tragen. Maria Theresia aber wuchs zu stolzer Größe. Jubelnd

begrüßte Lothringen die Nachricht, daß am Tage der Kaiserkrönung des bayrischen Kurfürsten ihre Truppen München besetzt hätten, die Franzosen aus Bayern geworfen seien und Karl von Lothringen, der Bruder Franz Stephans, mit der österreichischen Armee sich dem Rhein nähere. Eine letzte große Hoffnung flog von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt. Ungarische Reiter streiften im Sommer 1743 schon ins elsässische und lothringische Gebiet hinüber, von Signalfeuern auf dem Donon begrüßt. Ein offenes Schreiben ihrers Führers verkündete, daß seine Kaiserin Frankreich auf die alten Grenzen zurückwerfen und die deutschen Provinzen vom fremden Joch befreien werde. Der erschreckte Pole sah sein mühsam gerettetes Scheinthrönchen wackeln und floh von Lunéville nach Nancy.

Doch Marschall Moritz von Sachsen an den Weißenburger Linien und Graf Berchény bei Saargemünd hielten die Österreicher von weiterem Vordringen ab. Erst im Frühjahr 1744 gingen diese mit größerem Nachdruck vor. Karl von Lothringen passierte mit 80000 Mann bei Speier den Rhein, warf den Gegner bei Weißenburg zurück und öffnete sich die Straße über Zabern ins Herzogtum. Wiederum leuchteten die Bergfeuer, die leichte ungarische Kavallerie stieß schon bis Lunéville vor. Stanislaus hielt sich nur mehr hinter den festen Mauern von Metz für sicher, wo König „Bien-aimé" auf den Tod darniederlag.

Die größten Pläne waren in Maria Theresias Seele erwacht. Von Flandern bis zur Freigrafschaft sollte Frankreich seinen Raub herausgeben und Franz III., ihr Gemahl, das Erbe seiner Väter in Besitz nehmen. Da warf der Beginn des zweiten Schlesischen Krieges die ganze große Kombination über den Haufen. 1741 hatte den preußischen König sein eigenes Staatsinteresse in Briefen an Kardinal Fleury und Marschall Belle-Isle versichern lassen, er sei ein so guter Franzose wie sie beide und Frankreich so treu, wie nur jemals einer seiner Alliierten. Jetzt war er aufs neue mit Ludwig XV. verbündet. Zu Frankfurt hatte er mit Kaiser Karl VII. und zwei Reichsfürsten, dem Pfälzer und dem Hessen, eine Union abgeschlossen unter der Parole, das Deutsche Reich bei seiner alten Verfassung zu erhalten. Im Augenblick des Aufbruchs seines Heeres wurde in Berlin, um vor der öffentlichen Meinung in Deutschland das Verhalten des Königs zu rechtfertigen, ein „Exposé des mo-

tifs" publiziert, das die alten Schlagworte der deutschen Freiheit gegen den habsburgischen Despotismus enthielt.

Als Friedrich so in Böhmen einfiel, erhielt der Lothringer den gemessenen Befehl aus der Hofburg, sofort zum Schutze der Monarchie nach Hause zu eilen.

„Es war an dem", heißt es in einer Gegenschrift auf jenes Exposé, die ein gebürtiger Schwabe und russischer Akademiker, Jakob Stählin, im Dienst des österreichfreundlichen Rußland zu Moskau verfaßte, „daß nunmehro die deutschen Fürsten volle Gelegenheit ergreifen konnten, durch die glücklichen Progresse der königlich ungarischen Waffen jenseits des Rheins und also ohne eigenen Aufwand und Risiko vermittelst einer patriotischen Eintracht zum allgemeinen Besten einmal der französischen Vermessenheit Ziel und Maße in Deutschland zu setzen und die Grenzen des Reichs auf Zukunft vor allem fernern Einfall des Franzosen zu versichern; ja man hatte die schönste Gelegenheit, mit Beistand der ungarischen Macht und Verfolg ihrer Siege im Elsaß die meisten so schändlich dem Reich entrissene Provinzen mit leichtester Mühe wieder zu erobern und mithin nach erheischenden Umständen ein konsiderables Patrimonium Imperatoris auszumachen, die Kaiserliche Majestät in volle Dignität und gebührende Macht, Deutschland in sichere Ruhe und die Königin von Ungarn in Zufriedenheit zu stellen." Statt dessen seufzen nun „die von vielen Säculis ihrer Ehrlichkeit und Redlichkeit halber berühmten Deutschen und beweinen mit stillen Tränen das Schicksal ihres Vaterlandes ,wenn sie mitten in demselben die allzeit bei ihnen verhaßt und verflucht geachtete französische Untreu und Hinterlistigkeit mit der französischen Sprache und verdorbenen Sitten einreißen und dem Willen der Erbfeinde Deutschlandes gemäß selbst einen Kurfürsten und Vater des Vaterlandes französisch denken, tun und lassen und also die Ketten der deutschen Freiheit desto stärker müssen schmieden sehen."

Die Lothringer Sache war in ganz anderem Grad als die elsässische einem Naturprozeß unterworfen, und es war letzten Endes, soweit die französischen Hauptteile des alten Landes in Betracht kommen, kein Schaden, daß dieser Prozeß so und nicht anders verlief. Auch läßt es sich ja gewiß nicht erweisen — denn die Geschichte spottet jeder Rückwärtskonstruktion —,

daß das Herzogtum, wenn es keinen zweiten Schlesischen Krieg gegeben hätte, unbedingt an Habsburg zurückgelangt wäre. Auf wie verschlungenen Pfaden aber führte uns doch unser Schicksal hinab und empor und wieder hinab. Unsere deutsche Geschichte ist wohl eine der wunderbarsten und zugleich leidenreichsten in aller Welt. Sie ist für den Ausländer überhaupt nicht zu verstehen, wenn er sich nicht unsere Territorialentwicklung als den Ausgangspunkt aller Zukunft seit dem Ende des Mittelalters, also für ein halbes Jahrtausend, und seit dem 18. Jahrhundert den preußisch-österreichischen Antagonismus vor Augen hält. An die beiden gewaltigsten, Deutschland und die Welt umwälzenden Ereignisse, die Reformation Luthers und den Aufstieg des großen Preußenkönigs, knüpft sich für das alte Reich der erste und — so wenigstens empfand man es damals auf österreichischer Seite — der letzte Verlust der westlichen Grenzmarken, und erst das protestantische preußisch-deutsche Kaisertum vermochte sie für die so kurze Zeitspanne seiner eigenen Dauer wieder zu gewinnen.

Der Friede zu Aachen, der den Krieg um die pragmatische Sanktion beendete, ließ die staatlichen Verhältnisse Europas, indem er die gegenseitige Herausgabe aller Eroberungen zur Grundlage nahm, im ganzen, wie sie vorher waren. Nur Preußen, von allen Seiten mit neidischen und mißgünstigen Blicken als Emporkömmling betrachtet, ging aus dieser Kriegsperiode mit stattlichem Landgewinn hervor. Österreich aber hatte schon vorher durch seinen Verzicht auf Lothringen die strategische Stellung des Reiches von der Maas nach dem Rhein zurückverlegt und damit auch bereits die Position in den Niederlanden für die Dauer unhaltbar gemacht, wenngleich anzunehmen ist, daß diese in den Revolutionskriegen auch ohnedies Frankreich zum Opfer gefallen wäre.

Hinter der Rokokofassade der Regierung Stanislaus' stand das französische Königtum. Im Geheimvertrag von Meudon vom September 1736 wurde gleich zu Beginn der dreißigjährigen Scheinherrschaft die Eingliederung Lothringens in das französische Staatsgebiet so gut wie vollzogen. Frankreich erhielt das Recht, nach Belieben Steuern aufzuerlegen, Plätze

zu befestigen, die lothringischen Truppen seiner Armee einzuverleiben, die wichtigsten Beamten zu ernennen. Der polnische Exkönig war also nur dem Titel nach lothringischer Herzog geworden. Er war französischer Pensionär, eine Puppe in der Hand der Pariser Regierung und Lothringen eine französische Provinz. Aber gerade der Interimszustand schien Frankreich geeignet, die alte Loyalität in der Bevölkerung bis auf die letzten Fasern ausreißen und den Widerstand gegen seine verabscheute Herrschaft überwinden zu helfen.

Indem wechselseitig den Lothringern und den Franzosen alle Rechte eingeräumt wurden, waren bald alle Ämter und Stellen in französischen Händen. Als der allmächtige Minister mit den ausgedehntesten Intendantenrechten stand Chaumont de La Galaizière an der Spitze, ein gewandter und geistreicher Höfling und ein herrischer Regent zugleich, wo es galt, Frankreichs Willen durchzusetzen. 1748 wurde von ihm auch in Deutsch-Lothringen, wo nur die eingewanderten Picarden und Auvergnaten französisch sprachen, der amtliche Gebrauch des Deutschen beseitigt.

Mit Calmet, dem gelehrten Benediktiner, dessen schönes Marmordenkmal in der Abteikirche von Senones den dauernden Dank seiner Landsleute verkündet, erlebte die heimatliche Geschichtschreibung eine erste Blüte. Andere lothringische Gelehrte, wie Duval, der Bibliothekar Herzog Leopolds, und der berühmte Mechaniker Vayringe, Zierden der von Leopold gegründeten Lunéviller Akademie, hatten Stanislaus' lockende Anerbietungen ausgeschlagen und waren dem Herzog Franz Stephan nach Toskana gefolgt. Dagegen wurde nun der Hof des in allen Künsten dilettierenden Polen zu einer der modernen Stätten französischer Aufklärung, an der ein Voltaire und Montesquieu, ein Helvetius und Hénault ein- und ausgingen und den eitlen fürstlichen Wirt mit ihren Schmeicheleien in den Himmel erhoben. Auch Nancy wurde glanzvoll ausgestattet und durch die Gründung einer Akademie ausgezeichnet. Wohltätigkeitsanstalten verschiedener Art trugen Stanislaus den Beinamen eines „Bienfaiteur de Lorraine" ein, während das Land unter einer im Siebenjährigen Krieg wieder unerträglichen Steuerlast darniederlag und neuerdings verarmte. Abermals begannen die Deutsch-Lothringer, dazu die Vogesen-

bewohner, ihre Äcker zu verlassen und dem Erwerb in fremden Ländern nachzugehen. Die lothringische Miliz dagegen, mit den französischen Truppen im langen Lagerleben zusammengewöhnt, brachte französische Sitten und Denkart zurück.

Der Tod des Herzogs im Jahr 1766 und der nun auch formale Übergang Lothringens an Frankreich war noch ein Glück für das Land zu nennen; denn nun kamen wenigstens die Lasten in Wegfall, welche die Erhaltung des besonderen verschwenderischen Hofes mit seinen 430 Kammerherren, Kammerdienern, Pastetenbäckern, Tafeldeckern, Türstehern und Heiducken auferlegt hatte. So ging man der Revolution entgegen.

Auch im Elsaß machte sich die Aufklärung von Frankreich her frühzeitig geltend. Sie hat hier, in dem verstandesmäßig nüchternen Land, zunächst soweit es noch protestantisch war — und der Katholizismus wurde mit allen Mitteln gefördert —, ganz besonders die Herzen gewonnen und sie von der Herrschaft der starren Orthodoxie befreit. Sie begann auch schon mit einem ersten stärkeren Einbruch den gesellschaftlichen Geschmack der städtischen jungen Welt im Sinne der französischen Kulturvorzüge umzumodeln, die zugleich mit einem musterhaften Familienleben von der nun wachsenden westlichen Einwanderung und der auch in den mittleren und unteren Stellen steigenden Zahl französischer Beamten immer eindringlicher vor Augen geführt wurden. Und darüber hinaus wandte sie im weiteren Verlauf das Denken und Fühlen der gebildeten Kreise wohl beider Konfessionen den großen Ideen der Gerechtigkeit, Freiheit, Brüderlichkeit zu, welche die damalige französische Literatur vertrat. 1753 und 1754 lebte Voltaire in Colmar und Straßburg, 1765 weilte Rousseau in letzterer Stadt. Etwa ein Jahrzehnt später, um die Zeit der Thronbesteigung Ludwigs XVI., hat sich jene geistige Vereinigung der elsässischen Intelligenz mit dem Frankreich der Opposition entschiedener angebahnt, auf dem Hintergrund einer zunehmenden Unzufriedenheit der gewerblichen Kreise wie auch der bäuerlichen Massen mit neuen Tendenzen und Maßnahmen der französischen Wirtschafts-, Verkehrs- und Steuerpolitik, mit Verfallserscheinungen auch in der früher so lobenswürdigen Recht-

sprechung und Verwaltung. Aber wenn sich Voltaire auf elsässischem Boden trotz der Menge von Bewunderern, die ihn wie später Rousseau umgaben, nicht zu Hause fühlte und die vorgefundene deutsch-französische Mischkultur als „ganz und gar irokesisch" verspottete, so empfinden wir um so deutlicher, daß die elsässische Aufklärung im ganzen eben doch ein ausgesprochen deutsches Gewand und nicht das ihres französischen Ursprungs trug. Die Gedichte, Romane und Novellen des mit Gellert geistesverwandten Pfeffel aus Colmar mit ihren tugendhaften Helden und Heldinnen sind das typische Beispiel dieser Richtung. Schwärmerisch von seinen elsässischen Zeitgenossen verehrt, die sich unglaublicherweise dazu verstiegen, ihn neben Goethe zu stellen, ist er immer der Vertreter deutscher Biederkeit, nicht etwa französischen Esprits gewesen, obwohl es ihm als einem der ersten um die Verschmelzung beider Kulturen zu tun war.

Auf den Gebieten der Kunst erblicken wir sogar ein direktes Beharren. Während sich Straßburg mit seinen glanzvollen und entzückenden Rokokopalais schmückte, hing die wirklich einheimische Architektur in diesem internationalen Jahrhundert zäh am Alten fest, ja sie kehrte in einzigartiger Weise bei einigen Klosterkirchen, zu Andlau, Maursmünster, Schlettstadt, sogar bei den neuen Kaufbuden des Straßburger Münsters zu den bodenständigen Formen ihres romanischen oder gotischen Mittelalters zurück. Noch erfolgreicher vermochten sich lange Zeit das heimische Handwerk und Kunsthandwerk, nach wie vor in der Strenge der alten Zunftregel festgebannt, eben dadurch gegen den neuen „goût" der wachsenden französischen Künstlerkolonie und ihre köstlichen Schöpfungen als Vertreter der „teutschen Manier" mit Ehren zu behaupten. Von diesen Dingen her hat man also den verstärkten Eindruck, daß sich das Elsaß, genau wie zur Zeit der ersten großen Kunst- und Kulturwelle aus Frankreich im 13. Jahrhundert, nur zögernd nun wieder der zweiten west-östlichen Strömung im 18. Jahrhundert erschloß.

An der Straßburger Universität, wo die theologische Fakultät seit der Annexion schweren Anfeindungen ausgesetzt war, kamen neue Sterne auf juristischem, historischem, staatsrechtlichem, philologischem Gebiet empor. Unter ihnen hat sich keiner eine allgemeinere Berühmtheit erworben als Joh. Daniel Schöpflin, der Verfasser der „Alsatia illustrata", der als rechte Persönlichkeit

des 18. Jahrhunderts eine universale Gelehrsamkeit in sich vereinigt und den Kanonikus Grandidier in der lokalen Geschichtschreibung überschattet. Aber auch seine „Schüler und Studienverwandten", ein Koch, ein Jeremias Oberlin, genossen hohes Ansehen. Und die medizinische Fakultät, mit Namen wie Lobstein und Spielmann, überstrahlte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch die übrigen. „Was doch Straßburg als Universität", schreibt der 1773 zu Besuch hier weilende Schlözer, „für unglaubliche natürliche Vorteile vor Göttingen und vielleicht allen Deutschen Universitäten hat! ... Nirgends habe ich den Professor-Stand in solcher Würde gesehen, wie hier. Eine Haupturſache ist: sie sind mit den vornehmsten und reichsten Familien verschwägert." So übte denn damals nicht nur die Stadt mit ihrem französischen Bildungsschliff, der mehr und mehr anerkannte Vorort französischer Mode, sondern auch die alte deutsche Hochschule eine neue Anziehungskraft auf die Jugend rechts des Rheins.

Vier Jahre, nachdem die Scheinherrlichkeit von Lunéville vermodert war, traf der kommende Fürst unseres Geisteslebens an der Straßburger „Prinzenuniversität" ein: abgestanden war die abstruse Philosophie, die alten Sprachen waren in den Hintergrund gerückt, die Kompendien verdächtig geworden; auf die Betrachtung eines bewegten, heiteren Lebens war sein Sinnen und Denken gestellt „und auf die Kenntnis der Leidenschaften, die wir in unserem Busen teils empfanden, teils ahneten". Und den Götz und den Faust trug er im Herzen.

Noch bei hoher Sonne breitete sich von der Münsterplattform vor seinem trunkenen Blick zum erstenmal das „neue Paradies", die üppigen Matten, die fröhlichen Haine, die reifenden Felder, die Menge der Dörfer und Höfe. Für uns aber liegt es im Abendglanz, das „teure", „herrliche" Elsaß, unvergänglich von Meisterhand festgehalten in seiner Metamorphose: die wunderlich „zwischen Form und Unform", den neuen schnurgeraden Straßenzügen Blondels und dem mittelalterlich deutschen Gewinkel, schwankende Stadt; die Hochschule, die Juristen nicht mehr „im weiten und gelehrten Sinne" Deutschlands ausbildete, sondern in der französischen auf das Praktische gerichteten Art; der Gegensatz der Sprachen, das Widereinander der weiblichen Trachten; das „geologische und politische Länder-

gewirre" mit den Wasserläufen als einzigen „Leitfäden", die kleinen deutschen Fürstenstädtchen unter französischer Hoheit mit unregelmäßiger Bauart und halb städtischem halb ländlichem Behagen, der gesamte, bis Zweibrücken von unserm Dichter betrachtete „Bezug auf Paris, dem alles Überrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte".

Noch aber war das Elsaß „nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei alt und jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übriggeblieben sein. Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann".

So lauscht er unter Herders Antrieb im elsässischen Land den Tönen des deutschen Volksliedes. Das Pfarrhausidyll nahe dem rheinischen Schilfgestade ist ihm von außen dem Zauber niederländischer Kunst verwandt und innen die Neuauflage des Vicar of Wakefield. Der Münster wird ihm das Urbild der deutschen Baukunst. Homer und Ossian, die Minnesänger und Shakespeare sind seine Begleiter gegenüber einer greisenhaft-vornehmen Literatur und einer im plattesten Materialismus versinkenden Philosophie des Westens. Die deutsche Reichsverfassung, aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehend, dünkt ihm immer noch höher zu bewerten, als die Kette gesetzloser Mißbräuche der Verfassung Frankreichs. Und im Norden leuchtet der große Friedrich als der „Polarstern", „um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien". Aus dem französierten Leipzig war er gekommen; hier aber, an der Grenze, im „elsassischen Halbfrankreich", war er mit seinen Gesellen „alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig".

Es gehört zum Eigenartigsten unserer Geistesgeschichte, wie hier das Elsaß noch einmal, durch das Medium des Goetheschen Genius, aus seinen deutschen Denkmälern und dem gerade im Gegensatz verdoppelten Beharrungsvermögen seines Volkes heraus zum mächtigen Quell deutschen Kulturlebens wird, und wie dann wieder diese drei Bücher von Dichtung und Wahrheit die Flammen der Sehnsucht nach dem verlorenen linksrheinischen Bruderstamm entzünden helfen.

Wer würde sich nicht auch der lebendigen Bilder aus dem nordöstlichen Lothringen erinnern: Lützelsteins, des alten Bergschlosses in hügelvoller Gegend, Bockenheim-Neusaarwerdens mit den Matten der Hohnau, der kleinen und hügeligen, aber durch den letzten Fürsten wohlausgezierten Stadt Saarbrücken und vollends des mit ökonomisch-technischem Interesse geschilderten Bergbaues der Dudweiler Gruben und des brennenden Berges. Es sind lauter Teile der kleinen Gebiete benachbarter deutscher Reichsstände, die noch immer in den Grenzen des an Frankreich übergegangenen Herzogtums eingeschlossen lagen.

Ein besonderer Artikel des Wiener Vertrags von 1736 hatte, um alle Mißverständnisse mit Frankreich zu beseitigen, die Regelung der Zukunft dieser Lehensstücke einem späteren Übereinkommen anheimgegeben. Eine Reihe von Einzelverträgen zwischen der französischen Krone und den deutschen Herren, Nassau-Saarbrücken, Nassau-Weilburg, dem Kurfürsten von Trier und dem Grafen von der Leyen, ließen nun zwischen 1766 und 1786 die Mehrzahl dieser Enklaven in der Saar- und Bliesgegend verschwinden. Nur noch wenige, so die Leiningensche Grafschaft Dagsburg, die Löwensteinsche Herrschaft Püttlingen, die Grafschaft Nassau-Saarwerden und Lützelstein, blieben nach diesen „Ausgleichsverträgen" übrig, bis auch ihnen die Revolution ein Ende bereitete.

Es waren die letzten Bande, die Lothringen an das Deutsche Reich knüpften. Schmerzlos hatte sich zuletzt nach der langen Agonie der Übergang des gesamten Herzogtums an Frankreich vollzogen. Schon die Regierung Leopolds, dann die Leszczynskis hatten kaum mehr einen Unterschied gegen die absolute französische Monarchie aufzuweisen. Auch die Schäden waren dieselben wie die des Ancien Régime geworden. Der Adel, einst eine Hauptkraft des politischen Widerstandes gegen Frankreich, war durch zahlreich erkaufte Diplome seines alten Charakters vollends entkleidet und zum Schmarotzerstand entartet. Mehr und mehr strebte er unter Ludwig XV. dem Pariser Hofleben zu. Der Minister der 60er Jahre, Herzog von Choiseul, war selbst ein Lothringer; in richtiger Erkenntnis des neuen Gegensatzes gegen England hatte er die ersten jener Ausgleichsverträge mit den kleinen deutschen Herren abgeschlossen, um

Frankreich, soweit es seine Kraft noch erlaubte, im Osten abzurunden und ihm gleichzeitig in friedlicher Verständigung hier den Rücken zu sichern. Die sich noch abseits haltenden lothringischen Seigneurs wurden durch die Verbindung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette, der Tochter Franz Stephans, gewonnen.

Für das Volk dagegen war der Druck mit der Einverleibung keineswegs zu Ende. Um so begeisterter wurde von ihm die Bewegung der großen Revolution begrüßt, nachdem der letzte Versuch auf dem Boden der alten Ordnung, die im Juli 1787 hier wie überall ins Leben gerufene Provinzialversammlung, noch einmal für einen Augenblick illusorische Hoffnungen auf neue landschaftliche Selbständigkeit erweckt, aber gleichzeitig das Chaos vermehrt hatte. Wichtige Reunionen in Nancy waren die Vorläufer der Versammlung von Versailles. Die dort vorgelegten Wunschhefte entsprachen der alten Liebe Lothringens für freiheitliche Institutionen, und mancher hinreißende Redner erhob sich aus den Reihen seiner 36 Deputierten, allen voran Grégoire, der vom edelsten Feuer durchglühte Curé von Emberménil und nachmalige konstitutionelle Bischof von Blois. Nirgends vollzog sich aber auch die Durchführung der Ideen von 1789 mit weniger Gewaltsamkeit als hier. Willig ließ sich Lothringen, in die Gesamtnation eingemündet, 1790 in die seinen Landschaften gemäßen vier Departements Lorraine, Barrois, Vosges und Pays-Messin zerlegen: Namen, die später in rein geographische, die Flußbezeichnungen Meurthe, Meuse, Vosges und Moselle, umgewandelt wurden. Das bis dahin zu Lothringen gehörige, von deutschen Protestanten bewohnte Gebiet des sogenannten Krummen Elsaß zwischen Saargemünd und den nördlichen Vogesen wurde zum elsässischen Departement Niederrhein geschlagen.

Mit wie lebendigeren Kräften, mit wie reicheren Erinnerungen war das Elsaß immer noch dem deutschen Mutterland verbunden. Nur das weit früher der reichsdeutschen Tradition entfremdete Mülhausen bildet eine Ausnahme, das die Reformation in ihrer schweizerischen Gestalt angenommen hatte und längst ohne Hemmung dem französischen Einfluß hingegeben war. Aber auch im übrigen Land eilte nun das tra-

gische Spiel seinem Ende zu. Der Prozeß des langjährigen Straßburger Prätors Klinglin, der Handel und Wandel zu ungeahnter Höhe entwickelte, aber sich unrechtmäßig bereichert hatte, ist eines der typischen Beispiele der inneren Verderbnis in den der Revolution unheimlich entgegenrollenden Jahrzehnten. Der Halsbandprozeß des Kardinalbischofs Rohan von Straßburg steht wie ein Menetekel an deren Ende. Und Protektionswesen und Korruption machten sich, wie schon angedeutet, als eine der dunklen Seiten der alternden französischen Verwaltung auch auf dem platten Lande fühlbar. Die Eingriffe des Intendanten in die Rechtsprechung und die, wenngleich minder erfolgreichen gegensätzlichen Versuche des Konseils, wie sie dem langen Hader zwischen den zwei Amtsbereichen im innern Frankreich entsprachen, waren weitere Schädigungen des öffentlichen Lebens. Die Verwaltung des allmächtigen Intendanten überhaupt wurde jetzt zunehmend als Willkür empfunden. Die Abgabenlast war im Lauf der Zeit mindestens in den Städten gewachsen. Jedenfalls wissen wir von Straßburg, daß es zuletzt schwer gedrückt war und so in den finanziellen Ruin des französischen Staates mit verflochten wurde.

Aber im ganzen immer noch als ein Fremdkörper traten Stadt und Land im Elsaß in die große Revolution ein. Immer noch trennte die Zollgrenze auf dem Vogesenkamm, der natürlichen Grenzscheide, das elsässische Wirtschaftsgebiet vom französischen, d. h. nunmehr zunächst von der lothringischen Provinz, die indes ihrerseits auch noch nicht wirtschaftlich dem Gesamtstaat angeschlossen war[1]). Deutschland und die Schweiz bildeten den Absatzbereich seines Handels und seiner Industrie. So sehr einige allgemeine freiheitliche Forderungen den lothringischen gleichen, so kennzeichnen sich die Cahiers der elsässischen Städte gegenüber den französischen Reichsständen doch durch einen konservativen Grundzug. In Lothringen hatten sich schon um 1780 die Stimmen der Industriellen von Nancy, Bar, St. Mihiel geregt, die für ihre Fabrikate eine Zollbarriere gegen die Konkurrenz des Auslands und freien Verkehr nach dem inneren Frankreich forderten, aber auch sie wagten sich nur schüchtern, im mündlichen Verkehr mit dem Inspektor der Manufakturen

[1]) Vgl. Vidal de la Blache, La France de l'Est, S. 56 ff.

hervor, weil sie sich im Widerspruch zu den eigenen Weinbauern, Kaufleuten und Bankiers wußten, deren Interessen an den Außen- und den Transithandel mit Holland und Deutschland, der Schweiz und Piemont geknüpft waren. Noch allgemeiner offenbar widerstrebte man bis zuletzt im Elsaß der noch vom alten Staat gewünschten Vorverlegung der Zollgrenzen an den Rhein, weil man den Verderb des Handels und der Schiffahrt davon befürchtete. Eine „province étrangère effective" wollte man bleiben, ja man wollte es in vollstem Umfang nun gerade wieder werden, durch Widerrufung der bisherigen Verordnungen, „welche sukzessive die Wahrnehmung der verschiedenen Rechte denen der inneren Provinzen angenähert haben". Und in einem umfangreichen Schreiben an ihre Deputierten bei der Nationalversammlung, von Türckheim und Schwendt, zählte die Stadt Straßburg noch am 19. September 1789, also sechs Wochen nach dem Erlaß der neuen Konstitution, die Reihe ihrer feierlich verbrieften Privilegien auf, indem sie diese mit den landeshoheitlichen Rechten der großen Besitzer im Elsaß verglich.

Wie hätten auch diese städtischen Oligarchien, deren Macht gerade auf solcher Sonderstellung beruhte, sich für eine Verfassung begeistern sollen, die „sozusagen in eine Masse alle partikularen Privilegien der Provinzen und Städte des Königreiches zu schmelzen verstand, um daraus das gemeinsame Recht aller Franzosen zu machen"? Und doch befand sich damals bereits ein neuer Rat nach unblutigem Aufstand an der Spitze der Straßburger Verwaltung. Die Entwicklung war damit freilich schon in rein demokratische Bahnen gelenkt. Vergebens klagte das „Patriotische Wochenblatt", daß die Schuster und andere Handwerker das Gericht über Leben und Tod ausübten, die Kammer der Rechtsgelehrten dagegen nur noch zu untersuchen habe, „ob der Schuh handwerksmäßig gemacht sei". Die „Gesellschaft der Konstitutionsfreunde", die sich Anfang 1790 in Straßburg bildete und bald in den verschiedensten Städten und Flecken ihre Ableger hatte, verpflichtete ihre Mitglieder feierlich, Gut und Blut der Sache der Revolution zu weihen. Aber es ist charakteristisch genug, daß es dazu eines aus ursprünglich lothringisch-französischer Familie stammenden Mannes bedurfte: es war Friedrich von Dietrich, ein Urenkel des

unglücklichen Dominik, der zunächst als Regierungskommissar, dann als erster Maire das Heft in Händen hatte, bis er selbst als ein Opfer der Revolution dahinsank. Als sein Haupt Ende 1793 unter der Guillotine in Paris fiel, da war auch schon das Schicksal des deutschen, durch immer neuen Zustrom vom Rhein und aus Schwaben genährten Jakobinertums und seines Führers, des ehemaligen Bonner Professors und Ordenspriesters Eulogius Schneider, entschieden: sie erlagen, so grausam sie sich auch selbst gebärden mochten, dem französischen Lehrmeister, wie denn der Pariser Jakobinerklub ausgesprochenermaßen und mit den radikalsten Mitteln die Deutschen in der gefährlichen Grenzprovinz vernichten wollte.

Auf dem Land bestanden bis zur Revolution die Herrenrechte fort: Stände und Ritter waren dort bis zum Ende des alten Regimes als Rentenempfänger mit einigen öffentlichen Funktionen noch sehr angesehene und einflußreiche Leute. Mit der Einberufung der elsässischen Provinzialversammlung im Sommer 1787, mit der sich das Elsaß auf französischer Grundlage sein Schicksal, ähnlich wie Lothringen und die anderen Landschaften, selbst gestalten sollte, hatte sich bereits der Konflikt zwischen den Ständen auf der einen Seite, ihren Untertanen und dem französischen Staat auf der anderen erhoben. Und als dieser große, aber zu spät durch Loménie de Brienne verwirklichte Reformgedanke Turgots von der allgemeinen Entwicklung der Revolution überholt war und die Generalstände in der denkwürdigen Augustnacht 1789 die Abschaffung aller feudalen Rechte beschlossen, da war der Ausgangspunkt neuer und schwererer Komplikationen gegeben. Die Ritterschaft zwar trat im weiteren Verlauf, von Frankreich beiseite geschoben, von Deutschland wenig beachtet, in den Hintergrund. Ebenso schmiegten sich auch die im Elsaß selbst residierenden Reichsstände, der Natur ihrer Lage entsprechend, dem Gang der französischen Staatsumwälzung mehr und mehr an. Nicht so die in Deutschland ansässigen und im Elsaß nur mitbesitzenden Fürsten. Und mit ihnen machten auch die noch nach Lothringen hereinragenden gemeinsame Sache. Der Kern ihrer Ausführungen erkannte die Souveränität des Königs an, wie es ja bereits in den Verträgen vor einem Jahrhundert geschehen war, aber nur um so nachdrücklicher bestanden sie auf dem Schutz ihrer darin

zugestandenen Rechte. Und auch die Warnung fehlte jetzt nicht, daß jede Verletzung derselben zugleich Frankreichs eignen Rechtstitel auf das Elsaß schwäche und verletze, der auf nichts anderem als auf jenen Verträgen beruhe. Auch seien ihre Befugnisse — schon jener Straßburger Brief vom September 1789 hatte sich dieser Beweisführung angeschlossen — nicht feudaler Art, wie die der eigentlichen französischen Seigneurs, sondern landeshoheitlicher Natur.

Als sie sich von der französischen Regierung abgewiesen sahen, obwohl der König selbst vor der Nationalversammlung die „von den übrigen Provinzen total verschiedene Verfassung" des Elsaß betont hatte, gingen sie unter Führung des Fürstbischofs von Speier, Grafen Limburg-Stirum, das Reich an. Ein letztesmal im alten Reich entspann sich der Streit mit Frankreich, ein Rechtsstreit zunächst, als Nachspiel der großen Kämpfe der Vergangenheit, als Vorspiel der noch größeren der Zukunft. An der Schwelle der Revolutions- und der napoleonischen Kriege ist das Elsaß noch einmal der Gegenstand des Streites, und noch einmal wird das Verhältnis bis auf die Karolingerzeit zurückverfolgt. Aber hier, anders als im geistigen Leben der letzten Jahrzehnte, dessen Gegensätze uns Goethe geschildert hat, ist das Greisenhafte rechts des Rheins zu finden: in unendlich langatmigen, larmoyanten Promemorias eine einzige Klage über die Unterdrückung der im Westfälischen Frieden zugesicherten Rechte; drüben in Frankreich die elementare Gewalt der Revolution und das dröhnende Pathos ihrer Freiheitsmänner.

Die Stände aber befanden sich jetzt für ihren elsässischen Besitz in ähnlichem Fall, wie seinerzeit jene Herzöge von Lothringen, die sich als französische Vasallen geriert, in der Not jedoch sich auf ihre deutsche Lehenspflicht besonnen hatten. Im Wirrsal des Streites tritt übrigens bei der ihn begleitenden Flugschriftenliteratur auch schon die richtige Anschauung in scharfer Deduktion hervor, daß das Deutsche Reich 1648 nichts als die österreichischen Gebiete an Frankreich abgetreten habe, durchaus nicht das ganze Elsaß. Doch ist es nicht das deutsche Interesse schlechtweg, das hier vom Verfasser — dem bischöflich speierischen Hofrat und Publizisten Stupfel zu Bruchsal — betont wird, sondern der elsässische Sondergeist mit seinem unglückseligen Ideal einer deutsch-französischen Zwischenstellung,

das im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine so verhängnisvolle Rolle spielen sollte, hier aber auf den hartnäckig festzuhaltenden Sonderrechten der Reichsstände beruht.

Während nun die sterbende französische Monarchie über Entschädigungen der Fürsten verhandelte und zugleich ihre Ohnmacht eingestand, solche durchzuführen, während das neue Reichsoberhaupt Kaiser Leopold II. nach längerem Zögern endlich einen zahmen Protest einlegte, in dem nichts weiter als die Zurückführung der Dinge in Elsaß und Lothringen auf den Stand vor dem August 1789 verlangt war, hatte die Pariser Nationalversammlung sich bereits ganz den Standpunkt des Machtstaates Ludwigs XIV. zu eigen gemacht: das Prinzip der unbedingten Souveränität Frankreichs in den Grenzmarken, so daß die Entschädigungsfrage einzig und allein eine interne französische Sache sei, die jede deutsche Intervention ausschließe.

Eine letzte Auslese der deutschen Opponenten fand statt. Die weltlichen deutschen Reichsfürsten wurden schwankend; sie fürchteten zum Teil schon den Krieg. Um so enger schloß sich der schroff auf seinen Postulaten beharrende Bischof von Limburg-Stirum mit den drei geistlichen Kurfürsten und mit dem bisher abseits stehenden Bischof Rohan von Straßburg zusammen. Merkwürdig genug, wie nun im letzten Moment der hohe deutsche Klerus, der so manche Sünden der Vergangenheit in der elsässischen Frage gutzumachen hatte, doch wieder die Reichsinteressen vertritt und auch der Franzose mit den Deutschen sich einigt: der Grund war ihr gemeinsames Widerstreben gegen die Kirchengesetzgebung der französischen Revolution, die Gütereinziehung und Priestervereidigung, die den katholischen Teil namentlich des Unterelsasses, den Klerus wie seine ihm treuergebenen Bauern, in Aufregung gebracht hatte.

Im Reichstag, an den die Sache neuerdings gelangte, standen sich schließlich nicht etwa protestantische und katholische Stände, wie in alter Zeit, sondern weltliche und geistliche scharf gegenüber; der Mainzer, in seinen Metropolitanrechten schwer verletzt, drängte mit Limburg-Stirum zum Krieg. Das Reichsgutachten, das im August 1791, fast auf den Tag zwei Jahre nach der Abschaffung der feudalen Rechte, endlich zustande kam, verlangte Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens nach deutscher Auslegung, Nichtigkeitserklärung der Dekrete der

Nationalversammlung, unbedingte Verpflichtung zur Unterstützung der gekränkten Stände; aber es endete, so heroisch diese Forderungen klingen, wieder mit höchst kleinlauten Sätzen, die sich vor allem aus der Passivität der deutschen Großmächte, Österreichs, Preußens und Hannover-Englands, erklären: der Kaiser möge sich erneut beim König von Frankreich verwenden, und zwar in einem ihm geeignet scheinenden Augenblick. Denn jetzt war ein solcher jedenfalls nicht vorhanden: Ludwig XVI. war soeben nach seinem mißglückten Fluchtversuch als Gefangener seines Volkes nach Paris zurückgekehrt.

Unter tumultuarischen Erscheinungen, zumal im Straßburger Landgebiet und im Sundgau, wo überall besonders die durch ihren Wucher verhaßten Juden litten, waren mittlerweise längst die grundstürzenden Revolutionsbeschlüsse in Bas-Rhin und Haut-Rhin, wie der öde Schematismus den ruhmvollen alten Namen umzutaufen beliebte, zur Ausführung gelangt. Die Entschädigungsangelegenheit, von einzelnen weltlichen Ständen auf dem Papier schon zum Abschluß gebracht, wurde von den immer höher gehenden Wogen verschlungen. Dreiviertel Jahre nach dem Reichstagsbeschluß hatte die Kriegspartei in der Legislative die Oberhand gewonnen. Der erste Revolutionskrieg brach aus, nicht über der elsässischen Frage als eigentlicher Ursache, sondern über den großen allgemeinen Gegensätzen der Revolution und der alten Ordnung Europas; nur einen Anlaß hat sie im Zusammenhang der Dinge gebildet.

Im Frieden von Campo Formio willigte Österreich endgültig in die Abtretung des linken Rheinufers, wie schon vorher Preußen. Im Frieden von Lunéville erfuhr diese Regelung ihre erste internationale Bestätigung. Erst die Revolution also und Napoleon haben das Ziel des französischen Machttriebes mit rechtlicher Verbriefung erreicht, worauf der große Entschädigungsschacher rechts des Rheins das alte Reich säkularisierte und vollends zerschlug.

1814 bekämpfte Ernst Moritz Arndt in seiner epochemachenden Schrift: „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze" mit glühenden Worten die französische Grenztheorie und forderte, „daß am Rhein die mächtigsten deutschen Fürsten gebieten sollten, Österreich und Preußen". Im Kreis der Romantiker kam das Verlangen nach Elsaß und Lothringen

im Zusammenhang mit der Sehnsucht nach der alten deutschen Kaiserkrone zum Ausdruck. Aber was die Form der Lösung anlangt, so tönte diese Sprache einiger edlen patriotischen Geister unklar und verworren genug, wollte doch einer der Stolbergs das Königreich Burgund erneuern, Arndt selbst einen Ritterordensstaat links des Rheins gründen. Und auch ein Görres in seinem „Rheinischen Merkur" vermochte in dieser Hinsicht bei allem herzerhebenden Optimismus und aller fortreißenden Leidenschaft der Sprache nicht wirklich zu befriedigen. Im Lager der Diplomaten aber vertraten der preußische Staatskanzler Graf Hardenberg in seiner Abneigung gegen eine unmittelbare preußisch-französische Nachbarschaft und Wilhelm von Humboldt, sein Mitunterhändler, die Frage der Abtretung entweder gar nicht oder nicht mit Nachdruck. Unter den Generalen war es nur Gneisenau und sein Anhang, die vom Standpunkt der notwendigen strategischen Sicherung scharf und entschieden das Elsaß beanspruchten.

Von einem allgemeinen Drängen nach der Vogesengrenze war also in Deutschland damals noch keine Rede, und im ersten
1814 Pariser Frieden wurden selbst die altpfälzischen Gebiete zwischen den Weißenburger Linien und Landau sowie Saarbrücken, zur Verzweiflung dieser Deutschland und dem Protestantismus treugebliebenen Stadt, den Franzosen preisgegeben. Stürmischer und hartnäckiger verliefen die Beratungen des nächsten Jahres. Ehe
1815 er sich noch weiter mäßigte, verlangte nun Hardenberg, von Humboldt sekundiert, das Elsaß für Deutschland, die dortigen festen Plätze für Österreich, die an der Saar und Mosel für Preußen. Und die preußische Diplomatie fand, indem sie unter dem besonderen Gesichtspunkt der militärischen Sicherung alle rechtlichen und politischen Gründe für die Wiedergewinnung unserer Grenzmarken aufzählte, diesmal die lebhaftere Unterstützung der kleineren deutschen Staaten, während die deutsche öffentliche Meinung nach dem Vorgange Arndts, jedoch immer noch zaghaft genug, unpräzis und zusammenhanglos wie schon 1814, die Forderung der Sprachengrenze als natürliches Recht der Nation vertrat. Um aber den widerstrebenden, von Stein vergeblich bearbeiteten Zaren umzustimmen, erläuterte Gneisenau die Postulate mit der Vorhersage, daß, wenn Frankreichs Grenze unverändert bleibe, das allgemeine Urteil England beschuldigen werde, es wolle

den Kontinent zugunsten seiner Handelspolitik in neue Wirren stürzen. Und unermüdlich war der niederländische Gesandte Hans von Gagern England selbst gegenüber dafür tätig, wenigstens das Elsaß seinem deutschen Vaterland zurückzugewinnen. Trotz alledem wurden nur Landau, Saarlouis und Saarbrücken mit seinem Kohlenbecken im zweiten Pariser Frieden für Deutschland gerettet.

Man kennt die allgemeinen Hindernisse dieser Jahre: die neuerwachten Gegensätze der Verbündeten, die internationale Tutel, unter der sich die Neuordnung schließlich vollzog, die überlegene Diplomatie Talleyrands, das Streben Metternichs selbst nach Abrundung der Donaumonarchie im Osten unter entschiedener Preisgabe des alten westlichen Besitzes: beides, um Österreich der überlieferten Gegnerschaft Frankreichs zu entziehen. Das alles wirkte zusammen.

Man hat gesagt, es hätte vielleicht durch ein Wiederfußfassen Österreichs links des Rheins und die damit verbundene Wiederaufnahme der Deckung des Reiches nach Westen der innere Gegensatz eine Milderung erfahren können. Heute wird man im Hinblick auf den Ausgang des Weltkrieges diese Frage erst recht zu erwägen geneigt sein: dennoch lag im natürlichen Zusammenhang der Entwicklung damals zweifellos die Idee des Donaureiches mit seinen kommenden balkanischen Aufgaben. Freilich werden wir Jetzigen es niemals genug beklagen können, daß die Wiedererwerbung damals noch nicht gelang und Elsaß-Lothringen weitere fünfzig Jahre der Verwelschung, gerade die entscheidende Zeit des völligen Verwachsens mit Frankreich, der kulturellen Assimilation nach der politischen, nicht erspart blieben. Doch wie hätte es sich denn mit seinen neuen Freiheiten in das Metternichsche Deutschland einfügen lassen? Und hätte sich der äußere Konflikt nicht schon früher und unter weit ungünstigeren Umständen für Deutschland erneuern können? Daß aber Preußen jetzt schon, wie es nicht einmal seine besten Köpfe und Herzen zu fordern wagten, hier völlig an Österreichs Stelle getreten wäre, daran war nach den damaligen Machtmitteln des Staates und den Widerständen Europas erst recht nicht zu denken. Nur als Dolmetsch der deutschen Gefühle vermochte es bereits aufzutreten und den Schuldschein vorzuweisen, der ein halbes Jahrhundert später zur Einlösung gelangen sollte.

Sechstes Kapitel.

Von der Restauration bis zur Wiedererwerbung.

Das Jahr 1789 ist das Geburtsjahr des modernen Elsaß. 1792, im Augenblick der Kriegserklärung an Österreich, erschollen im Straßburger Salon der Madame Dietrich zum erstenmal die Klänge des Sturmliedes der Revolution, der Marseillaise. Und das letzte kriegerische Ereignis des Jahres 1815 war die Übergabe der elsässischen Feste Hüningen, die wie alles zur napoleonischen Epoche Gehörige von der Legende umrankt wurde. So erscheint das Elsaß von Anfang bis zum Ende wieder mit dem ganzen Zeitraum verbunden.

Noch 1814 hatte Jakob Grimm geschrieben: „Nach allem, was ich sehe und höre, scheint mir das Elsaß und das Volk darin von tüchtigem, kerngutem, deutschem Schlag. Es ist so grundfalsch zu behaupten, das Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden und gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an trotz aller angeklebten französischen Affichen. Die Elsässer sind und gehören uns von Gottes und Rechts wegen.“ Er hatte recht und nicht recht, und Görres ergänzt ihn, wenn er gleich nach dem ersten Pariser Frieden auf eine bessere Zukunft vertröstend schreibt: „Soviel ergibt sich aus allem, daß diese Provinzen uns sehr entfremdet sind, und so, wie gegenwärtig die Umstände bei uns liegen, wären wir keineswegs in Fassung gewesen, diesen Geist zu bezwingen und auszurotten.“

Die 26 Revolutions- und Kriegsjahre hatten zuwege gebracht, was ein ganzes vorangegangenes Jahrhundert nicht vermocht hatte. Das Elsaß ging aus ihnen verwandelt hervor. Es hatte sich nicht nur politisch nun völlig assimiliert, sondern, wenn auch noch unter Beibehaltung seiner deutschen Sitte, einen Wechsel seiner nationalen Idee vollzogen.

Wie war das gekommen? Wir sahen, wie die alte Städtemacht und Städtekultur seit zweihundert Jahren zurücksank, wie über dem Rhein das alte Reich seit derselben Zeit seinem

Untergang entgegensiechte und die Verbindung beider Teile wenigstens auf staatlichem Gebiet gelockert und unterbrochen wurde. Aber das alles hätte nicht genügt. Eine Katastrophe mußte eintreten, um Gegenwart und Vergangenheit voneinander zu lösen, und sie kam: wie durch einen gewaltigen Bergsturz lagen die Erinnerungen an die eigene einstige Glanzzeit und die einstige Größe des Reiches verschüttet. Was galten da noch Namen wie Tauler oder Jakob Sturm oder Bucer? Und mit der neuen rein geistigen Größe des politisch abermals tief in den Staub getretenen Mutterlandes, einer Größe, die in ihrer jetzt schon vollzogenen Vermählung mit dem preußischen Staat die Grundlage der künftigen gesamtnationalen Wiedergeburt werden sollte, fehlte den allermeisten jeder Zusammenhang.

Dafür waren elementar die unteren Kräfte entbunden und alle Schichten von einem Strom des Enthusiasmus durchflutet, wie er niemals zuvor erlebt war. Wie die Lothringer, so hatten sich mit altgermanischer Kampfesfreude die Alemannen des Elsaß in die Schlachten des großen Kriegshelden geworfen, über die Länge und Breite des Kontinents hatten sie unter seinen Fahnen gestritten und Lorbeer auf Lorbeer um sie gewunden. Gewiß: in den Spätjahren des Kaiserreichs und zumal im Zusammenbruch ließen sich kriegsmüde Stimmen vernehmen, die nun die rechte Begeisterung überhaupt nur für die Revolutionskriege gelten lassen wollten. Ich glaube aber nicht, daß das unser Urteil zu sehr bestimmen darf. Man bedenke, daß es an die hundert Generäle und Marschälle waren, die allein den beiden Grenzprovinzen, und zwar zumeist den unteren Ständen, dem Kleinbürgertum und noch tieferen Schichten, entstammten: ein Ney, um nur die glänzendsten zu nennen, ein Oudinot, Victor, Gérard, Mouton, Duroc, Molitor waren Lothringer, ein Kleber, Rapp, Lefebvre, Kellermann Elsässer. Diese Soldatennamen und an der Spitze der Name des vergötterten Kaisers ließen die Herzen des ganzen Volkes höher schlagen. Und diese Begeisterung in den Ländern des alten karolingischen Mittelreiches, die nun nach langer Leidenszeit und Halbexistenz zwischen den Nachbarmächten sich gewissermaßen zu eigener Weltgeltung erwacht sahen, klang zusammen mit der Begeisterung der französischen Nation und ihrer Idee von Karl dem Großen: die Sehnsucht der lan-

gen Jahrhunderte schien in ihm und seinem Universalreich erfüllt, während das alte römische Reich, der falsche Erbe, endlich in Trümmern lag.

Aber keineswegs nur der gemeinsam erstrittene Kriegsruhm war das Verbindende. Wenn wir im Mittelalter das Elsaß im Gegensatz zu Lothringen als Städteland bezeichnen konnten, so muß doch gesagt werden, daß im Unterschied zu Altdeutschland das Bauerntum dort bis heute durch ständigeren Zuzug die städtischen Elemente ergänzt. Der Grundzug dieses alemannischen Bauerntums nun, das jetzt erst greifbarer in die neue Geschichte eintritt, ist wie der der städtischen Massen selbst, aber auch der Intelligenz — wir hörten davon schon im 18. Jahrhundert — durchaus demokratisch, unsentimental, der nüchternen Wirklichkeit zugewandt. Und diese Eigenschaften der Volkspsyche trafen letzten Endes völlig überein mit der demokratisch-rationalistischen Grundstimmung der Revolution und des Kaiserreiches, das aus der dreifachen Parole der ersteren die dem gemeinen Mann sinnfälligste, die Gleichheit, hochhielt, indem es auf die Herkunft kein Gewicht legte, während es den Verlust der Freiheit durch eine vortreffliche Verwaltung minder fühlbar machte. Und in ihren religiösen Gefühlen fand sich die katholische Landbevölkerung durch das Konkordat versöhnt, das ihr die Priester zurückgab. Auf der anderen Seite waren dem Kaiser nicht nur viele Protestanten, sondern auch die durch die Revolution schon mitbefreiten Juden für ihre wirkliche Gleichberechtigung in Staat, Armee und Kultus zu dankbarer Anhänglichkeit verpflichtet.

In den Städten kam der mit alledem in neues Ansehen gebrachte französische Lebensstil hinzu, um wenigstens in den oberen Kreisen jetzt schon den Konnex noch enger zu gestalten. Und die Administration eines so hervorragenden und humanen Präfekten wie Lezay-Marnésia in Straßburg mag da, gerade weil er zugleich ein sehr guter Kenner deutschen Wesens war, das Ihrige in hohem Maße beigetragen haben. Auf dem Lande begann mit der Selbstverwaltung der Gemeinden ein bewußtes politisches Leben. Statt der alten privilegierten Geburtsaristokratie erblicken wir nun eine neue, auf Besitz beruhende, neben manchen bisherigen Adeligen und Patriziern aus modernen Fabrikanten und Großkaufleuten, aus Käufern der National-

güter, d. h. des Grundeigentums der Emigranten und Hingerichteten, und Notaren zusammengefügte Klasse, die von Napoleon wieder mit politischen und sozialen Vorrechten ausgestattet wurde: die Notabeln. Sie verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf Stadt und Land, und viele Städter besaßen zugleich ländlichen Boden. In der Verwaltung hatten sie die wichtigsten Stellen inne. So waren das Departements-Wahlkollegium, die Generalräte, die Arrondissements- und Munizipalräte der größeren Städte überwiegend aus ihnen gebildet; nicht minder stellten sie die sogenannten Kantonskommissare, die Laienmitglieder der Konsistorien, die Mitglieder der Armenverwaltung und der Handelskammern, einen großen Teil der Maires und der Friedensrichter.

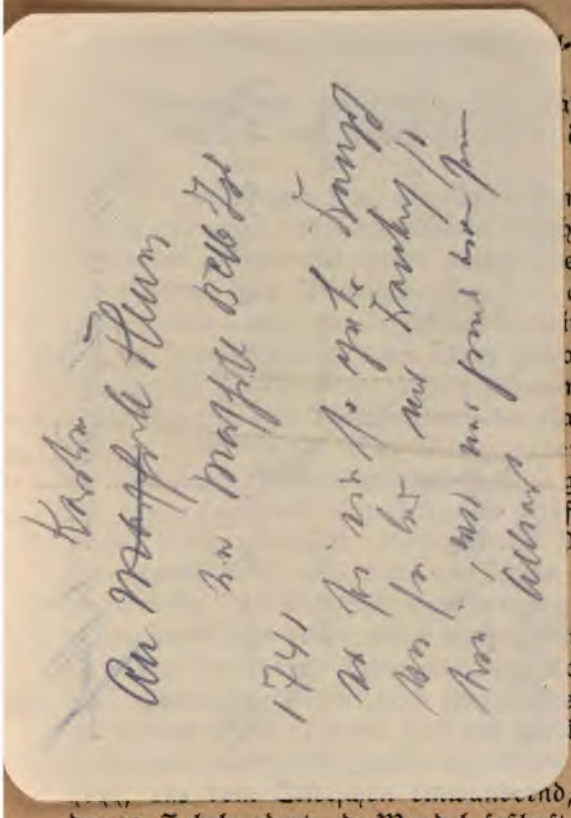
Aus dem eben Gesagten geht zum Teil schon hervor, daß Bauern- und Bürgertum — das ist das letzte, aber mit das wichtigste — zu neuer materieller Wohlfahrt gediehen.

Aus gedrückter Lage kam der Bauer empor. Mit dem Wegfall der Fronden und Lasten, der Steigerung der Fruchtpreise, dem Freiwerden von Grund und Boden blühte die Landwirtschaft in ungeahnter Weise während der napoleonischen Ära auf, die es sich nun auch besonders angelegen sein ließ, den Wucherern das Handwerk zu legen. Der elsässische Landmann wurde jetzt in seiner oberen, freilich sehr dünnen Schicht zum wohlhabenden Großbauer, der, wie es scheint, einen ganz erheblichen Teil der Nationalgüter erwarb und auf diese Weise wie durch Heiraten und Freundschaften mit der städtischen Bourgeoisie und den neuen Notabeln vielfach verschmolz. Nur die noch nicht veräußerten Güter wurden den zurückgekehrten Emigranten wiedergegeben. Die Agrarpolitik nahm erfolgreiche Meliorationen vor, sie verbesserte die Technik des Anbaus, sie erleichterte den Absatz der ländlichen Produkte durch vermehrte Verkehrswege und hatte die Sicherung angemessener Löhne in Verbindung mit einer zweckentsprechenden Handelspolitik im Auge. Auch war sie auf die spezielle Pflege einzelner althergebrachter Handelsgewächse der elsässischen Ebene bedacht.

Und zu dieser neuen bäuerlichen Kultur gesellte sich ein neuer bürgerlicher Wirtschaftsaufschwung zumal im Oberelsaß und in den Mittelvogesen, dessen Anfänge, hier im Gebirge unvergänglich mit dem Namen eines edlen Menschenfreundes, des

Pfarrers Oberlin vom Steintal, verknüpft, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts reichen. Auch die unterelſäſſiſche Induſtrie war, allerdings mit Ausnahme des größten und erfolgreichſten Zweiges, der Tabakfabrikation, die dem Staatsmonopol zum Opfer fiel, auf alle Weiſe von Napoleon gefördert worden; vielfach verdankte ſie Staatsaufträgen ihren Aufſchwung, z. B. die Tuchmanufaktur von Biſchweiler. Und vollends der Handel Straßburgs hatte nach den ſchweren Verluſten der Revolutionszeit und der Vorverlegung der Zollgrenze an den Rhein in den erſten Jahren des Kaiſerreichs neue glänzende Tage geſehen: die Blockierung der franzöſiſchen Häfen durch England hatte zur Folge, daß ein Drittel der geſamten Ausfuhr und ein großer Teil des Imports aus dem Oſten, ſo die Baumwolle, über dieſe Stadt geleitet wurde.

Aber noch in der zweiten Hälfte der napoleoniſchen Regierung ſetzte hier mit der allgemeinen Wirtſchaftskriſe des Reiches der ſchwerſte Rückſchlag ein, wenn ſich auch rechtmäßig oder unrechtmäßig, vor allem durch enormen Schmuggel erworbene Vermögen in die neueſte Zeit hinüberretteten. Zugleich verſchob ſich der wirtſchaftliche Schwerpunkt des Landes: Straßburg verlor allmählich, in ſeinen engen Feſtungsring gebannt, ſeine überragende gewerbliche und kommerzielle Bedeutung, nachdem die wiſſenſchaftliche ſchon durch die Aufhebung der Univerſität in der Revolutionszeit gebrochen war und auch durch deren Wiederaufrichtung als Akademie unter Napoleon keine große neue Zunahme erfahren hatte. Dafür kamen nun Mülhauſen und Colmar als Zentren der Baumwollinduſtrie empor, freilich auf dem Untergrund eines ſteigenden ſozialen Elends der Arbeitermaſſen. Schon 1746 war in der damals noch ſchweizeriſchen Enklave Mülhauſen die erſte Fabrik angelegt worden. In verlaſſenen Adelshöfen und Klöſtern klapperten die Web- und Spinnſtühle der neuen Indiennemanufaktur. Die Revolution hatte dann die Handelsſchranken niedergelegt und ein großartiges neues Gebiet eröffnet, aber erſt die neugefeſtigte Ordnung im zentraliſierten Wirtſchafts- und Staatsweſen Napoleons und das gewaltige Syſtem ſeiner Kontinentalſperre geſtatteten es, die Früchte voll zu genießen. Und dieſer Aufſchwung blieb ungebrochen. Die reichen Waſſerkräfte der Vogeſen wurden früh für gewiſſe



u. Montar

ndbetriel
den Ma ve

ng in viele
unger hatt vo
er auf die r... Leute
auf das l
indeland
ogtums.
n B el im L art
ation...güter im Werte
r Fabriken wurde von
gewaltigen Vorteil aus
fte zog namentlich die
Das Kohlengebiet der
deutschen Grafen von
der weit zerstreuten
ttelalter zurückreichten,
ohlenförderung in eine
en Angaben belief sich
Dreifache der früheren.
aber hatten sich bereits
nd, die Minenmagnaten
des 19. Jahrhunderts, de Wendel, seßhaft gemacht. Genau hundert Jahre später, 1811, erwarben sie zu Moyeuvre im engen Tal der Orne den zweiten Hauptort des Eisenreviers an der Mosel, Hayingen, hinzu. Billige Arbeitskräfte strömten, wie für das Oberelsaß aus der Schweiz, aus Deutschland herbei. Und wie jene Textilmanufaktur am anderen Ende von der Entwicklung der Baseler Industrien schon im 18. Jahrhundert den Antrieb erhalten hatte, so waren nun hier wieder das vorwärtstreibende Moment die in den napoleonischen Wirtschaftsbereich miteinbezogenen ersten Anfänge der benachbarten westdeutschen Großindustrie. Mit der Rückgabe des Saarkohlenreviers an Deutschland im Jahr 1815 sollte freilich dieser Aufschwung eine nochmalige Hemmung erfahren, die erst um die Mitte des Jahrhunderts mit der Entdeckung neuer Kohlenlager behoben wurde.

So war die Lage des Landes beim Sturze Napoleons. Gewiß, für die weiße Kokarde der Bourbonen herrschten mit Ausnahme einiger oberelsässischer Kreise keine Sympathien. Und die ganze Restaurationszeit mit ihrem neuen politischen und kirchlichen Druck bedeutete einen Rückschlag.

All die neuen kleinen Bodenbesitzer erwarteten sich anfangs ihre Wiederberaubung von der Rückkehr der Emigranten. Die Lothringer blieben längere Zeit besonders mißtrauisch und sprachen sogar von der Wiedereinführung der Zehnten und der übrigen alten Feudalrechte. Erst nach Ablauf des ersten Jahrzehnts trat eine allgemeine Beruhigung in dieser Hinsicht ein. Inzwischen wurde das neugekräftigte Bürgertum mehr und mehr zum Repräsentanten der öffentlichen Meinung und verstärkte seinen Einfluß im ganzen Land durch Presse und Kapital. Auch im katholischen Metz, das der Frage der Volkserziehung allmählich stärkere Aufmerksamkeit widmete, machte sich gelegentlich ein instinktives Widerstreben gegen einen allzu hitzigen Klerikalismus geltend. In dem verarmten, aber immer noch vom Widerschein seiner Eleganz aus dem 18. Jahrhundert bestrahlten Nancy wahrte ein kleiner, doch um so regsamerer Zirkel von Juristen, Advokaten und ehemaligen Militärs die Überlieferungen der Revolution. In Epinal, Remiremont, St. Dié begann sich schon eine Anzahl von häufig aus dem Arbeiterstand emporgekommenen Kaufleuten und Unternehmern anzusiedeln, die mit Mülhausen eine erste Geschäftsverbindung aufnahmen und auch politisch die Atmosphäre beeinflußt haben mögen. Im Elsaß befand sich die Bourgeoisie in allgemeinerer Opposition und schickte als ihre Vertreter einige glänzende Namen aus ihrer obersten Schicht in die Kammer, wie den Mülhauser Industriellen Jacques Koechlin, die Straßburger Humann, den späteren Finanzminister Louis Philipps, und Friedrich von Türkheim, den Sohn von Goethes Lili und künftigen Bürgermeister der Stadt: es waren Verfechter maßvoller, aber um so wirksamerer Forderungen.

Demungeachtet wuchs man immer mehr in den neuen Staat hinein. Denn eben jetzt war ja auch in Deutschland nach dem Sturm der Befreiungskriege die Reaktion wieder eingekehrt, und die Kleinstaaterei war die alte geblieben. Hatte doch der „Rheinische Merkur" selbst 1815 geschrieben: „Was zeigen wir

den Elsässern für eine Aussicht? Sie laufen Gefahr, in kleine Landfetzen zerstückelt zu werden und einige Lappen mehr zu dem teutschen Hanswurstrocke zu liefern." Die eigene Restauration aber nahmen diese im ganzen nicht allzu tragisch und sagten ihr eine nur kurze Lebensdauer voraus.

Napoleon starb auf seiner Felseninsel, und sein Kult war zunächst verpönt. Aber nur um so teurer blieb im Herzen die Erinnerung, und öffentlich übertrug sich alle Liebe auf die Armee. Wie erbitterte die Hinrichtung Neys, dieser schwere Fehler der Regierung Ludwigs XVIII., alle Herzen. Und mit welch dumpfer Trauer sahen die Straßburger den Oberst Caron zum Richtplatz führen, der in Belfort und Colmar eine Meuterei zugunsten der Napoleoniden erregt hatte.

Die materielle Wohlfahrt nahm ihren Fortgang. Und eine neue Woge der patriotisch-freiheitlichen Bewegung kam mit der Julirevolution, nachdem nur zwei Jahre zuvor Karl X. bei seinem glanzvollen Besuch der Ostprovinzen überall festliche Begeisterung umrauscht hatte. Jetzt jubelte man den Barrikadenkämpfern und dann dem Bürgerkönig Louis Philipp zu, der allen ein besseres Zeitalter zu bringen schien, und in dem zumal die Jugend einen Mann von antikem Tugendideal und bewährtem Liberalismus erblickte. Dann spaltete sich freilich das Bürgertum. Die großen Fabrikanten des Oberelsaß mit Mülhausen als Zentrum fühlten sich als die Erben der alten republikanischen Freiheit und waren auch noch nicht, wie anderwärts, durch den aufstrebenden Radikalismus bedroht, der sie des eigenen Schutzes halber zur Regierung hingedrängt hätte. So blieben sie dieser feindselig gesinnt, obwohl die Wirtschaftspolitik Louis Philipps wie schon die der Restauration mit ihrem hohen Prohibitivzoll den Absatz der Fabrikate im Inland vor ausländischer Konkurrenz trefflich schützte und das ganze Regierungssystem den Machtgefühlen dieser Industriellen zu schmeicheln wußte.

Anders im Unterelsaß: dort wandte sich die hohe Bourgeoisie in diesen goldenen Tagen des großen Geldsackes der Regierung zu, und mit besonderem Stolz gefielen sich die Straßburger in der etwas minderwertigen Soldatenspielerei der neuen Nationalgarde. Dagegen sammelten sich in diesen Gegenden die mittleren, erst aufstrebenden Er-

werbskreise und vor allem die Vertreter freier Berufe in der Opposition, die sich nun, neuerdings von den Ideen der großen Revolution berauscht, in heftigem Republikanertum erging und von Straßburg aus mittels des „Niederrheinischen Kuriers" auch die Landbourgeoisie und das Großbauerntum erfolgreich umwarb. Zu dieser Opposition trug aber ganz wesentlich in der Straßburger Kaufmannschaft, soweit sie materiell noch nicht gesättigt war, jene selbe Zollpolitik bei, welche die Fabrikanten begünstigte: schon seit der Restauration waren durch sie die Beziehungen mit Deutschland abgeschnitten und so der Handel der elsässischen Hauptstadt, dessen Rückgang wir bereits in den letzten Jahren des Kaiserreichs beobachten konnten, weiter lahmgelegt.

Aber durchaus französisch gesinnt waren alle diese Richtungen. Und auf die Massen wirkte währenddem mit besonderer, mit zauberhafter Gewalt der Name des ersten Kaisers ein. Die Napoleonlegende begann nun ihr eigentliches Wesen. Einige bedeutende militärische Persönlichkeiten hatten schon vorher ihre Ruhesitze im Elsaß genommen. In den Dörfern lebten die Veteranen der großen Armee; die Jugend hing an ihren Lippen: noch die um die Mitte des Jahrhunderts geborene Generation wurde zu einem nicht geringen Teil für ihr ganzes politisches Leben durch diese Eindrücke bestimmt. Daß es der brutale Verächter des deutschen und damit des eigenen Wesens war, mit dessen Andenken man den innern Bund geschlossen hatte, das kam dem Soldatenvolk des Elsaß wohl gar nicht zum Bewußtsein.

Und aus seiner Mitte wurde damals eine neue folgenreiche Offensive aus Frankreich nach Deutschland herübergetragen. Sie war geistiger Natur. Von Mainz aus, wo schon seit den Anfängen des Jahrhunderts zwei Elsässer, Colmar aus Straßburg und Liebermann aus Molsheim, der eine als Bischof, der andere als Superior, wirkten, propagierte ein dritter, der nachmalige Straßburger Bischof Andreas Räß, in jugendlichem Feuer den Ultramontanismus de Maistres und Lamennais'. Er gründete 1821 die Monatsschrift „Katholik", knüpfte enge Beziehungen mit Görres, dem ersten deutschen Vertreter des romantischen Katholizismus, der während eines mehrjährigen Aufenthalts in Straßburg den Besuch Brentanos empfing, wie

mit dem Kreis Friedrich Schlossers auf Stift Neuburg bei Heidelberg. So strahlte seine Wirksamkeit zu den deutschen Katholiken der verschiedensten Richtungen aus: auch ein Döllinger in seiner Frühzeit, ein Baader standen mit ihm in Verbindung. Die ganze Entwicklung und Organisation des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert läßt sich auf diese seine Tätigkeit, die sich in theoretischer Hinsicht bis zu seinem Weggang von Mainz 1829/30, in kirchenpolitisch-praktischer Richtung und auf dem Missionsgebiet noch mindestens ein Jahrzehnt länger, bis zu seiner Straßburger Inthronisation erstreckte, als auf eine ihrer starken Wurzeln zurückführen[1]). Es war zugleich die letzte bedeutsame Vermittlerrolle, die das Elsaß zwischen Frankreich und Deutschland übernahm.

Zwar hatte auch der Besuch deutscher Universitäten durch junge protestantische Elsässer, besonders Theologen, nicht aufgehört. Aber diese Berührungen verblaßten neben jener Verknüpfung des beiderseitigen katholischen Lebens. Die deutsche protestantische Theologie, die deutsche idealistische Philosophie protestantischer Richtung wurden ja gerade ebenso massiv als energisch vom Leiter des „Katholik" bekämpft und abgelehnt. Das katholische Elsaß selbst zog die Scheidewand. Und anderseits vermochten dem liberal gesinnten Teil seiner Bevölkerung die deutschen politischen Verhältnisse mit ihrer inneren und äußeren Gebundenheit kein rechtes Interesse abzunötigen. Erst nach der Julirevolution wurde der staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung über dem Rhein größere Beachtung geschenkt. Dennoch wird man auch jetzt vom Sinn des deutschen Lebensgesetzes wenig genug gewahr worden sein: wie mit Zollverein und neuer Verkehrspolitik, mit dem Erwachen der Großindustrie, dem wirtschaftlichen Zusammenwachsen des Nordens und Südens, dem neuen staatlichen Interesse breiter Schichten der nationale Gedanke trotz aller alten und neuen Hemmungen voranschritt. Denn nur die deutschen revolutionären Flüchtlinge mit ihren gescheiterten Freiheitshoffnungen hatte man vor Augen, als sie nun aus allen deutschen Gauen in Straßburg anlangten, das damals von Victor Hugos romantischem Libera-

[1]) Wir verdanken den Arbeiten M. Spahns und seines Schülers Schnütgen diese wichtigen Einblicke.

lismus, aber auch von Fouriers und Saint-Simons Sozialismus ſchwärmte und ſich zugleich für die Freiheitskämpfer in aller Welt, in erſter Linie die Polen, enthuſiasmierte. Es waren nach Charakter und Schickſal ungleichartige Menſchen, die meiſten abenteuerlich-unruhige Exiſtenzen: die tragikomiſche Geſtalt von Rauſchenplatts, des Göttinger Privatdozenten, der Nordfrieſe Harro Harring, ein Siebenpfeiffer und Wirth mit anderen Pfälzern, Teilnehmern am Hambacher Feſt, der bedeutendſte von allen Georg Büchner, den ſeine kurze, meteorhafte Bahn zweimal nach der elſäſſiſchen Hauptſtadt führte. Für ſie alle war Frankreich das Aſyl und die Stütze ihrer Hoffnungen auf einen endlichen Sieg der Freiheit auch in Deutſchland „über den Abſolutismus und deſſen Gefolge, den Obſkurantismus und Serviliſmus". Und ein Börne, ein Heine ſekundierten von Paris. Wie unheilvoll für die Schätzung deutſchen Weſens mochte ein Heineſches Kampfwort wie das folgende in dem Mittelland wirken: „Die Franzoſen ſind das auserleſene Volk der neuen Religion, Paris iſt das neue Jeruſalem, und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philiſter." Erſt die einmütige nationale Begeiſterung, die in Deutſchland 1840 als Antwort auf den neuen franzöſiſchen Ruf nach dem Rhein aufflammte, beleuchtete blitzartig die Situation. Aber die Kriegsgefahr verſchwand wieder und mit ihr die Erkenntnis.

Mittels einer ſtarken Wahlbeeinfluſſung durch die Regiernng wurde die Oppoſition wieder weggefegt; ſelbſt Mülhauſen ging ihr auf einige Zeit verloren, ſo daß ſie ſich vor und nach Mitte der 40er Jahre im ganzen Elſaß allein auf Altkirch beſchränkt ſah. Die Plutokratie im Departement Bas-Rhin fühlte ſich auch weiterhin behaglich genug unter der völlig proſaiſchen Regierung des Juſte-Milieu. Zur weiteren Aſſimilierung des deutſchen Elements faßte dieſe nun ein wichtiges Gebiet ins Auge. Während der großen Revolution hatten die Jakobiner zum erſtenmal verſucht, die franzöſiſche Sprache in den elſäſſiſchen Schulen zur Herrſchaft zu bringen. Die napoleoniſche Verwaltung hatte dagegen die Verbreitung des Franzöſiſchen in der Hauptſache der Anziehungskraft der franzöſiſchen Kultur, den geſteigerten ſozialen und wirtſchaftlichen Beziehungen überlaſſen. Jetzt, unter Louis Philipp, wurde die Verwelſchung mit dem

Versuch systematisch eingeleitet, das Französische in Schule und Kirche triumphieren zu machen.

Noch 1816 hatte Arnold seinen im ersten Revolutionsjahr spielenden, aber das Volkstümliche seiner Gegenwart kopierenden „Pfingstmontag" gedichtet, das Beste, was die mundartliche Poesie des Elsaß hervorgebracht hat. Goethe, in dem all die köstlichen Jugenderinnerungen erwachten, war entzückt. In der hier getreulich wiedergegebenen „freien, frechen, unbändigen Originalität" der Sprache der untersten Stände sah er die ununterbrochene Tradition eines Sebastian Brant und eines Geiler von Kayserberg. Auch in der allgemeinen Beurteilung des Zustandes, wohl seiner letzten derartigen Äußerung über das Elsaß, ist seine 1820 geschriebene Anzeige des Lustspieles von hohem Interesse. Er freut sich, daß die vorrevolutionären Sitten noch jetzt lebendig seien: „Überhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigentümlicher Geist; die Vorteile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt, und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstücklung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am besten verteidigen läßt." Aber schon im Prolog zur Aufführung desselben Stückes im Jahr 1835 ist der Niedergang der deutschen Eigensitte unzweideutig bekundet:

„De letzte Glanz vun Straßburgs alte Sitte
Hat uns der Arnold liebli ufbewahrt,
Vun zeller Zyt geht's mit gewaltje Schritte
Alls witterſch wegg vun unſrer Vätter Art,
Der Welſche Ton, iehr Sprach und ieri Mode
Henn noch un noch de Burjerſinn verdrängt."

Und über die 40er Jahre hinaus wurde die Komödie wohl nur noch einmal von Straßburger Kreisen, die sich die Pflege des alten Volkstums angelegen sein ließen, öffentlich aufgeführt.

Eben in diesen Jahren verblaßte auch unter den Gebildeten, besonders bei der Jugend, die Erinnerung daran, daß das elsässische Volk in Sitte und Wesen Deutschland zugehöre. Zwar entstand damals noch ein Werk der Heimatliebe in Straßburg, die Herausgabe seiner treuherzigen alten Chroniken; aber die Vorrede, vom Maire der Stadt, Schützenberger, geschrieben, spricht von der herrlichen Zeit der alten Reichsstadt im selben kühlen Tone „wie von der Tatsache, daß die achte römische Legion einst in Argentoratum ihr Standlager hatte": ein Gegenstand antiquarischer Forschung, das eine und das andere; denn es lag ja alles vor dem einen Jahr, von dem an für den damaligen Elsässer erst seine Geschichte anhob, vor dem vergötterten Jahr der Revolution. Und symbolisch war auch das Schicksal dieser Publikation: in Frankreich wurde sie wegen ihres deutschen Inhaltes, in Deutschland wegen ihrer französischen Form wenig gewürdigt.

Aber es wäre unrichtig, behaupten zu wollen, daß das Elsaß selbst und seine Bewohner zwischen zwei Stühlen niedersaßen. Im französischen Einheitsstaat waren ihnen die unteren und mittleren Verwaltungsstellen in Fülle erreichbar, denn in bezug auf Tüchtigkeit und Ordnungsliebe bildeten sie nach Bismarcks bekanntem Wort „eine Art von Aristokratie in Frankreich". Auch das Heer in allen seinen Graden, das Unternehmertum, die Gebiete der Technik, der Medizin, der Journalistik, Wissenschaft und Kunst lockten an. Nur eines war dazu nötig: daß alle, denen es um ihr Fortkommen zu tun war, das Deutschtum als ein Hindernis dieses Strebens mit Bewußtsein abwarfen.

Wieder anders sah es zum Teil auf den Höhen der Gesellschaft aus. Graf Eckbrecht Dürckheims liebenswürdige Erinnerungen schildern es lebendig, wie ein solches Geschlecht, emigriert und wieder zurückgekehrt, noch völlig als alter elsässisch-deutscher Adel fühlte, während man zugleich vom Franzosentum „nur das Gute, Edle" zu spüren meinte. Mit harmloser Freude gab man sich der auftauchenden französischen Romantik hin, wie vorher den französischen Klassikern; noch wirkte die tragische Bühne in der großen Verkörperung eines Talma und einer Mars auf die Jugend des Hauses. Und zugleich wandten sich die Sympathien Delacroix' „wahrhaft leidenschaftlicher, obgleich oft

konfuser Malerei" zu an Stelle der sonst so bewunderten Kunst eines Gérard und David. Der junge Eckbrecht aber führt als 19jähriger Rittmeister dem Bürgerkönig seine Nationalgarden-Schwadron vor und wird mit 24 Jahren Unterpräfekt im innersten Frankreich.

Aus der geistigen Elite des Bürgertums endlich, den literarischen Kreisen, hatte sich schon 1814 die kräftige Stimme Ehrenfried Stöbers gegen gewisse deutsche Zeitungsartikel erhoben, die mit der Blindheit der heutigen Alldeutschen berechtigte Gefühle und Anschauungen der Elsässer als verräterische Gesinnung verurteilten: „Glauben etwa diese leidenschaftlichen Menschen", hatte er gefragt, „der liebe Gott sorge nur für Deutschland, sei etwa gar ein Deutscher?" Um tiefe Blicke in das Herz eines Menschen, geschweige denn in den Charakter eines Volkes zu werfen, dazu seien infamierende Stockschläge, die ein bartloser Offizier einem Bauern aufzählen lasse, welcher vielleicht zwanzig Jahre die Last und die Ehre des Kriegsdienstes mit seinen Mitbürgern getragen habe, nicht das zweckmäßigste Mittel. Auch den damals bereits erhobenen Vorwurf des „widerlichen Zwitterwesens" hatte er zu entkräften gesucht: ob sie diese Bezeichnung etwa verdienten, weil sie sich bald an Goethe, Schiller, Klopstock, Geßner, bald an Racine, Corneille, Boileau, Rousseau, bald an einheimischen Dichtern, wie Nicolai und Pfeffel, ergötzten; weil sie als ein Mittelland unablässig danach strebten, sich mit den Verdiensten eines jeden der beiden Nachbarstaaten bekannt zu machen und sie sich anzueignen, und so einen gewissen geistigen Transithandel zur Milderung allzu greller Übergänge pflegten. Die ganze erste Dichtergeneration des Jahrhunderts, neben Ehrenfried Stöber ein K. Fr. Hartmann, ein Lamey, empfand es so.

Erst um die Wende der 30er Jahre wurde man sich des inneren Zwiespalts wirklich bewußt: eben der „Zwitterschaft", welches Wort auch Goethe angewandt hatte, um eine der Hauptpersonen jenes Arnoldischen Lustspiels zu charakterisieren. Keiner hat schwerer darunter gelitten als der feinsinnige, weiche Ludwig Spach. Er hatte in Straßburg, vom Geist des deutschen Mutterlandes befruchtet, seine deutschen Lieder gesungen, dann war er noch als junger Mann in die Pariser Salons gekommen. Hier legte er in der Vorrede zu seinen deutschen Gedichten ein erschütterndes

Selbstbekenntnis ab: wie sich, als das Französische sein ganzes Sein in Büchern, Unterhaltung, Arbeit und Erholung in Besitz nahm, der eigenartigste Zwiespalt bei ihm einstellte, dem Zusammenfluß zweier Wasserläufe von derselben Kraft vergleichbar; wie aber die deutsche Gedanken- und Gefühlswelt schließlich nur noch einen Verzweiflungskampf kämpfte, bis sie sich vor der französischen Tyrannin in die hintersten Schlupfwinkel der Seele verbarg. Um nun der nachkommenden literarischen Jugend einen ähnlichen Leidensweg zu ersparen, rief er ihr zu, daß der einzige Rettungsanker für sie die französische Form, die Pflege und der Gebrauch der französischen Sprache sei.

Nicht so, als ob er damit die deutsche Kultur hätte verleugnen wollen, auch er wollte ausgesprochenermaßen ihr Vermittler bleiben, aber nun im französischen Gewand, und er ist, ohne sich untreu zu werden, nach 1870, von den Franzosen verfemt, noch einmal auf die deutsche Seite getreten. Jener Mahnung gegenüber erhob sich jedoch eine leidenschaftliche Opposition, mit einer scharfen Absage an Spach und die Franzosenfreunde durch den bedeutenden Theologen Eduard Reuß: Die kriegerischen Erinnerungen, die Anbequemung an französische Form im öffentlichen Leben, „dies alles ist nicht das Leben des Volkes: das geistige Leben des Volkes ist sein Glaube, seine Religion, seine Gewohnheit, seine Sitte, sein Vergnügen, sein Fest, sein Lied, seine Wissenschaft, seine Geschichte". Zwar ein junges, ungebildetes Volk möge zu seinem Frommen eine fremde, vorangeschrittene Zivilisation aufnehmen; aber die deutsche Bildung sei bei Gott der französischen noch ebenbürtig. „Wir sind nicht so witzig, wir reden nicht so schön, wir sind aus gröberer Wolle gesponnen, wir fabrizieren weniger feine Sachen..., wir machen weniger statistische Tabellen..., aber dafür sind uns die Menschen auch keine Zahlen geworden..., wir sind noch einer Begeisterung für das Heilige fähig..., wir opfern nicht unser Schoßkind, die Wissenschaft, dem Moloch der Industrie..., wir wollen nicht bloß scheinen, sondern sein; unsre Seele ist . . noch nicht eine verstimmte Windharfe geworden!"

So vollzog sich über der Sprachenfrage die Scheidung, eine Art geistiger Option. Die Sprache war, als Werkzeug und Objekt zugleich, im Jahrhundert der Nationalstaaten in den Mittel-

punkt des politischen Kampfes gerückt. Auf Reuß' Seite stand die jüngere Dichtergeneration: die Brüder Stoeber, Söhne Ehrenfrieds, Candidus, Mühl, Zetter usw. Sie hatten bezeichnenderweise Schiller und die deutschen Romantiker zu Leitsternen erkoren, während für Spach in erster Linie Goethe der Führer war. Seit dem Anfang der 40er Jahre haben August und Adolf Stoeber im Verein mit Zetter Mülhausen zu einer Art literarischer Vorburg gegen das eindringende Franzosentum auszugestalten versucht. Ein Mann aber wie Mühl und wohl noch mancher andere haben die stille Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit Deutschland niemals aufgegeben.

Doch das waren verschwindende Ausnahmen. Während seit dem Frühjahr 1848 abermals die gescheiterten deutschen Aufständischen nach dem Elsaß herüberflüchteten, von den Hecker, Struve, Heinzen geführt, aber auch von einer Menge Gesindel begleitet, rüstete man sich zur 200jährigen Erinnerungsfeier der Einverleibung in Frankreich, dessen republikanische Wiedergeburt man soeben in jubelnden Festen, mit der Verbrüderung der Stände und Konfessionen unter den Freiheitsbäumen begrüßt hatte. Und man nutzte die Gelegenheit, um jenen Deutschen, die nun häufig auf den deutschen Charakter des Landes zu reden kamen, mit aller Emphase in die Ohren zu rufen, daß sich das Elsaß heute so französisch fühle wie die Bretagne. Für Deutschland aber sprach man den Wunsch aus, daß ihm zur Eroberung seiner politischen Freiheit und sozialen Gleichheit das lange Martyrium seines schrecklichen Krieges um die religiöse Freiheit erspart bleiben möge.

Freilich verlor nun Frankreich selbst unversehens wieder seine Freiheit, als man aus der zweiten Republik ins zweite Kaiserreich hinüberglitt. Immerhin empfand man es schon als eine gewisse Genugtuung, daß das Prinzip des Volkswillens im allgemeinen Stimmrecht und Plebiszit wenigstens formal erhalten blieb und auch die „Gleichheit" im Sinne des ersten Napoleon nicht verschwand. Anderseits brachte Louis Napoleon die Ordnung, die eine radikale Republik nicht genügend zu verbürgen schien. So gelang es ihm, bis 1852 mit Hilfe einer geschickten Unterstützung durch seine Agenten auch in den Grenz-

provinzen immer überwältigendere Mehrheiten auf seine Person zu vereinigen. Und mit der allerdings etwas seltsamen Neuauflage des Bonapartismus und den siegreichen Kämpfen der ersten Epochenhälfte erfuhr nun die Gloirestimmung eine letzte, wenn auch von vornherein weit schwächere Wiederbelebung.

Noch viel wichtiger war es, daß die Industrie in ihre eigentliche Blüteperiode eintrat. Der Handel folgte ihr nach, als 1860 die hohen Zollschranken fielen, hinter denen sie selbst jetzt hinreichend erstarkt war. Das gewaltige Ansteigen des Verkehrs hatte sie beide, vor allem wieder die Industrie, schon seit den 50ern in ausschlaggebender Weise gefördert und zugleich ein neues Wachstum der Bevölkerung hervorgebracht, das fortan in erster Linie den Städten als den Zielpunkten der Abwanderung vom platten Lande zugute kam. Das Bahnnetz breitet sich aus. Die „Compagnie de l'Est" übernimmt Ende 1853 die Linien Paris-Metz-Straßburg und Straßburg-Basel; über Weißenburg vollzieht sich der Anschluß an die deutschen Bahnen; die Metzer Bahn wird nordwärts nach Diedenhofen verlängert; Mülhausen erhält 1858 seine direkte Verbindung mit Paris und Le Hâvre. Seitenstränge führen seit dem gleichen und dem folgenden Jahr aus dem Elsaß über Belfort auf Besançon, aus Lothringen von Epinal auf Gray. Die Schiffahrt war schon unter Louis Philipp durch den Rhein-Rhone- und den Ill-Rheinkanal neu emporgekommen und Straßburg mit dem ganzen Elsaß damit an die französischen Stromsysteme angeschlossen worden; 1853 wurde der Rhein-Marnekanal mit seinen bewunderungswürdigen Kunstbauten quer durch die Vogesen vollendet. 1866 kam noch der Saarkohlenkanal hinzu, der, in den Rhein-Marnekanal mündend, das gesamte Netz der künstlichen Wasserläufe in höchst erwünschter Weise vervollständigte.

Die Mülhauser Gewerbe, schon seit 1830 von der mächtigen Organisation der „Société industrielle" getragen, erreichten nun vollends ihre beherrschende Stellung. Die fünf Jahre von 1852 bis 1857 weisen eine raschere Entwicklung auf als das ganze vorhergegangene Vierteljahrhundert. Und zur gleichen Zeit hatten unablässige Bodenuntersuchungen im Norden endlich die neuen Kohlenflöze von Forbach und St. Avold aufgefunden: auf einem Terrain, das noch ein paar Monate vorher mit Wald bedeckt war, entstand Stieringen-Wendel.

Die Wohlhabenheit in Bürgerkreisen, aber auch im Bauernstand war in den 60er Jahren, als das herrschende System schon mehr und mehr seine Fäulniserscheinungen in den oberen Sphären zu zeigen begann, eine solche, wie vielleicht nirgends im gleichzeitigen Deutschland, und seit 1865 erfreuten sich sogar die in Kooperativgenossenschaften zusammengeschlossenen, von vielbewunderten patriarchalischen Wohlfahrtseinrichtungen unterstützten Mülhauser Arbeiter einer besonders günstigen Lage. Im gleichen Jahr berechnete man den Wert des im Elsaß von den Spinnfabriken verbrauchten Rohproduktes auf etwa 100 und den Fabrikationswert auf 175 Millionen Franken.

Im selben Jahrzehnt aber vollzog sich noch eine weitere große Veränderung. Wie diesseits der Vogesen, so hatte sich an den jenseitigen Abhängen die Industrie an zahlreichen Punkten etabliert und fortentwickelt. Dem Zentrum Mülhausen mit seinen Ablegern in den östlichen Gebirgstälern entsprach das von Belfort mit Audincourt; mit Colmar korrespondierten Epinal und Remiremont nebst seinen Verzweigungen, mit St^e Marie-aux-Mines St. Dié. Wie in der nördlichen Ebene überwanden eine Menge von Lokalbahnen die räumlichen Entfernungen; schließlich stellten mehrere Vogesendurchstiche die Querverbindungen her, von welchen die letzte, Mülhausen-Remiremont, noch am Vorabend der Schlacht von Weißenburg mit kaiserlichem Dekret verfügt wurde, und ließen so den Grenzcharakter des Gebirges allmählich verschwinden. Zur Rechten und zur Linken schwirrten die Spindeln und dampften die Schlöte. Eine mit modernem Unternehmerraffinement geschaffene Arbeitsteilung im Spinnen, Verweben und Bedrucken der Zeuge hatte Platz gegriffen, welche die noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit öden Quellgebiete der Mosel und Saône mit ungeahntem Leben erfüllte und allein in den Hochtälern der Mosel und Moselotte über 267000 Spindeln und 1600 Webstühle im Dienste der oberelsässischen Fabriken zählte. Denn Mülhausen war der alles leitende Mittelpunkt. Indes begann sich bereits unmerklich, aber sicher der Schwerpunkt nach der Westseite zu verschieben, während zugleich durch Familienverwandtschaften und Geschäftsverbindungen der großen oberelsässischen Häuser die Französierung ihrer eigenen Betriebe eingeleitet wurde.

Weiter im Norden ging Nancy erst seiner zukünftigen Bedeutung entgegen, die ihm vor allem die Entdeckung der Bodenschätze von Briey und Longwy verschaffen sollte. Aber schon zeichnete es sich durch eine Regsamkeit und ein ehrgeiziges Streben aus, mit welchem das auch durch Mannheims beginnenden Aufschwung niedergehaltene Straßburger Wirtschaftsleben nicht mehr Schritt zu halten vermochte. Und bereits jetzt schien es seine Lage auf der Hypotenuse des Dreiecks Luxemburg-Lauterburg-Belfort wie an den durchgehenden Bahn- und Flußlinien zur Metropole des großen Wirtschaftsgebietes zu prädestinieren, das als „das Frankreich des Ostens" im vollen Zusammenschluß begriffen war.

Elsaß und Deutsch-Lothringen stellten in diesem Zusammenhang, wenngleich an sich von unschätzbaren wirtschaftlichen und strategischen Werten, nur die zum Rhein und zur Saar hin aufgebaute Vorderfront dar. Waren es aber nicht Landschaften, die sich durch ihre kulturelle Besonderheit von den rückwärtigen Teilen immer noch mit voller Deutlichkeit abhoben? Starke Verknüpfungen waren doch auch in dieser Beziehung schon überall vorhanden. Auf Grund eines französischen Gesetzes von 1850, das die Freiheit des Unterrichts gewährleistete, existierten im Elsaß wie in Lothringen neben den öffentlichen Gemeinde-, Departements- und staatlichen Elementarschulen eine große Menge sogenannter freier Schulanstalten, deren Lehrpersonal fast ausschließlich aus katholischen Geistlichen bestand. Die Mädchenerziehung aller Grade und Arten lag ganz in geistlichen und klösterlichen Händen. Es ist freilich noch kürzlich betont worden, daß sie den Charakter der Frau auf deutsch-französischem Boden bei allem Hang zu den Äußerlichkeiten der französischen Zivilisation noch keineswegs ins Undeutsche verkehrt hatte[1]). Aber Gefahren nach dieser Richtung drohten schon genug. Im Elsaß allein zählte man 1870 2000 „Schulbrüder", und viele männliche wie weibliche Kongregationen hatten ihre Mutterhäuser im Innern Frankreichs. Der Klerus als solcher, von dessen Tätigkeit in Kirche und Beichtstuhl wir völlig absehen wollen, war gerade gegen das Ende des zweiten

[1]) Vgl. Spahn, S. 225 f. Ähnlich auch Wittich, Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß, S. 9.

Kaiserreichs eine der Hauptstützen des staatlichen Regimes geworden, und der Krieg gegen das protestantische Preußen entbehrte bekanntlich nicht einer starken religiösen Färbung.

Das andere wichtige Gebiet war das der Sprache. Das literarische Zwillingspaar Erckmann-Chatrian repräsentiert mit dem Gegensatz seiner der Revolution und dem ersten Kaiserreich vielfach entnommenen Romanstoffe und dem friedlich-behaglichen Idyll des naturgetreu geschilderten heimatlichen Daseins, dem seine innersten Sympathien gehören, bereits einen geistigen Widerspruch zu der ganzen Epoche: man war denn auch in Paris von der durchsichtigen Tendenz dieser Erzählungen etwas peinlich berührt. Doch die Verfasser, die aus dem Grenzgebiet zwischen Elsaß und Lothringen stammten und auch einen nicht geringen Einfluß aus der deutschen Literatur aufweisen, schrieben französisch. Im Elsaß selbst begann in den 50ern trotz jenes früher geschilderten tapferen Kampfes der deutschen Dichter, die aber schon wegen ihrer geringen allgemein-literarischen Bedeutung keine überragende Stellung erringen konnten, das heranwachsende Geschlecht nach Mühls Worten sich einer Sprache zu schämen und eine Literatur zu mißachten, die doch bis in die letzte Zeit die Muttermilch der Gebildeten gewesen sei. In der Masse der Bevölkerung dagegen erhielt sich, wie die uralte deutsche Volkstracht der Schleifenhaube, des Mieders, des knappen Rockes, der roten Weste mit Dreispitz oder großer Pelzmütze, das Elsässer Ditsch, das freilich die Franzosen gern als ein Patois zu bezeichnen belieben, welches „durchaus kein korrumpiertes Deutsch", sondern eine „bis zur alemannischen, d. h. zur merowingischen Epoche zurückgehende Sprache"[1]) darstelle. Auch im alten Deutsch-Lothringen war der einheimische deutsche Dialekt nicht zu verdrängen, obwohl die Metzer Akademie schon 1822 einen Preis zur Lösung der Frage im französischen Sinn ausgeschrieben hatte und daraufhin der Vorschlag aufgetaucht war, die deutschredenden Gemeinden mit einem Steuerzuschlag zu bestrafen. Aber schon läßt sich in Tracht wie Sprache auch ein gewisser Einbruch der französischen Art feststellen: wie

[1]) Vgl. A. Albert-Petit, Comment l'Alsace est devenue française, Paris 1915. (Vorwort, in dem der Elsässer Jaques Flach als Autorität zitiert wird. Nur darin hat er recht, daß das Idiom bis auf die Alemannen zurückgeht.)

sich die Schleife der Frauen dem französischen Geschmack zu nähern begann, so wies die Mundart bereits genug Verwelschungen auf, und ihr einseitiges Hervortreten gegenüber dem Schriftdeutsch ist selbst wieder ein Beweis dafür, daß die engere Berührung mit Deutschland unterbrochen war.

Immerhin glaubte nun unter solchen Verhältnissen die Regierung des zweiten Kaiserreichs, den natürlichen Verschmelzungsprozeß nicht länger abwarten zu sollen. Der unter Louis Philipp bereits aufgenommene, aber erfolglos gebliebene Kampf gegen die deutsche Sprache wurde zumal in den 60er Jahren mit Hochdruck fortgesetzt. Auch aus Schule und Predigt sollte sie nun endlich vollständig beseitigt werden. So plump wurde dabei von den Unterorganen verfahren, daß der Kaiser selbst zuweilen mäßigend eingreifen mußte. Damit aber hatte die Regierung zunächst nur eine verstärkte Opposition aufgerufen. In erster Linie wurde sie von den protestantischen Geistlichen genährt, doch auch die katholischen blieben nicht zurück: sie zählten damals, trotz des oben Gesagten, noch viele Vertreter in ihren Reihen, die ihr deutsches Volkstum hochhielten oder, sogar wenn sie selbst französischer Abstammung waren, wie der Straßburger Domherr Cazeaux, das angestammte Idiom ihrer Gemeindeglieder als die Grundlage aller Geistes- und Herzensbildung vor der Vernichtung bewahren wollten. Auch in Deutsch-Lothringen verschärfte sich der Widerstand: noch kurz vor dem 70er Krieg trat dort die Bevölkerung kräftig für die Erhaltung ihrer Muttersprache ein. Im rechtsrheinischen Deutschland aber verstärkte sich über alledem wieder einmal der Glaube, daß die Einwohner der früheren Westmark, von Frankreich unterdrückt, sich auch politisch zum alten Mutterland zurücksehnten: die „Augsburger Allgemeine Zeitung" verbreitete in den 60er Jahren mit Nachdruck diese Vorstellung.

Sie war ein fundamentaler Irrtum. Nur die Idee war immer noch und gerade bei feinen, hochgebildeten Geistern lebendig, das Elsaß müsse seiner Lage gemäß das Vermittlungsland bilden im europäischen Kulturleben zwischen romanischer und germanischer Welt. Zu diesem Zweck wurde in Straßburg, das sich trotz seiner wirtschaftlichen Ermüdung einer akademischen Nachblüte und auch in Bürgerkreisen wieder einer etwas lebhafteren Geistigkeit erfreute und bereits die liebevolle Pflege

einheimischer Altertümer begonnen hatte, 1861 eine literarische Gesellschaft gegründet. Auf nicht minder geistvolle Weise als Spach vertrat diesen Gedanken Dollfus von Mülhausen mit seiner um 1858 in Paris erscheinenden „Revue germanique". Und auch die schon ein Jahrzehnt früher in Colmar ins Leben gerufene „Revue d'Alsace", das für die Landesforschung wichtigste Organ, hatte sich zu solchen Kulturzielen bekannt, obwohl sie im wesentlichen nach Frankreich orientiert war. Nochmals werden wir damit an das alte Mittelreich, zugleich aber an manche Kulturvermittlung in der kraftvollen Kaiserzeit oder im internationalen, unpolitischen 18. Jahrhundert erinnert. Für die zweite Hälfte des 19. aber, für die eiserne Gegenwart war das alles ein schöner Traum. In den Städten hatten sich damals schon nicht bloß die oberen Schichten im Staatsdienst, in mannigfachen Familien- und Geschäftsbeziehungen mit Frankreich liiert, sondern auch die Kleinbürger, wenngleich noch auf altertümlicher deutscher Geistesgrundlage, französischer Sitte, Wirtschaftsgewohnheiten und Lebensanschauungen weiter erschlossen. Andere, zumal vom Niederelsaß, waren seit den 50er Jahren in Scharen nach den französischen Städten des Innern abgeströmt. Ein Gustav Doré aus Straßburg, ein Bartholdi aus Colmar, der Schöpfer des Rappdenkmals in seiner Vaterstadt, des Löwen von Belfort und der Freiheitsstatue auf Liberty-Island, entwickelten sich als durchaus französische Künstler.

Und von der letzten und bedeutsamsten Vorbereitungszeit der deutschnationalen Einigung über dem Rhein blieb bei all jenen Mittlergedanken und bei aller Verwandtschaft der beiderseits beginnenden klerikalen und sozialistischen Massengruppierungen, die sich nun ebenfalls beobachten läßt, mit ganz Frankreich wohl auch das Elsaß wie durch eine chinesische Mauer abgeschlossen. Doch was hätte auch die nähere Kenntnis dieser Bewegung bei der völlig französischen Staatsgesinnung unserer Departements viel genützt?

Da kam 1866. Napoleons Glückstern sank und sank. Auch im Elsaß, wo man die alle Freiheit einengenden Gesetze, die politische und moralische Stickluft trotz gegenteiligen Anscheins nachgerade besonders schwer empfunden hatte, wuchs die liberale Opposition, zum Teil mit der klerikalen taktisch ver-

brüdert, in einer für die Regierung beängstigenden Weise. Mit immer größerer Mühe nur vermochten die Präfekten die offiziellen Kandidaten bei den Wahlen durchzubringen. Nach langer Zeit erscholl 1869 die Marseillaise zum erstenmal in Straßburg wieder: es war bei Gelegenheit der letzten Wahlen, die unter dem französischen Regime stattfanden. Aber noch einmal, im Plebiszit vom Januar 1870, sprachen sich Elsaß und Lothringen, wie das übrige Frankreich, mit überwältigender Majorität für das Kaiserreich in seiner liberalen Verjüngung aus, wenn auch gegenüber 1852 eine bedenkliche Anzahl von Neinsagern und Stimmenthaltungen vorhanden war. Und von irgendwelchen separatistischen Bestrebungen war natürlich auch bei der schärfsten Opposition wieder keine Rede. Hätte aber das Regime Bestand gehabt, so hätte jene sprachliche Gegenbewegung im Lande selbst auch die Französierung auf diesem Gebiete nicht mehr zu hindern vermocht.

Es war der Deutsch-Französische Krieg, der im letzten Moment noch die Rettung zu bringen und mit unseren Grenzprovinzen auch ihr schwer bedrohtes Deutschtum für immer zurückzugewinnen schien.

Im Gegensatz zu den beiden voraufgegangenen Kriegen von 1864 und 1866 war der Krieg gegen Frankreich ursprünglich nicht von Bismarck herbeigeführt, so überzeugt die Franzosen heute noch vom „guet-apens Hohenzollern“ bei der spanischen Thronfolgersache sprechen. Solange nicht das Gegenteil schlagend bewiesen ist, haben wir keinen Grund, an Bismarcks immer wiederholten Angaben zu zweifeln, die sich gegen diese französische Auffassung richten: die spanische Intrige war ein politisch notwendiger Gegenzug gegen die bekannten Umtriebe Napoleons in Österreich und Italien, die sein unaufrichtiges Ränkespiel vom Jahr 1866 ein letztes Mal und in verstärktem Maße wiederholten, sich gegen die deutsche Einheitsbewegung richteten und die Kriegsgefahr ihrerseits heraufbeschworen. Nur schwer geschädigt sollte Napoleon werden, in irgendwelcher Weise sollte er sich mit der fertigen Tatsache abfinden, und Deutschland selbst wollte nichts anderes, als unbehelligt von äußerer Einmischung sein Einigungswerk zum Ab-

schluß bringen. Erst Gramonts Ungeschick hat den Krieg entfesselt, nachdem Frankreich mit dem Verzicht der Sigmaringer bereits einen großen diplomatischen Erfolg in der Tasche hatte. Aber vorbereitet war Bismarck, war Deutschland auf diesen Krieg, „der ein Menschenalter, ein halbes Jahrhundert hindurch wie eine drohende Wolke am Horizonte Deutschlands schwebte", und immer stärker hatte man in den letzten Jahren mit seiner Möglichkeit gerechnet.

Und was nun das Kriegsziel sein sollte, darüber war sich niemand von Anfang an im unklaren. Mit Ausnahme der Radikalsten, eines Jacoby und Bebel, erhob nur der von Bismarck selbst hochgeschätzte Baltе Julius von Eckardt seine warnende Stimme gegen eine Annexion der künftigen Reichslande, indem er, von der Erkenntnis der französischen Gesinnung ihrer Bewohner durchdrungen und mit seltenem politischen Scharfblick begabt, aus einer Zwangsgermanisierung europäisches Unheil vorhersagte. Sonst aber betrachtete man im ganzen deutschen Volk, ohne Unterschied des Stammes, der Konfession, der Partei, die Rückerwerbung der Grenzlande als ein selbstverständliches deutsches Recht, während man das politische Bedürfnis mehr gefühlsmäßig erfaßte. „Der, welcher diesen Krieg siegreich zu Ende und Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland bringt", heißt es im „Schwäbischen Merkur" schon in der ersten Augusthälfte, „soll deutscher Kaiser sein." „Nur mit den Garantien des Friedens in der Hand, mit Straßburg, Elsaß und Lothringen", sagt die „Augsburger Allgemeine Zeitung" am 19. August, wird Deutschland die siegreichen Waffen ruhen lassen und dem Feind in seiner eigenen Hauptstadt den Frieden bewilligen."

„Der Gedanke aber", schreibt Treitschke während des Feldzuges gegen die Republik in seinem flammenden Aufruf: „Was fordern wir von Frankreich?", „welcher . . in vier raschen Wochen zum mächtigen Feldgeschrei der Nation wurde, lautet kurzab: Heraus mit dem alten Raube, heraus mit Elsaß und Lothringen!" Indem er die Gründe aufzählen soll, wird ihm zumute, als sollte er beweisen, daß die Kugel rund ist. Wir dulden willig, daß unser Volkstum in der Schweiz, unabhängig vom deutschen Staat, frei und friedlich sich entfalte, und wollen den deutschen Stamm der Niederlande, lauter einst abgerissene

Teile, nicht in seinem Sonderleben stören; aber wir dürfen nicht weiter dulden, daß vor unsern Augen deutsches Volkstum grundsätzlich zerstört und herabgewürdigt werde zum Frondienst gegen Deutschland wie zur Zeit unserer Zersplitterung. Dann erinnert er nochmals an das reiche Jahrtausend deutscher Geschichte in der Westmark: das sollten wir vergessen wegen zweier Jahrhunderte französischer Herrschaft? Das Völkerrecht — so behauptet er mit scheinbar besserem Grund als Ludwig XIV. vom Recht der Könige — kennt keine Verjährung. Den Merowinger- und Karolingerstreit wollen wir endlich als alte Träumerei über Bord werfen und spätere Fehde bis tief in die Jahrhunderte hinein dazu. Was schiert uns Pont-à-Mousson oder Nancy oder Noméný, mit dem der lothringische Herzog auf dem Reichstag aufgerufen wurde? Aber anderseits darf auch nicht mit doktrinärem Eigensinn an der Sprachgrenze als unüberschreitbarer Schranke festgehalten werden; denn in keinem Land Europas fällt die politische Grenze mit der nationalen vollständig zusammen. Wie könnten wir trotz des schlechten französischen Dialekts seiner Bürger auf das feste Metz verzichten, das den oberen Lauf der Mosel deckt?

Mit dieser Wendung vollzieht er den Übergang zur realen Betrachtungsweise Bismarcks. Denn dieser hat, von solcher gewaltigen Woge und vom herrlichen, absoluten Sieg unserer Waffen getragen, dieselbe Forderung gestellt und durchgesetzt, aber als Staatsmann stets nur die politisch-militärische Notwendigkeit betont, wobei er, was das französische Metz betrifft und den dazu gehörigen Grenzstreifen, bekanntlich sich von Moltke speziell beraten ließ, aber dafür auf das wichtige Belfort leider verzichtete. „Das Mindeste, was wir fordern müssen", heißt es in einem von ihm inspirierten Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 31. August, „das Mindeste, womit die deutsche Nation in allen ihren Teilen, vorzüglich aber unsere Stamm- und Kampfgenossen jenseits des Mains sich befriedigt erklären können, ist die Abtretung der Ausfallpforten Frankreichs nach der deutschen Seite hin, die Eroberung von Straßburg und Metz für Deutschland ... Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserem Schutze: Straßburg und Metz müssen aus französischen

Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden." Auch nach dem Feldzug hat er ganz im selben Sinne gesprochen. Schon in seiner Reichstagsrede vom 2. Mai 1871, in der er zunächst die scharfsinnige Beurteilung der Lage durch den verstorbenen König Wilhelm von Württemberg wiedergab: solange Straßburg ein Ausfallstor für eine stets bewaffnete Macht sei, müsse er die Überschwemmung seines Landes mit französischen Truppen befürchten, bevor ihm der Deutsche Bund zu Hilfe kommen könne. Dann fuhr Bismarck mit den bekannten Sätzen fort: „Der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland, und es gehörte der hohe Grad von Entschlossenheit, von nationaler Begeisterung und Hingebung bei unseren süddeutschen Bundesgenossen dazu, um ungeachtet dieser naheliegenden Gefahr.. keinen Augenblick anzustehen, in der Gefahr Norddeutschlands die ihrige zu sehen . . Daß Frankreich in dieser überlegenen Stellung, in diesem vorgeschobenen Bastion, welches Straßburg gegen Deutschland bildete, der Versuchung zu erliegen jederzeit bereit war, sobald innere Verhältnisse eine Ableitung nach außen möglich machten, das haben wir Jahrzehnte hindurch gesehen."

Beide Auffassungen aber, die volkstümliche, die vor allem das Recht vertritt, und die staatsmännische von der Notwendigkeit, kommen in einem Dritten überein. Wir sahen, wie schon der Vertrag von Münster eine seinem Wortlaut widersprechende Auslegung durch die Franzosen erfuhr. Doch nicht um den toten Buchstaben alter Verträge handelt es sich, sondern um den lebendigen Gang der Geschichte, dem alle Kodifikation unterworfen ist. Wie dieser einst für Frankreich sprach, so jetzt für uns, nur daß wir uns nimmermehr wie ein Ludwig XIV. selbst zum Gott erhoben, sondern auf das Schreiten Gottes durch die Weltgeschichte lauschten und den Zipfel seines Mantels erfaßten, ihn in demütigem Lobpreis küßten auch im Siegerstolz; nur daß wir nimmermehr die Weltherrschaft erstrebten, sondern nur unsere staatliche Selbständigkeit, das Glück, das allen andern Nationen vor uns geworden war.

Auf jenen geschichtlichen Prozeß wies Ranke in seinem berühmten prägnanten Wort gegen Thiers bei dessen Rundreise an den europäischen Höfen hin, aber zugleich auch, wie noch

ausgesprochener Bismarck in seiner uns eingangs bekanntgewordenen Rede vom 11. Januar 1887, auf eine Art von Prozeß im wörtlichen Sinn, wenn er sagte: der Krieg sei nicht mehr gegen Napoleon gerichtet, der sich ja in Gefangenschaft befinde, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das die Deutschen in einer gewissen Größe zu sehen wünschten, sondern gegen die Politik Ludwigs XIV.

Und keineswegs nur deutsche Stimmen haben unsere Politik damals anerkannt. Indirekt tat es sogar ein Franzose, der Diplomat Rothan, wenn er von einer Periode der napoleonischen Politik sprach, die noch Preußen freundlich gesinnt war: der Kaiser habe dabei zu wenig an den Dreißigjährigen Krieg gedacht, der Frankreich erhoben und Deutschland ruiniert habe; er habe den Westfälischen Frieden vergessen, der Deutschland für zwei Jahrhunderte zur Ohnmacht verurteilt und Frankreich erlaubt habe, den Krieg auf sein Gebiet zu tragen. „Wir verstehen, daß Deutschland aus einem so entwürdigenden Zustand herausstrebte; aber daß ein französischer Monarch dies ruhig geschehen ließ, das ist unbegreiflich."

Doch wir haben noch ganz andere Zeugen für uns. Genau im selben Sinne, wie wir Deutschen, sprachen damals alle englischen Zeitungen. In den letzten Jahren ist eine ganze Blütenlese daraus in unseren Blättern zusammengestellt worden. So die „Daily News" vom 20. August 1870: Vor beinahe 200 Jahren habe Ludwig XIV. das Elsaß gestohlen, Verjährung möge den Diebstahl decken, aber sie decke nicht das Recht der Wiedereroberung. Und nochmals am 8. September: Die Deutschen verlangten nur in Frieden zu leben und durch keinen eifersüchtigen Nachbar belästigt und unter sich gespalten zu werden; Frankreich habe sich stets in Deutschland eingemengt, nicht die eine oder andere Regierung, sondern das ganze französische Volk; stets sei ein Krieg für den Rhein populär gewesen, und Deutschland habe das Recht auf sichere Garantien für die Folgezeit erworben. So die „Saturday Review" vom 10. September: Wenn Deutschland das Elsaß nehme, sei es im Recht, und auch durchaus, wenn es die Absicht ankündige, das Gaukelspiel der allgemeinen Abstimmung über die Sache nicht aufzuführen. So die „Times" vom 14. September: Frankreich dürfe nicht hoffen, sich den Folgen eines mutwillig unternom-

menen Krieges zu entziehen; die Vergrößerung Deutschlands errege keine Unruhe in England; bis die Franzosen bereit seien, ihr Unrecht einzugestehen und gegen eine Wiederholung Sicherheiten zu stellen, könnten die gerechten Ansprüche der Deutschen nicht befriedigt werden. Ja, „Germania" will ein Dezemberaufsatz desselben Blattes als „Königin des Festlandes sehen statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich".

Und noch ein Wort, wieder von der „Daily News", schon vom 31. August, darf nicht fehlen: „Wenn wir es schon nicht lassen können, die Deutschen in England mit einer wenig edlen Geschäftseifersucht zu betrachten, so wollen wir doch nicht mit unvernünftigen Befürchtungen den Charakter der großen Nation schmähen, die so wacker für ihre Ehre und die Sicherheit ihrer Heimat gekämpft hat."

Heute haben sich die Zeiten geändert.

Siebentes Kapitel.

Das Reichsland bis zum Weltkrieg.

Gleich nach der Eroberung durch die deutschen Waffen war Graf Bismarck-Bohlen, ein Vetter des Kanzlers, zum Generalgouverneur von Elsaß-Lothringen ernannt worden: ein ehrenhafter, trefflicher Mann, dem es nach dem Zeugnis des uns schon bekannten Grafen Eckbrecht Dürckheim in kurzer Zeit gelang, das Zutrauen der Bevölkerung und die Achtung vor dem deutschen Wesen zugleich zu erwecken. Das ist zweifellos irreführend. Ein so gewichtiges Urteil wie das des späteren preußischen Kultusreferenten Friedrich Althoff, dessen vieljährige Verwaltungstätigkeit im Elsaß eben damals begann, lautet ganz anders: wenn Bismarck-Bohlen selbst auch unbestritten von den edelsten Absichten beseelt war, so ergaben sich doch beständige Reibungen zwischen den obersten Gewalten durch die damalige Organisation der Verwaltung; die Folge war Inkonsequenz und Uneinheitlichkeit, und vielfache Fehlgriffe im einzelnen, die sich aus der Nichtbeachtung der im ganzen noch fortbestehenden

französischen Rechtsordnung und aus einer übertriebenen Einschätzung aller preußischen Institutionen, lauter Nachwirkungen des Kriegs und der nationalen Gegnerschaft, ergaben, waren unmöglich dazu angetan, das Vertrauen zur deutschen Regierung aufkeimen zu lassen. Selbst von vornherein der Versöhnung geneigte protestantische Geistliche stieß man durch plumpes Zugreifen im Sinn der preußischen Unionsbestrebungen vor den Kopf, während es kaum ein zweites Gebiet gab, das solche Vorsicht erfordert hätte, wie das heikle der von etwa vier Parteien umstrittenen evangelischen Kirchenverfassung.

Doch diese erste deutsche Verwaltungsperiode war ja nur ein kurzes Provisorium und Vorspiel. Bismarcks Entschluß, die Frankreich wieder abgewonnenen Provinzen, die überdies im Lauf ihrer langen Geschichte niemals wirklich zusammengehörten, ja sich mit starker Abneigung gegenüberstanden, als Reichsland der direkten Reichsgewalt zu unterwerfen, war aus der Verlegenheit des Augenblicks geboren. Es war wohl in erster Linie die Furcht vor der Eifersucht des Südens im kaum geeinigten Deutschland, welche die von vielen Patrioten begehrte Einverleibung der von allen deutschen Stämmen gemeinsam erkämpften Provinzen in Preußen verhinderte. Fürs zweite aber sollte nun gerade das Faktum des gemeinsam gewonnenen und gemeinsam zu verteidigenden Besitzes den Eckstein der neuen Reichsverfassung, der deutschen Einheit abgeben.

Weder der Kanzler noch ein Treitschke haben sich natürlich der Täuschung hingegeben, als ob wir ohne schweres Widerstreben im Lande selbst vorwärtsschreiten könnten. Aber auch sie glaubten doch an eine weit raschere Wandlung. Wenn der Historiker die Erwin von Steinbach und Sebastian Brant beschwor, im übrigen, realistisch genug, der Förderung des materiellen Gewinns als einer Vorbedingung der geistigen Wiederannäherung das Wort redete, so versprach sich der Staatsmann die Überwindung der vorhandenen Abneigung durch unsere, obgleich „mitunter ungeschicktere", doch im ganzen wohlwollendere Regierungsweise, durch einen den französischen Traditionen widersprechenden „viel höheren Grad von kommunaler und individueller Freiheit" und — hier im schärfsten Gegensatz zu Treitschke — durch die bewußte Stärkung des elsässischen

Partikularismus. Dieser habe sich „nach guter deutscher Art" während der 200jährigen Zugehörigkeit zu Frankreich erhalten und solle nun ganz anders als in den neupreußischen Provinzen von 1866 geradezu den Baugrund für die dortige deutsche Arbeit bilden: fühle man sich drüben erst vollständig als Elsässer, so werde man sich logischerweise gleichzeitig als Deutscher fühlen. Der Name Preußen dagegen, so fügte er hinzu, jenes andere Motiv der Nichteinverleibung in den führenden deutschen Staat teils verhüllend, teils ergänzend, sei durch die ein Menschenalter hindurch fortgesetzten französischen Verdächtigungen verhaßt geworden. Doch sei alles nur ein Versuch, den richtigen Anfang einer Bahn zu finden, über deren Ende erst die weitere Entwicklung belehren müsse. Sei das Reichsland so „in der deutschen Nation mündig" geworden, so solle es über sein ferneres Geschick selbst mitentscheiden.

Die staatliche Ordnung aber, die das Reichsland zunächst erhielt, war, wie man mit Recht gesagt hat, das Äußerste an Verneinung des Partikularismus. Der Kaiser allein übte nun im Namen des Reichs die Exekutive und zusammen mit Bundesrat und Reichstag die Gesetzgebung aus. Die Verantwortung trug der Reichskanzler; er war zugleich das Haupt der Verwaltung; das Reichskanzleramt war die oberste Regierungsbehörde. Nur auf dem Gebiet der Finanzen wurde gleich im Anfang eine dem Verhältnis von Reich und Gliedstaaten gemäße Abtrennung von der Zentrale eingeführt, die indes wieder der Idee des „Reichslandes" nicht entsprach. Für die territoriale Verwaltung endlich wurde in Anlehnung an die französische Administration ein neuer behördlicher Organismus geschaffen: an die Stelle der Arrondissements mit ihren Unterpräfekten traten die Kreise mit ihren Direktoren, an die Stelle der Departements mit ihren Präfekten die drei Bezirke von Ober-, Unterelsaß und Lothringen mit ihren Präsidenten. Nur der Conseil d'Etat, dem in der französischen Organisation der im Lande besonders wohltätig empfundene Schutz einer obersten Kontrollinstanz gegen Mißbräuche der Verwaltung oblag, wurde durch keine analoge Einrichtung ersetzt. An die Spitze des Ganzen wurde ein vom Reichskanzler nach Art eines preußischen Oberpräsidenten abhängiger Oberpräsident von Elsaß-Lothringen gestellt.

Es war Eduard v. Möller, dem diese Stellung im Herbst 1871, noch ehe die weitere Einteilung der Landesadministration erfolgt war, übertragen wurde. Er hatte sich schon in den Stürmen des Jahres 1848 an der Spitze des Regierungsbezirks Köln und seit 1866 als Oberpräsident der neuerworbenen Provinz Hessen-Nassau ausgezeichnet. Er war eine ruhige, kühle Natur, kein Redner, überhaupt kein Mann, der mit seiner eigenen Persönlichkeit gern hervortrat. Aber er war ein vortrefflicher Verwaltungsbeamter mit der Gabe ungemein klarer und rascher Auffassung, mit scharfem Blick für die Notwendigkeiten der Stunde, befähigt, Milde und Festigkeit zu vereinigen, und voll warmen Interesses für das Volkswohl. Kein Geringerer als Althoff hat in ihm sein Ideal erblickt, während auf Möller selbst nach dem Urteil des Bezirkspräsidenten v. Ernsthausen die Amtstätigkeit Lezay-Marnésias, jenes ausgezeichneten Präfekten unter Napoleon I., schon in jüngeren Jahren als Muster eingewirkt hatte. Sein Ziel lag ihm klar vor Augen: es galt, in gründlicher Erfassung des historisch Gewordenen „das Land mit dem Reich unlösbar zu verschmelzen und die Bevölkerung mit ihrem Schicksal innerlich auszusöhnen." Doch was ihm von Anfang an unumgänglich schien, das wurde auch ohne weiteres Zögern in Angriff genommen. Ein frischer Zug, eine ideale Begeisterung beseelte einen großen Teil der zu dem vaterländischen Werk Berufenen. Man verglich das Land mit seiner französischen Kulturschicht einem Palimpsest, dessen bloß überdeckte Grundschrift die deutsche sei.

Und die Erfolge schienen nicht gering. Zunächst kam mit dem grundlegenden Gesetz über die Verwaltungseinrichtung größere Klarheit in alle Verhältnisse. Eine nicht weniger glückliche Hand zeigte die neue Verwaltung in einigen kirchlichen Fragen. In weiser Zurückhaltung wurde den verschiedenen theologischen Richtungen des elsässischen Protestantismus ihre Gleichberechtigung gewahrt. Gegenüber der katholischen Kirche, die sich anfangs bei den Pfarrerernennungen der staatlichen Bestätigung glaubte entschlagen zu dürfen, gelangte dieser Rechtsanspruch der weltlichen Gewalt in Bälde zur vollen Geltung.

Ein weit schwierigeres Gebiet war das Schulwesen. Zwar hatte der Generalgouverneur mit Einführung des allgemeinen Schulzwangs bereits das Fundament gelegt; nun aber trat im

engsten Zusammenhang mit dem Unterricht die Sprachenfrage wieder in den Vordergrund. Abgesehen von einzelnen genau abgegrenzten französischen Sprachgebieten wurde trotz eines Sturmes der Entrüstung das französische aus den Elementarschulen entfernt. Es schien eine durch die Verhältnisse unbedingt gebotene Maßnahme; denn der pädagogische Einwand, daß die Zweisprachigkeit schon für das Kind eine kulturelle Bereicherung darstelle, wie sie der Mittellage der Grenzmark entspreche, war an sich nicht berechtigt: nur die praktischen Leistungen werden dadurch gesteigert. Dagegen bargen sich darunter tausend politische Gefahren: nicht ohne weitgehendste staatliche Ziele hatte jene Sprachenpolitik schon unter Louis Philipp eingesetzt; in dem Lande mit seinen deutschen Mutterlauten war die französische Sprache zum Symbol der unzerstörbaren Verbindung mit Frankreich geworden. Zweifelhaft erscheint es dagegen, ob nicht die sofort, ohne Übergänge erfolgte Einführung des ganzen deutschen Schulsystems, das nach Methode, Programm und Geist dem französischen von Grund aus widerspricht, eine allzu schroffe Maßnahme war.

Ein zweites, noch wichtigeres Moment mußte die Verhältnisse weiter komplizieren: die enge Verbindung des bisherigen Schulwesens mit der katholischen Kirche. Wir haben sie früher schon kennengelernt. In einer Adresse vom November 1871 hatte der katholische Klerus die Hoffnung ausgesprochen, daß der kirchliche Machtbereich intakt erhalten und die Kirche insonderheit in Ausübung ihres Einflusses in Unterricht und Presse, in der Tätigkeit ihrer Orden und Kongregationen nicht beschränkt werden möge. Im Gegensatz hierzu betrachtete es die Regierung als ihre nächste dringliche Aufgabe, die Schulen der geistlichen Leitung zu entwinden. Zunächst wurden daher die freien Elementarschulen zur Annahme des Unterrichtsprogramms der öffentlichen verpflichtet und dann auch die Mittelschulen im vollen Umfang der neuen Schuladministration unterstellt. Auf die unbewußtere wirtschaftliche Zerschneidung des französischen Ostgebietes, wie sie die neue politische Grenze verursachte, folgte hier mit Bewußtsein die kulturelle. Jene Kongregationen französischen Ursprungs verfielen der Auflösung, und Ende 1873 waren von den 2000 Schulbrüdern im Elsaß nur noch 159 vorhanden. Bald darauf verschwanden die

freien Schulen überhaupt. Diese einschneidende Reform schien nun zwar vom nationalen Standpunkt unbedingt geboten und entsprach auch durchaus langgehegten liberalen Wünschen der Einheimischen, aber die katholische Geistlichkeit empfand sie als einen direkten Ausfluß des damals lichterloh entbrannten preußischen Kulturkampfes, der ihre Herzen an sich dem neuen Machthaber vollends verschließen mußte. Von hier an standen viele in verschärfter Opposition. Die Regierung jedoch setzte nach zähen Kämpfen auf allen Punkten ihren Willen durch, selbst die sogenannten kleinen bischöflichen Seminare unterwarf sie mit der Drohung der Auflösung ihrer Kontrolle. Neben vielen Lehrerseminaren rief sie einige zwanzig höhere Lehranstalten in Gestalt von Lyzeen, Gymnasien, Realschulen ins Leben. Die stolzeste Leistung auf dem ganzen Unterrichtsgebiet war die schon im Mai 1872 erfolgte Neugründung der Hochschule in Straßburg und ihre Besetzung mit wissenschaftlichen Kräften ersten Ranges.

Mit unerbittlicher Konsequenz war der Oberpräsident, während sich in Altdeutschland selbst wie in den höchsten Beamtenkreisen des Reichslands viele Stimmen dagegen erhoben und eine elsässische Deputation Bismarck durch die Aussicht auf Massenauswanderung der besten Jugend zu warnen suchte, auch für die alsbaldige Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eingetreten: sie wurde schon wenige Monate nach Möllers Ankunft im Elsaß Gesetz. Denn man versprach sich davon in Bälde die günstigste Wirkung durch den Einfluß der Kameradschaft in Heer und Marine. Doch es war eine harte Maßnahme, die der Regierung bis zum Weltkrieg gelegentlich immer wieder vorgeworfen wurde: die jüngeren Brüder derer, die auf den Schlachtfeldern von 1870 in den französischen Reihen geblutet hatten, wurden zum Dienst in der feindlichen Armee, noch dazu in weit entfernten östlichen Garnisonen gezwungen und obendrein wohl nicht selten in ihren persönlichen Gefühlen bitter gekränkt. Und wenn solchen Vorwürfen entgegengehalten wurde, daß ja doch einmal der Anfang gemacht werden mußte und die Zäsur zwanzig Jahre später nicht minder schwer empfunden worden wäre, so erscheint dieses Argument heute kaum mehr ganz stichhaltig: die Abwanderung von vielen Tausenden gerade der besten Elemente wäre vielleicht hintangehalten worden und im Zusammenhang mit rechtzeitiger freiheitlicher Entwicklung

rechts und links des Rheins, einer Grundbedingung freilich für jeden Erfolg im großen, hätte wahrscheinlich eine Schonung der damaligen Generation die Germanisierung besser gefördert.

Im übrigen war es dagegen ein Möllerscher, wenn auch leider von der niederen Beamtenschaft häufig genug durch Kleinlichkeiten und Bureaukratismus durchkreuzter Grundsatz, allen oppositionellen Veranstaltungen bloß die zwingende Macht einer gerechten und wohlwollenden Verwaltung entgegenzusetzen. Die Kunstinteressen wurden gepflegt, die historische Landesforschung unterstützt, bedürftigen Ständen, wie Elementarlehrern und zum Teil auch Geistlichen, weitgehende Hilfe zugewandt. Die Landwirtschaft wurde mächtig gefördert, namentlich der unterelsässische Acker- und Weinbau, die unter Ernsthausen durch Reorganisation des Vereinslebens nach dem Vorbild der Rheinprovinz ganz neue Antriebe erhielten.

In rein politischer Hinsicht zumal sollte keinerlei künstliche Beschleunigung Platz greifen, sondern alles weitere ruhig der Zeit zum Ausreifen überlassen werden. Nun hatten aber die elsässisch-lothringischen Abgeordneten in der Nationalversammlung von Bordeaux bereits gegen die Abtrennung von Frankreich einmütig protestiert. Und diese Stimmung des Protestes war die vorwiegende der ersten Jahre. Man empfand es — und wir werden heute diesen Standpunkt vollständig würdigen können — als schwere Ungerechtigkeit, daß man bei der Wiedereinverleibung in Deutschland überhaupt nicht gefragt worden war, und fand sich nun doppelt durch Bismarcks schon in neuer Kampfstimmung hingeschleudertes Wort verletzt, daß er Elsaß-Lothringen nur als Glacis gegen Frankreich, nicht seiner Bewohner wegen zurückgenommen habe.

In Lothringen allein hatte Deutschland 68 Millionen Mark als Kriegsentschädigung ausgeteilt, und trotzdem hielten die jungen Leute auch der deutschsprechenden Dörfer, nachdem man dort noch ein paar Jahre zuvor dem französischen Präfekten hartnäckigen Widerstand gegen die Einführung des Französischen in den Schulen geleistet hatte, jetzt nur um so zäher an dem wenigen fest, was sie von der fremden Sprache erlernt hatten. Am Kaisergeburtstag vermieden es die Metzer vielfach, ihre Häuser zu verlassen; auch nur als neugierige

Zuschauer der offiziellen Festlichkeiten wollten sie nicht erscheinen. Schon mit der Wende des Friedensjahres begann sich die lothringische Hauptstadt wie das platte Land zu entvölkern. Von 48000 Einwohnern, die Metz vor dem Krieg hatte, wanderte etwa die Hälfte, darunter die ersten Familien, ab. Und frug man die Bauernfamilien, die mit ihrer oft armseligen Habe auf Wagen und Karren nach Westen zogen, so erhielt man immer dieselbe Antwort: sie wollten nicht als Preußen sterben. Viele aber der für Frankreich Optierenden warteten bis zum letztmöglichen Termin, dem 1. Oktober 1872, mit ihrem Abzug; denn eine starke Hoffnung auf die demnächstige Zurückeroberung durch Frankreich hatte die Gemüter in der unmittelbar auf den Friedensschluß folgenden Zeit belebt: mit unendlicher Leichtgläubigkeit wurden fromme Prophezeiungen, Erscheinungen der heiligen Jungfrau u. dgl. kolportiert, die sich alle dahin aussprachen, daß man in sechs Monaten wieder Franzose sei. Nur die Klügsten richteten sich auf eine freilich ihnen selbst kaum erträgliche Wartezeit von fünf bis zehn Jahren ein.

Auch Dupont des Loges, der ehrwürdige, langjährige Bischof von Metz, ergab sich, obgleich mehr auf friedliche Mittel der Wiedervereinigung vertrauend, dieser allgemeinen Hoffnung; er malte sich bereits im Vertrautenkreise die kommenden Freudenszenen aus, indem er sich aus seinen Kindheitserinnerungen das Übermaß des Entzückens vergegenwärtigte, das seine ferne Heimat, die Bretagne, bei der Rückkehr der Bourbonen erfüllt hatte. Dabei hielt er es für seine und seiner Geistlichen erste Pflicht, in der Heimsuchung auf ihren Posten als Seelsorger nur um so unerschütterlicher auszuharren. Aber wenn auch der Vorsatz, sich auf das religiöse Gebiet zu beschränken, noch so ehrlich gemeint sein mochte, wie hätte sich dieses vom politischen reinlich scheiden lassen, zumal nun der Kulturkampf aus Deutschland, wenngleich nur in kleineren Wellen, wirklich herüberschlug und die Vertreibung der Jesuiten und ihnen affilierter Orden auch Metzer Kollegien und Schulen traf, während in Frankreich eine kirchliche Reaktion einsetzte. Bis 1874 umfaßte der Sprengel des Bistums noch einige Frankreich verbliebene Gebietsteile, und bis zum gleichen Zeitpunkt traten, vom Bischof eingeladen, immer wieder Prediger französischer Nationalität auf dem deutschen Boden der Diözese

auf, anfangs ohne daß auch nur ihre Namen der deutschen Regierung gemeldet, geschweige deren Erlaubnis eingeholt wurde. So gingen die Fäden hinüber und herüber, mit den Worten geistlichen Inhalts vermengte sich zweideutig oder unverhüllt die patriotische Phrase, und Dupont des Loges' Name wurde je länger je mehr zum Idol aller französisch schlagenden Herzen innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen.

Auch aus dem Elsaß werden uns Visionen patriotischer Art berichtet. Indessen lagen die Dinge dort doch etwas anders. Die Memoiren von August Schneegans, eines der Elsässer Abgeordneten in Bordeaux, belehren uns über die tiefe Enttäuschung, welche die Vertreter dieser Frankreich nicht weniger treuen und doch so anders gearteten Rasse damals erfahren hatten. Sie fanden sich von einer Frieden und Ruhe herbeisehnenden konservativ-klerikalen Majorität im Stich gelassen und mußten sogar den ihnen damals noch sehr unberechtigt dünkenden Vorwurf anhören, daß ein ganz beträchtlicher Bruchteil des Elsaß, die Protestanten, preußische Sympathien hege. Protestantismus und Republikanertum ließen jener Mehrheit den Verlust des Elsaß mit Leichtigkeit damals verschmerzen. Unter dessen Abgeordneten aber war bei solchen Verhältnissen noch in Bordeaux eine Spaltung bemerkbar geworden. Die einen wollten in ehrlicher Anerkennung der einmal durch den Frieden geschaffenen Sachlage eine positive und zugleich liberale Politik unter der deutschen Regierung wieder aufnehmen. Die andern, ganz und gar von Gambetta, dem unversöhnlichen Exdiktator, beherrscht, schalten eine derartige Gesinnung verbrecherisch und erhoben die Negation, Enthaltung und Widerspruch, zum Prinzip. Es sind die ersten Anfänge der Autonomisten und der Protestler. Die ersteren waren um den trefflichen Straßburger Bürgermeister Küß geschart, der indes nach Bordeaux gereist war, nur um dort zu sterben, und seine Gesinnungsgenossen ohne Führer zurückließ, während in Frankreich die „elsässische Frage" aufs Tapet kam. Im Bunde mit fanatischen Anhängern wie Scheurer-Kestner, Koechlin, Lalance half Gambetta die „Ligue de délivrance" oder „Ligue d'Alsace" gründen: eine Gesellschaft, die sich später Patriotenliga nannte, und ein Parteiblatt, das, anfangs ganz radikal, sehr bald ins klerikale Fahrwasser geriet und nun mit den Ra-

dikalen zusammen gegen den gemeinsamen Feind, den in der internationalen Frage gemäßigten Liberalismus, auftrat.

Eine erste Hetze gegen „Verräter" hob an; mit allen Mitteln der Einschüchterung Andersdenkender wurde von Pariser Komitees die Abwanderung nach Frankreich gepredigt. Mit offenen Armen wurden die Ankömmlinge aufgenommen und in noch größerem Umfang als zur französischen Zeit vor allem im Heer, weiter in der Verwaltung, in gelehrten und geistlichen Berufen untergebracht. So begann sich auch die alteingesessene elsässische Bevölkerung, wenngleich nicht in dem Maße wie die Lothringens, zu lichten. Straßburg verlor fast sämtliche Staatsbeamte, viele Professoren der bisherigen Akademie und Lehrer an höheren Anstalten, viele Pensionäre, Rentner und Gewerbetreibende.

Allein an Höherstehenden und wirtschaftlich Unabhängigen hat rund eine Viertelmillion, ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft, das Reichsland in diesen Jahren verlassen. Viele von ihnen betätigten sich in Frankreich nach Emigrantenweise und bildeten von früher Zeit an eine Kriegsgefahr; einige traten auch in die Ministerien drüben ein. Eine große Anzahl aber erkor sich ein kürzeres Reiseziel als Paris: sie setzten sich gleich jenseits der Vogesen in dem französisch gebliebenen Osten fest, dessen Städte, Belfort, Remiremont, Epinal und zumal Nancy, mit den Ankömmlingen jetzt erst zu vollem und für den deutschen Nachbar um so bedrohlicherem Leben emporgediehen, als diese mit ihrem häufig nur verpachteten Grundbesitz, mit ihren Freund- und Verwandtschaften einen Fuß in Elsaß-Lothringen behielten. Es war eine der eigenartigsten und verhängnisvollsten Emigrationen der neuen Geschichte. Und von unserer Seite strömten nun in die Lücken Einwanderer aus Altdeutschland, die in verhältnismäßig kurzer Zeit das Bevölkerungsbild gründlich veränderten. Unter ihnen befanden sich jedoch keineswegs lauter ehrenwerte, für die kolonisatorische Arbeit nach ihren persönlichen Qualitäten geeignete Leute. Es gab vielmehr neben einer Menge vortrefflicher Männer, deren Intelligenz und Tatkraft dem Lande in hohem Maße zugute kam, auch genug Individuen, die irgendwelche triftige Gründe hatten, ihrer alten Heimat den Rücken zu wenden. Und die deutsche Verwaltung hatte wohl ein paar Jahrzehnte damit zu tun, die un-

geeigneten Elemente unter der Beamtenschaft wieder auszumerzen.

Mittlerweile hatten für die Erneuerung der Kreis- und Bezirkstage wie der Gemeinderäte im Sommer 1873 Wahlen stattgefunden, die schon von heftigen Parteikämpfen begleitet waren. In Straßburg, Colmar und Metz mußten, da kein loyaler Gemeinderat zustande kam, außerordentliche Kommissare eingesetzt werden, und gerade die Landeshauptstadt war es, in der erst nach zwölf Jahren regelmäßige Verhältnisse hergestellt werden konnten. Der anfänglich zum Bürgermeister gewählte Bankier Lauth leugnete nicht im geringsten, daß er auf die Rückkehr der Franzosen hoffe, und erhob auch keinen Einwand, als man ihn in freilich provokatorischer Weise fragte, ob er wohl, wenn diese vor den Toren ständen, ein Einverständnis mit ihnen anzuknüpfen suchen würde. „Bei diesen sonst ehrenwerten Männern", so urteilt Ernsthausen über ihn und die Mehrzahl des damaligen Gemeinderats, „findet sich keine Spur deutschen Nationalgefühls, sie schämen sich eher, als daß sie stolz wären auf das deutsche Blut, das in ihren Adern fließt, sie halten sich für vollständige Franzosen und glauben noch immer, daß die französische Nation der deutschen unendlich überlegen sei."

Trotzdem trat Ernsthausen in diesem schriftlich niedergelegten Gutachten der Auffassung entgegen, als habe sich die Stimmung im Reichsland neuerdings erheblich verschlechtert; er sah vielmehr in den Straßburger Ereignissen, der Absetzung Lauths und der Suspension des Gemeinderats, nur den naturnotwendigen Zusammenstoß zweier Strömungen, der den ruhigen Gang der Dinge im allgemeinen nicht beeinflußte. Zu Anfang des nächsten Jahres wurde die Reichsverfassung an Stelle des bisherigen Ausnahmezustandes eingeführt; nur der sogenannte Diktaturparagraph mit besonderen Vollmachten des Oberpräsidenten im Fall der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit blieb noch lange erhalten. Die ersten Reichstagswahlen des Landes aber, die jetzt stattfanden, ergaben zunächst dank der Tätigkeit jener Befreiungsliga eine geschlossene Front gegen Deutschland: von den 15 elsaß-lothringischen Abgeordneten waren 10 Ultramontane mit mehr oder minder ausgesprochener Tendenz des Widerstands und 5 richtige Protestler. Wie schon

in Bordeaux, sollte das gemeinsame Widerstreben gegen die ohne Befragung des Volkes vorgenommene Annexion die beiden einander so durchaus fremden Provinzen und ihre Vertreter erst innerlich zusammenschließen.

Die beiden Bischöfe des Landes, neben dem Vollblutfranzosen Dupont der mehr als 80jährige, deutsch gebildete Elsässer Räß von Straßburg, der seiner Diözese noch ein Jahr länger als sein Lothringer Kollege, seit 1841, vorstand, befanden sich an der Spitze der Deputierten, als diese am 18. Februar 1874 in feierlich französischem Aufzug durch die Straßen Berlins zum Reichstag schritten und durch den Advokaten Teutsch von Zabern ihren Protest zum Ausdruck bringen ließen, um unter Berufung auf Bluntschlis Gesetzbuch des Völkerrechts wenigstens eine nachträgliche Abstimmung der Bevölkerung zu erzwingen. Die Lachsalven, die Teutschs scharf anklagende Rede unter der Mehrheit auslöste, waren nach Schneegans nur durch den fingierten französischen Akzent des trefflich deutsch sprechenden Redners veranlaßt. Das dürfte aber kaum ganz der Wahrheit entsprechen, und auf jeden Fall waren sie des Momentes unwürdig und unklug dazu; denn sie erweckten den Anschein, als verspotte Deutschland die Gefühle der neuen Untertanen, und stempelte deren Vertreter zu Märtyrern ihrer Überzeugung. Nun aber geschah das allen Unerwartete: Räß desavouierte Teutsch vor versammeltem Haus und erkannte für sich und seine Konfessionsgenossen den Frankfurter Vertrag ausdrücklich an. So war die bisher einheitliche Phalanx jäh durchbrochen.

Die Wirkung im Elsaß zumal war natürlich tief. Während Duponts Popularität von Tag zu Tag in seinem Bistum wie in Frankreich zunahm, hatte sich Räß für viele seiner Gläubigen unheilbar kompromittiert: es kam vor, daß sie im Münster seinen Segen verschmähten. Auf der andern Seite aber gab es ein Zustimmen und Aufatmen, und die nächste Folge war das Emporkommen der liberalen Autonomisten. Sie gingen auf den Zusammenschluß aller ähnlich gesinnten Kreise aus und setzten sich die volle Entwicklung zum deutschen Bundesstaat zum Ziel.

Während nun die Versuche zur Festigung dieser Partei noch im Gange waren, hatte das Reichsland schon einen weiteren bedeutsamen Schritt auf dem gewünschten Wege getan: mit

kaiserlicher Verordnung vom Oktober 1874 wurde ein von den drei Bezirkstagen zu wählender Landesausschuß mit freilich noch sehr beschränkten Befugnissen eingeführt. Er hatte nur eine begutachtende Funktion, die Gesetzentwürfe für den Bereich des Landes betraf, und er beriet in nicht öffentlichen Verhandlungen. Wie hätte man einem Lande mehr gewähren können, dessen Abgeordnete nach ihrem Protest zum großen Teil die Reichshauptstadt niemals wieder betraten, zum andern Teil jede positive Mitarbeit und den Eintritt in die Kommissionen verweigerten. Und doch waren die deutschen Forderungen nicht unbillig zu nennen. Die meisten prominenten Persönlichkeiten rechts des Rheins versicherten Schneegans, als er 1876 eine Sondierungsreise nach Berlin unternahm, um mit den damals ausschlaggebenden Nationalliberalen Beziehungen anzuknüpfen: man verlange gar nicht, daß die Elsässer vergäßen, Franzosen gewesen zu sein, sondern nur, daß sie durch allgemeine Anerkennung des Frankfurter Friedens die Garantie gegen einen antideutschen Mißbrauch der von ihnen erstrebten Freiheiten gäben.

Auch auf dieser Basis waren noch genug Einzeldinge vorhanden, gegen welche die Autonomisten scharf opponierten: die nach den Wünschen des Reichslandes viel zu verfrühte Militäraushebung, das Verbot der Rückkehr für die Optanten mit allem Elend der Familientrennung, die es zur Folge hatte, eine gewisse Gereiztheit einzelner durch tägliche kleine Reibungen verstimmter Verwaltungsorgane in belanglosen Fällen, chauvinistische Berichterstattung ultradeutscher Elemente u. dgl., nicht zuletzt ein verhängnisvolles Zentralisationsstreben im Reichskanzleramt, das doch die lokalen Fragen und Bedürfnisse unmöglich zu übersehen vermochte. Aber es war ein großer Unterschied zwischen solch loyalem Widerstreben und der rein negativen Kritik.

In der Tat hatte man sich in Berlin vielfach nur an einseitig bureaukratischen Berichten oder gar an den Auslassungen erbitterter Altdeutscher orientiert, die, erst wenige Jahre im Land, sich von den Einheimischen gemieden und zurückgestoßen sahen, anstatt, wie sie sich's erträumt hatten, mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Die Debatten des Landesausschusses aber waren für eine tiefergehende Information zu allgemein ge-

halten. Da wurde nun durch die persönlichen Beziehungen, die Schneegans in unermüdlicher Tätigkeit gepflegt hatte, das Eis endlich gebrochen. Die liberale Presse Altdeutschlands wurde für die elsaß-lothringische Sache interessiert; eine große Anzahl Parlamentarier sah jetzt die Dinge mit anderen Augen an, und das Ohr der Regierung selbst war gewonnen.

1877 fanden noch im Zeichen des Kulturkampfes mit seiner besonderen reichsländischen Färbung die zweiten Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen statt und brachten in Straßburg und dem übrigen Unterelsaß einen glänzenden Sieg der Autonomisten. Das Oberelsaß und Lothringen sandten dagegen lauter Persönlichkeiten, die nicht viel gemäßigter als die früheren Protestler waren. Merkwürdigerweise waren sie von den deutschen Verwaltungsbehörden selbst im Wahlkampf begünstigt worden in der kurzsichtigen Erwägung, daß der Eintritt der Gegenpartei in den Reichstag der Administration mit ihrer Kritik weit lästiger fallen könnte, als derjenige der erklärten Franzosenfreunde. Vergebens suchten diese nach den Wahlen durch Jaunez, den bekannten lothringischen Großindustriellen, noch ein Zusammengehen mit ihren inneren Gegnern zu erreichen. Die Kluft schien unüberbrückbar geworden: die Autonomisten nahmen ihre Plätze zwischen den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei ein, während die andern beim Zentrum hospitierten.

Jene traten nun in direkte Berührung mit Bismarck selbst und erfreuten sich seiner Sympathien. Eine Regierungsvorlage zugunsten erweiterter Befugnisse an den Landesausschuß war die prompte Gratifikation für den Ausfall der Wahlen, der nach der allgemeinen Enttäuschung der Vorjahre wenigstens einen ersten Lichtblick für die Zukunft eröffnete, und zugleich für das bisherige Wohlverhalten der reichsländischen Delegation in Straßburg. Nachdem der Abgeordnete Schneegans für sich und seine Freunde das damals auch ihm noch nicht leicht fallende Wort ausgesprochen hatte, daß sie als deutsche Abgeordnete eines deutschen Landes erschienen seien, war die Mehrheit der Reichstagsmitglieder endgültig auf ihrer Seite. Der Landesausschuß wurde mit dem Recht der Annahme oder Verwerfung von Landesgesetzen einschließlich des Haushaltsetats ausgestattet, die der Kaiser mit Zustimmung des Bundesrats erließ. Es konnte freilich in der gleichen Sphäre auch das alte System

noch Platz greifen und der Weg der Reichsgesetzgebung beschritten werden; im Prinzip aber blieb die Mitwirkung des Reichstages in jenen Fällen fortan ausgeschaltet.

Ihre deutschfreundliche Haltung trug natürlich den Vorkämpfern der Autonomie von den Gegnern eine Flut der rüdesten Beschimpfungen und Verleumdungen ein. Auch bei einigen Gemäßigten ernteten sie geringen Dank, die in erster Linie die immer stärkere Spaltung im Innern beklagten. Wie wenig bedachten diese Opponenten die Stimmung weiter Kreise in Berlin, zumal der militärischen. Schon 1875 hatte sich die internationale Lage, wenn auch nur vorübergehend, wieder getrübt, als Frankreich zum erstenmal auf Revanche zu sinnen schien und der bekannte auf Bismarck zurückgeführte Artikel der „Post" die Frage vor Europa aufwarf, ob Krieg in Sicht sei. War Elsaß-Lothringen nicht viel bequemer und dazu billiger ohne Eigenparlament, mit einer strammen Verwaltung zu regieren, die lediglich das Bedürfnis der Sicherheit befriedigte? Allen so Denkenden wie vielleicht manchen Mitgliedern der reichsländischen Administration selbst kamen die ständigen Klagen und Beschwerden der Abbés Winterer, Guerber, Simonis und die noch ablehnendere völlig obstruktive Haltung anderer protestlerisch-ultramontaner Deputierten gerade zupaß.

Währenddessen wurde aber von andern Reichsländern wie auch in der rechtsrheinischen Presse die elsaß-lothringische Verfassungsfrage, welche durch die letzten Reichstagsdebatten einmal in Fluß geraten war, nach allen Richtungen auf das lebhafteste erörtert. Die damalige zweite Kaiserreise in die Grenzmark, die der ersten schon binnen Jahresfrist folgte, schien die Aussichten auf eine baldige Änderung zu verstärken. Es gab keine Kombination, die nicht aufs Tapet gekommen wäre: die Einsetzung einer Statthalterschaft; die Personalunion eines autonomen Herzogtums mit der Krone Preußens in Analogie des luxemburgischen Verhältnisses zum holländischen Königshaus: ein Gedanke, den Möller selbst vertrat; der Anschluß an das Großherzogtum Baden wieder in Form einer Personalunion oder mittels Errichtung eines dritten süddeutschen Königsreichs u. a. m. Alle diese Wünsche, Erwartungen, Bestrebungen und Gegenbestrebungen waren noch etwas verfrüht. Aber die Verhältnisse drängten unbedingt auf eine Vereinfachung der äußerst

kompliziert gewordenen Maschinerie. In Berlin kannte man nach wie vor die Lage nicht genügend, und dennoch wurde von dort aus in der Praxis immer noch die hauptsächlichste Regierungsarbeit geleistet. Eine beklagenswerte Verschleppung und Lähmung aller Geschäfte war die nächste Folge. Vier Instanzen, der Kreisdirektor, der Bezirkspräsident, der Oberpräsident, das Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen, waren zu durchlaufen, dann noch der Bundesrat und der Kaiser selbst zu hören. Eine gewisse sich steigernde Unsicherheit kam hinzu, indem neben die noch fortbestehenden französischen Gesetze deutsche in immer bunterer Menge traten und so die bald nach Möllers Regierungsantritt unternommene Klärung wieder in ihr Gegenteil verwandelten.

Die Autonomistenpartei unter Schneegans' Führung benutzte den nächstbesten Moment, mochte er auch diesen Übelständen eigentlich noch so fern liegen, um das ganze Bündel ihrer Lasten und Klagen zunächst einmal vor ihren nationalliberalen Freunden auszubreiten: das geschah anläßlich der die Stellvertretung des Reichskanzlers betreffenden Gesetzesvorlage im Frühjahr 1878. Es gäbe nur zwei Möglichkeiten, aus dieser unheilvollen Lage herauszukommen, die Zentralisation oder die Dezentralisation. Jene aber sei nur durch Einverleibung in Preußen zu erreichen, was heute als überwundener Standpunkt gelten müsse, oder indem man Elsaß-Lothringen sozusagen zur Monade eines deutschen Einheitsreiches mache, was nach den Erklärungen des deutschen Südens ebenfalls untunlich sei. Daher bleibe nur der zweite Weg übrig: die Dezentralisation, d. h. die Autonomie, für die sich Maires und Notabelnversammlungen, Bezirkstage und Landesausschuß immer und immer wieder ausgesprochen hätten.

Das Projekt, den Kronprinzen selbst als künftigen Statthalter ins Reichsland zu schicken, lag damals in der Luft. Und wenn sich der Kanzler auch im Reichstag nicht offen darüber äußerte, so tat er's um so unzweideutiger im intimen Privatgespräch: er wünsche aus Elsaß-Lothringen ein deutsches Dauphiné zu machen. In allen führenden Blättern wurde die Kronprinzenfrage eingehend und im ganzen sympathisch ventiliert. Da erfolgten im Mai und Juni die Attentate gegen den hochbetagten Kaiser. Die ganze Sache fiel, da der Kronprinz die Stellvertretung für seinen verwundeten Vater übernehmen

mußte, glatt zu Boden, und die reichsländischen Angelegenheiten überhaupt wurden damit unversehens in den Hintergrund gerückt.

Der Reichstag war aufgelöst worden. Die neuen Wahlen vom Sommer 1878 brachten infolge Abfalls innerhalb der eigenen Reihen der Autonomisten den schwerwiegenden Verlust Straßburgs, das sich mit starker Majorität für Kablé, einen ehemaligen Freund, aber nunmehrigen Gegner von Schneegans, erklärte. Wenn jene auch an einigen anderen Orten wiedergewählt wurden und sogar einen lothringischen Wahlkreis erobern konnten, so krachte ihre Partei doch in allen Fugen. Schon bereiteten sich mehrere ihrer Führer, welche die bevorstehende Beendigung des Kulturkampfes in Altdeutschland witterten, auf ein künftiges Zusammengehen mit den Klerikalen vor. Dem entspricht völlig ein Bericht des damals in Colmar amtierenden Ernsthausen, der dem Namen der Autonomisten bereits seine bisherige Bedeutung absprach und nur noch den Gegensatz deutschfreundlich und deutschfeindlich als der Wirklichkeit gemäß anerkennen wollte. Diese Feinde aber beabsichtigten fortan die bisherige unfruchtbare Politik der Enthaltung von jedweder parlamentarischen Tätigkeit aufzugeben, um ihren Zielen mit einer Politik der „Aktion" im Reichstag näherzukommen.

Die allgemeine Entwicklung, die sich währenddem in Frankreich vollzog, war eine der deutschen entgegengesetzte. Dort näherte sich die Ära Mac Mahons mit ihren monarchisch-klerikalen Tendenzen ihrem Ende; der innere Kampf mit der Kirche, der sich unter Grévys Präsidentschaft ein erstes Mal entspinnen sollte, stand bereits am Horizont, und von ihm und seinen voraussichtlichen Wirkungen, die noch tiefer greifen mußten als die des deutschen Kulturkampfes, versprach sich Bismarck eine noch länger andauernde Bündnisunfähigkeit der Republik in Europa. Andere, in erster Linie Kaiser Wilhelm selbst, fürchteten eine kommende Präsidentschaft Gambettas und den Krieg. Doch was nun auch die Zukunft bringen mochte, auf jeden Fall war es geboten, den Schwerpunkt der elsaß-lothringischen Verwaltung von Berlin endlich nach Straßburg zu verlegen, um den Ereignissen näher gerückt zu sein, das bureaukratische Räderwerk einfacher zu gestalten und die

Gefahr des Wiederverlustes auch der zur Mitarbeit aufrichtig bereiten Eingeborenen zu beseitigen. Mit Möller dagegen war der Kanzler in den letzten Jahren sehr unzufrieden geworden, weil dieser den nun gesetzlich herbeizuführenden Zustand vorweggenommen und unter Umgehung des Kanzleramtes Immediatberichte an den Kaiser eingesandt hatte.

Ganz im Einklang mit jenen Erwägungen war es, wenn Schneegans zur Begründung eines entsprechenden Antrages im Reichstag unter anderm auf das Rezept Machiavellis hinwies: „Wenn ein Fürst Provinzen erwirbt, die eine von seinem Staat verschiedene Sitte und Organisation haben, so begegnet er Schwierigkeiten, denen er mit vieler Geschicklichkeit entgegentreten muß. Eines der besten und wirksamsten Mittel ist das: in das Land ziehen und dort wohnen." Doch ging die neue reichsländische Konstitution aus des Kanzlers eigenster Initiative hervor. Mit Gesetz vom 4. Juli 1879 wurde die Statthalterschaft und ein verantwortliches Ministerium mit einem Staatssekretär und vier Unterstaatssekretären gegründet. Der Statthalter hatte nur den Kaiser zum Oberherrn und war dem Reichskanzler gleichgeordnet. Die höchsten Institutionen des Reiches waren so für Elsaß-Lothringen nachgebildet. Auch ein Staatsrat wurde nun wieder geschaffen, dem indes nur die Begutachtung der gesetzlichen Tätigkeit oblag: immerhin ist in ihm der Keim eines Oberhauses zu erkennen. Dem Landesausschuß wurde zu seinen alten Rechten das der Initiative für Gesetzesvorschläge und der Überweisung der ihm zugehenden Petitionen an das Ministerium zuteil. Überdies wurde er mit 58 Mitgliedern auf eine fast doppelt so breite Basis als bisher gestellt und das Wahlrecht entsprechend ausgedehnt.

Trotz der vielen Enttäuschungen hatte der Reichskanzler auch jetzt wieder sein Vertrauen auf den deutschen Keim hervorgehoben, der unter dem französischen Firnis — es war kein gutes rednerisches Bild — unzerstört vorhanden sei. Nur Ruhe und Geduld seien nötig, um die „früher französisch gezogene, von uns frisch gestutzte deutsche Eiche kräftig wieder ausschlagen" zu lassen. Bloß die Fehler unseres eigenen Charakters, ein Zuvielregieren, das „Bedürfnis, an der Pflanze zu modeln und zu schneiden," müßten zurücktreten und sie ihrem eigenen Wachstum mehr überlassen werden. Er war auch durchaus

der Ansicht, Eingeborene in das Ministerium zu berufen. Aber als der zunächst dazu auserkorene Julius Klein, Schneegans' Freund, mit seiner Zustimmung aus nicht recht aufgeklärten Gründen zögerte, fiel der ganze Plan ins Wasser. Der Eindruck nach oben war der, daß sich die Autonomisten selbst einer solchen Krönung ihres durch Jahre betriebenen Werkes versagten. Unter dem Einfluß Gambettas vollzog sich jetzt in der Tat allmählich ihre Versöhnung mit den Protestlern und Klerikalen. Schneegans, der einzige noch Vertrauenswürdige, war für eine konsultative Vertretung beim Bundesrat ausersehen worden; infolge dieses Verhaltens seiner Parteifreunde stand er nun in der Luft: er endete im deutschen Konsulatsdienst auf italienischem Boden. Bismarck war höchlich aufgebracht über diese neuerliche Entwicklung zum Schlimmeren und äußerte alsbald, daß es jetzt mit der Autonomie, dem letzten Ziel der ganzen verfassungsrechtlichen Evolution, auf lange Zeit vorbei sei.

Diese Voraussage sollte sich leider bewahrheiten. Es dauerte 32 Jahre, ehe eine Weiterbildung der territorialen Organisation erfolgte. Elsaß-Lothringen blieb in gewissem Sinn ein unterworfenes Land, und das war das große Verhängnis, in dem unser aller Schicksal mit beschlossen war. Immerhin war auf dem kampfvollen Wege seiner Entwicklung bereits ein bedeutendes Ziel erreicht. Herr v. Möller schied mit dem Bewußtsein, daß sein „beständiges Streben, der Bevölkerung den ruhigen Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern, gute Früchte getragen" habe. Der 70jährige Generalfeldmarschall Edwin v. Manteuffel wurde erster Statthalter.

Mit ihm trat die merkwürdigste und meistumstrittene aller Persönlichkeiten auf den Schauplatz der westlichen Grenzmark, welche die deutsche Regierung in der ganzen Epoche ihrer Herrschaft dorthin entsandte. Einer der glücklichsten Truppen- und Heerführer der deutschen Einigungskriege und zugleich ein hochbefähigter, in schwierigen höfischen Missionen erprobter Diplomat, hatte er sich auch als Administrator eroberter Gebiete bereits das unerschütterliche Vertrauen seines kaiserlichen Herrn erworben: während der gemeinsamen Besetzung der Elbherzogtümer durch Preußen und Österreich hatte er Schleswig ver-

waltet, und nachdem er, der Sieger von Noisseville, Amiens und an der Hallue, in einer glänzenden Winteroperation Bourbaki in die Schweiz geworfen und den großen letzten Krieg damit beendet hatte, war er von 1871 bis 1873 der Oberbefehlshaber der deutschen Okkupationstruppen in Frankreich gewesen. Bismarck mochte ihn nun, wie schon 1865, als einen politischen General und nicht ungefährlichen Rivalen mit ganz persönlicher Absicht aus Berlin entfernt haben. Gleichzeitig war aber seine Ernennung zum Statthalter die beste Entgegnung auf die Vorwürfe, die sich immer noch an die Glacisrede knüpften. Seine Instruktion lautete auf ausgesprochene Versöhnungspolitik. Und er selbst war der Mann, sie mit allen Mitteln durchzuführen. Er rühmte sich, daß ihm als Führer der Okkupationsarmee der Beweis der Überlegenheit deutscher Bildung und Humanität gelungen sei, daß die Franzosen von ihm menschlicher behandelt wurden, als die Deutschen seinerzeit von den Franzosen Napoleons I., und nichts hat ihn mehr beglückt als die Anerkennung, die ihm Thiers durch die Dedikation seiner Geschichte des Kaiserreichs zollte. Tatsächlich aber hatte ihn seine Ritterlichkeit in dieser Zeit die Grenze des für den Patrioten Erlaubten manchmal überschreiten lassen.

Er war eine komplizierte, geistvoll-lebendige Natur, von einem gewissen historischen Blick, der in der persönlichen Freundschaft mit Ranke geschult war, von starkem idealistischen Schwung, reichem Gefühl und trotz seiner Jahre immer noch von elastischer Tatkraft, eine Persönlichkeit, der man nicht mit gewöhnlichem Maß gerecht zu werden vermag. Brennender Ehrgeiz hatte ihn von früh an emporgeführt, sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein war mit seinen Erfolgen noch gewachsen. Da er nun auf der Höhe stand, traten gerade die edleren und doch zugleich verhängnisvollsten Seiten seines Charakters freier hervor. Sein religiöser Glaube, schon im strengkonservativen Elternhaus entwickelt, erfüllte ihn mit einem mystischen Vertrauen auf seine von Gott ihm aufgetragene Sendung, das ihn über alle Schwierigkeiten hinweghob. In zündender Rede wie im intimen persönlichen Gespräch kam das alles. immer etwas theatralisch, zu unverhohlenem Ausdruck. Und eben das gesprochene Wort war eines der von ihm mit vollster Überzeugung gewählten Hauptmittel zur Einwirkung auf Land

und Leute, die er auf immer wiederholten Reisen kennenzulernen bemüht war. Aber sein Herrscherideal war Friedrich Wilhelm IV., sein ehemaliger königlicher Freund. „Sie müssen nicht meinen, daß das die Bücher sind, die ich lese", sagte er einmal zu Lujo Brentano, als dieser ihn in seinem Palais vor den Gesetzessammlungen stehen sah. Wie jener geistvolle Monarch wollte auch er kein Blatt Papier zwischen sich und seinem Volke haben, und die bureaukratischen Formen des modernen Staatsdienstes waren dem alten Soldaten an sich antipathisch: seinen ersten Staatssekretär Herzog, den früheren langjährigen Direktor im Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen, hat er auf Grund solcher Empfindungen sehr bald selbst gestürzt. In freier Gnade, aus der unverkürzten eigenen Machtsphäre heraus sollte den Wünschen der Beherrschten willfahrt, für ihr Wohlergehen gesorgt werden: darin war er ganz und gar patriarchalischer Absolutist, wie er denn auch das russische System Alexanders II. bewunderte. Und die Werkzeuge, die er sich erkor, waren weit weniger die Beamten seiner Verwaltung als die Herren, die im Lande seit langem die oberste soziale Stellung einnahmen und die Bevölkerung in gottgewollter Abhängigkeit hielten: die Notabeln und die Geistlichkeit. Je ausgesprochener französisch sie gesinnt waren, um so eifriger umwarb er sie; denn um so dankbarer schien ihm die Aufgabe, sie zu gewinnen.

Ein so kluger Beobachter wie Brentano hat nun zwar sicherlich nicht unrecht, wenn er sagt, daß solche Prinzipien nicht dem Manteuffelschen Regiment allein zu eigen waren, sondern daß sein Vorgänger wie seine Nachfolger ebenso regierten, nur daß der Feldmarschall darin mit mehr Grazie, die andern mit größerer „Langweiligkeit" verfuhren. Noch in den Tagen der Möllerschen Verwaltung hatte Schneegans Bismarck gegenüber bitter geklagt, daß von gewissen Instanzen den Protestlern und Ultramontanen jedes Begehren sofort bewilligt werde in der Meinung, sie dadurch innerlich zu erobern. Aber es wird kein Zweifel darüber bestehen dürfen, daß Manteuffel systematischer als jeder andere dabei vorging und die Dinge oft geradezu auf den Kopf zu stellen schien, so daß alle deutschfühlenden Elemente, am meisten seine Beamtenschaft, mit Erbitterung erfüllt wurden. Der Begriff der Notabelnwirtschaft bleibt mit Manteuffels

Versöhnungspolitik, seinem immer wieder betonten Streben, „Wunden zu heilen und nicht neue zu schlagen", für alle Zeiten aufs engste verknüpft.

Die Richtung dieser Politik lag aber auch in der Zeitenwende begründet, die ihn, mit jener kaiserlichen Instruktion ausgestattet, in Elsaß-Lothringen ans Ruder brachte. Man näherte sich dem Ende des Kulturkampfes. Die Schwenkung Bismarcks von den Nationalliberalen zurück zu den Konservativen vollzog sich in diesen Jahren. Im Reichsland selbst trat nun naturgemäß, nachdem mit der liberalen Autonomistenpartei das Unterelsaß die letzten Jahre her stark im Vordergrund gestanden war, nebst dem Oberelsaß Lothringen wieder richtunggebend hervor, jene dem Elsaß aufgedrungene Stiefschwester, die führende Autonomisten noch in den unmittelbar voraufgehenden Kämpfen am liebsten wieder abgetrennt gesehen hätten, denn kein Sprichwort sei wahrer als „Lorrain vilain, traître à Dieu et à son prochain".[1])

Gleich Manteuffels erste Reisen hatten jene Ziele. Und in seiner damaligen Rede zu Metz sprach er es aus, daß sich's die Regierung hier fast mehr noch als im Elsaß mit seinen an sich stärkeren geschichtlichen Anklängen an Deutschland zur Pflicht machen müsse, den Bewohnern den Übergang zu erleichtern: „Ich fühle mit Ihnen," fuhr er fort, „wie schwer es Ihnen sein muß, von dem durch Geist und inneres Leben ausgezeichneten Frankreich getrennt zu sein. Aber jetzt gehören Sie zu Deutschland. Schließen Sie sich ihm offen und ehrlich, ohne Hintergedanken an. Das erfordert Ihre Pflicht gegen Elsaß-Lothringen." Auf diesem gemeinsamen Boden solle man sich einigen, er selbst wolle trotz erhaltener Abmahnungen den Reichsländern „die Cour machen"; aber ebenso offen sei freilich gesagt: diese Rücksichtnahme höre auf, sobald sie mit dem Ausland paktieren sollten.

Dieser Grundton klingt durch alle Reden und Handlungen während seiner Statthalterschaft. Als er sofort auf Frondeure traf und fast der gesamte Metzer Gemeinderat seine Einladung zur Tafel ablehnte, hatte ein gänzlich unschuldiger deutscher Beamter dafür zu büßen; aber irremachen ließ er sich nicht.

[1]) Vgl. S. 45.

Wie der Doge von Venedig einstmals sich mit dem Meer vermählte, sagte er bei der Eröffnung der ersten Session des Landesausschusses, so wolle er werben um Elsaß-Lothringen und mit ihm die Anerkennung seiner vollen Selbständigkeit in Gesetzgebung und Verfassung erstreben.

Die Tore seines Statthalterpalais öffneten sich in fürstlicher Gastfreundschaft, die ihm sein Vermögen kostete, zu täglichen Diners und Empfängen der oberen Kreise und allwöchentlich einmal für jedermann aus der Bevölkerung, der ein Anliegen vorzubringen hatte. An solchen Audienztagen erblickte man dort eine bunte Gesellschaft: Bauersfrauen mit Kindern auf dem Arm, Arbeiter in der Bluse, französische medaillengeschmückte Veteranen, Dorfgeistliche, trauernde Witwen, deutsche Subalternbeamte. „Es war wie im Empfangssaal Maria Theresias", sagt Brentano, der uns diese Eindrücke aus eigener Anschauung schildert. Keiner der Bittsteller ging ungetröstet von dannen, doch die Entscheidung des Marschalls stand oft im Widerspruch mit den Gesetzen. Und mit vollkommener Willkür setzte er sich außer bei großen Staatsdiners auch über die Rangordnung der zur Tafel geladenen Gäste hinweg: während die höchsten Würdenträger oft zu unterst Platz nehmen mußten, wies er irgendeinem, von dem er sich Belehrung über eine spezielle Frage oder allgemein belebende Unterhaltung versprach, den Sitz an seiner Seite an.

Solch souveränes Verfahren erregte selbstverständlich die Entrüstung der Offiziere und Beamten. Und bald setzten auch gegen seine Politik die schärfsten Angriffe in der deutschen Presse ein: sie habe für das Deutschtum in Elsaß-Lothringen binnen einem Jahr wieder verdorben, was in den acht Jahren vorher erreicht worden sei. Aber auch Verteidiger fehlten nicht in dem nun lebhaften Streit der Meinungen. Und ein gerechtes Urteil wird heute noch an gewissen unzweifelhaften Erfolgen des Deutschtums, wie auch an einigen energischen Maßnahmen gegen das Franzosentum nicht vorübergehen dürfen. Es wurden weitere Fortschritte in der Schul- und Sprachenpolitik erzielt: ein Oberschulrat zur Beaufsichtigung und Leitung des gesamten Unterrichtswesens wurde 1881 eingesetzt und von allen Seiten, ausnahmsweise auch von der Opposition, als freiheitlicher Fortschritt begrüßt. Der Landesausschuß verhandelte bald öffent-

lich und trotz aller mit der Unkenntnis des Deutschen bei den lothringischen Abgeordneten begründeten Gegenvorstellungen nur noch in deutscher Sprache; selbst für die Gemeindeverwaltung von Metz und Diedenhofen wurde diese einige Jahre später eingeführt. Die geistigen Interessen, vor allem die der Universität, fanden beim Statthalter eine weitblickende Förderung. Nicht minder erfreuten sich die materiellen Gebiete, zumal die Landwirtschaft seiner sachgemäßen Unterstützung. Gegenüber den überhandnehmenden politischen Umtrieben aber wurden die noch im Land befindlichen französischen Versicherungsgesellschaften mit ihren Tausenden von Agenten unterdrückt und damit eine schwere Gefahr für die Mobilmachung beseitigt. Ein im Protest beharrendes Blatt wurde trotz sonstiger nun weitgehender Preßfreiheit verboten und so zugleich die Verbindung durchschnitten, die sein Besitzer Kablé als Generalagent des französischen Versicherungswesens mit den Feinden Deutschlands jenseits der Grenze unterhielt.

Trotzdem waren jene Klagen in hohem Maße berechtigt. In die Reihen der deutschen Liberalen mußte tiefe Beunruhigung getragen werden, als Manteuffel gleich im Beginn seiner Regierung die einzelnen evangelischen Geistlichen auf ihren Standpunkt zur Frage der Gottheit Christi prüfte: viele der einheimischen wurden damit in das französische Lager zurückgetrieben. Mit dem Bischof Dupont von Metz verbanden ihn warme Sympathien, die auf einer Kongenialität der beiden hochkonservativen Edelleute beruhten und ihren ritterlichen Charakteren zur Ehre gereichten: in allen konfessionellen Fragen kam der Statthalter, von der katholisierenden Kaiserin Augusta unterstützt, dem Prälaten, soweit es das Gesetz nur irgend zuließ, entgegen, und der Präsident von Lothringen, Herr v. Flottwell, hat seinen Bezirk nach katholisch-lothringischem Zeugnis während $3^1/_2$ Jahren im Geiste derselben Billigkeit verwaltet. Aber wenn Manteuffel den französischen Bischof an Stelle seines eigenen Ministeriums geradezu zum privaten Berater in Fragen des Staats- und Kirchenrechts erkor, wenn er ihm, auf unzureichenden Informationen fußend, eine kaiserliche Ordensauszeichnung verschaffte, die dieser, ohne sie zurückzusenden, doch refusierte, und nun ganz Frankreich seinem großen Patrioten applaudierte, — so wird man zugeben müssen, daß das alles

der deutschen Sache schweren Abbruch tat. Und mochten sich auch die obersten geistlichen Würdenträger selbst maßvoll verhalten, so verquickte sich im unteren Klerus, der im ganzen auf niedriger Bildungsstufe stand und infolge seiner Erziehung in den auf französischem Fuß verbliebenen „großen" Seminaren staatlich fast durchweg zu Frankreich neigte, der kirchliche und der politische Eifer in um so gröberer Form.

Und zu alledem das merkwürdige Verhalten Manteuffels gegenüber den Notabeln, d. h. jener Schicht, die in dem an eigentlichem Adel armen Land auf Grund ihrer gesellschaftlichen und materiellen Stellung, aber auch der Verehrung des Geldsacks, die dem Volk seit langem innewohnte, ein besonderes Ansehen genoß. Wir haben sie früher entstehen sehen: die größeren Grundbesitzer, die jetzt zwar vielfach nach Frankreich übergesiedelt waren, aber zumal in Lothringen drei Viertel der Pachthöfe noch in Händen hatten und bald wieder monatelang alljährlich ins Land kommen sollten; die reichen Fabrikanten, die in einzelnen Tälern der oberen Vogesen eine fast fürstengleiche Herrschaft über die unterwürfige, von ihnen abhängige Bevölkerung ausübten; die „bonne bourgeoisie" der Städte, die, abgeschlossen von den deutschen Eingewanderten, in Sprache und Mode mit Paris kokettierte; endlich die unter der französischen Herrschaft als Familienberater und Hypothekenbankiers zu eigenartigem und weittragendem ländlichen Einfluß emporgediehenen Notare. Diese Elemente nun wurden zu verhätschelten Schoßkindern des Manteuffelschen Regimes. Hatte der kleine Mann irgendeinen Wunsch auf dem Herzen, so wandte er sich an den Notabeln seines Kreises, um seine Vermittelung anzugehen, und dieser allein, nicht etwa die deutsche Verwaltung, erntete den Dank für die Erfüllung. Die höheren Beamten, insbesondere die Kreisdirektoren, hüteten sich gar wohl, bei den Notabeln anzustoßen: sie hätten damit den Verlust ihrer Stellung riskiert, denn jene, nicht sie, hielten die eigentliche Gewalt in Händen. Selbst das Recht wurde zu ihren Gunsten mitunter gebeugt: es kam vor, daß Notabeln, die wegen Ausübung verbotener Jagd oder Fischfangs angezeigt wurden, von der gesetzlichen Buße befreit blieben, ja daß der pflichtmäßig meldende Beamte eine Strafversetzung erlitt.

In der ganzen Bevölkerung machte sich naturgemäß die Meinung breit, daß man sich nur möglichst französisch gehaben

müsse, um die Gunst der Regierung zu genießen, und daß Deutschland offenbar auf Elsaß-Lothringen in Bälde verzichten wolle. Man hat davon gesprochen, daß sich nur das seegewaltige England den Luxus eines Gladstone und seines privaten Ethos in der hohen Politik habe gestatten können. In einer gewissen, aber unserer viel gefährdeteren Lage gemäß sehr abgeschwächten Parallele könnte man behaupten: nur das starke bismarckische Deutschland, eben jetzt durch den Dreibund noch mächtiger verankert, während Frankreich durch seine Afrikapolitik abgelenkt war, sich in Tunis festlegte und über Ägypten der englisch-französische Gegensatz aufkeimte, vermochte ein System Manteuffel zu überdauern. Die zweite Hälfte seiner Statthalterschaft trug übrigens bereits den Stempel der Enttäuschung. Ja, schon als die Autonomistenpartei bei den Reichstagswahlen von 1881 endgültig zusammenbrach und die Protestler wieder eine überwältigende Mehrheit erzielten, hielt der Optimismus Manteuffels nicht mehr im vollen Maße stand, und zugleich verwickelte er sich tiefer und tiefer in die Widersprüche, die seine immer noch festgehaltenen Grundsätze der Schonung und die harten Realitäten hervorriefen.

Während sich die Zahl der Gegner im eigenen Lager vermehrte, schwoll der Ansturm der Franzosenfreunde immer bedrohlicher an, nachdem der Metzer Tierarzt Antoine Ende 1882 in den Reichstag gewählt worden war. War schon sein verstorbener Vorgänger Bézanson, den er zu ersetzen hatte, ganz protestlerisch gesinnt gewesen, so kam mit Antoine, einem bereits von Bezirkstag und Landesausschuß als eifernder Parteigänger Frankreichs bekannten Mann, vollends die chauvinistische Zukunftshoffnung obenauf. Unumwunden war sie in seinem zugleich in Metz und Paris veröffentlichten Aufruf ausgesprochen; ein Brief aus seiner Feder an ein Pariser Blatt enthielt die direkte Aufforderung zur Revanche. Aus dem Elsaß sekundierte ihm Kablé, während er sich nicht scheute, im selben Moment die Aufhebung des Diktaturparagraphen im Reichstag zu beantragen.

Die Ereignisse schritten mit Schnelligkeit voran. Manteuffel sah sich genötigt, eine von Antoine gegründete Zeitung zu verbieten. Dieser antwortete, auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter gestützt und von der ansteigenden Flut des Deutschen-

hasses in der Pariser Presse getragen, mit einer unerhörten Herausforderung: er hoffe, daß der Statthalter noch die Rache des Rechts an der Gewalt erlebe. Manteuffel, der sich trotz allem noch Anfang 1883 auf das Programm festgelegt hatte, keine politischen Märtyrer zu schaffen, konnte nicht umhin, bei ihm eine Haussuchung zu veranlassen und ihn auf deren Ergebnis hin unter die Anklage des Landesverrats zu stellen. Aber obwohl die beschlagnahmten Papiere die Verbindungen des Agitators mit Frankreich und die ideelle wie materielle Unterstützung seiner Bestrebungen durch die Franzosen ergaben, wurde das Prozeßverfahren auf Beschluß des Reichsgerichts mangels vollgültiger Beweise im strafrechtlichen Sinn eingestellt und nicht einmal die administrative Ausweisung des gefährlichen Mannes verhängt. Die Ergebnislosigkeit dieser halben Maßregeln lag offen zutage: Antoine blieb und war dennoch zum Märtyrer geworden. Trotz aller Bemühungen des Statthalters bei den neuen Reichstagswahlen 1884, den Bischof von Metz für den geistlichen Gegenkandidaten zu interessieren, errang Antoine abermals den Sieg. Die ganze Angelegenheit wurde zu einer eklatanten Niederlage des Manteuffelschen Systems.

Der Jubel in Paris war groß, als nun in den ersten Städten des Landes, Straßburg, Mülhausen, Metz, die Vertreter des Protestes wieder aus der Wahlurne hervorgingen. Aber eben damals hatte ja Frankreich nach Gambettas Tod den Ausbau seines Kolonialreiches als Ersatz für Elsaß-Lothringen begonnen, unter dessen Namen Jules Ferry ein Kreuz setzen wollte. Auch wäre es ein großer Irrtum, etwa anzunehmen, daß sich ganz Elsaß-Lothringen jenen chauvinistischen Provokationen angeschlossen hätte. Die breite Bevölkerung ging vielmehr in Ruhe ihrer täglichen Arbeit nach. Im Landesausschuß widmete man sich unter Schlumbergers langjährigem Präsidium mit sachlichem Ernst und maßvoller Ruhe den laufenden Aufgaben der Verwaltung. Ein Regulativ für Schul- und Erziehungsfragen atmete reformatorischen Geist. Eine neue Woge des Patriotismus trug bei der Einweihung des jetzigen Universitätsgebäudes die deutschen Gemüter über die Nöte des Tages empor. Die letzte Regelung eines vielerörterten Problems, der Optantenfrage, die einer Menge ehedem Aus-

gewanderter die von ihnen nun erstrebte Rückkehr ermöglichte, diente zugleich militärischen Zwecken und erhöhte die Zahlen für das deutsche Heer in bemerkenswerter Weise. Aber auf der andern Seite mußte sie auch die deutschen Besorgnisse vermehren, da jetzt fast 15000 Nationalfranzosen gestattet war, weiter im Lande zu leben, und sie sich erst beim jeweiligen Eintritt in das militärpflichtige Alter vor die Alternative gestellt sahen, die deutsche Staatsangehörigkeit zu erwerben oder sich auf immer nach Frankreich zurückzuziehen. Die allgemeine Signatur der Lage blieb Unruhe und Unsicherheit, und keine noch so gut gemeinte Rechtfertigungsrede des Statthalters vermochte sie zu beseitigen, sei es, daß er gegen die Opposition der eigenen Landsleute oder — gelegentlich einer neuen Unterdrückung dreier Zeitungen — gegen die Klerikalen und Protestler sprach.

In einer letzten derartigen Äußerung, zu Anfang des Jahres 1885 vor den geladenen Gästen des reichsländischen Parlaments, wandte er sich höchst unbedachterweise gegen die Kritik, die seine Tischreden in den Diskussionen des Landesausschusses erfahren hätten; denn sie seien bloße Herzensergüsse und keine Amtshandlungen. Dann gestand er in einer großen Rückschau nochmals zu, wie sich der innere Wert der Bevölkerung gerade dadurch bekunde, daß sie in zweihundertjähriger Vergangenheit festgewurzelte Gefühle nicht wechseln könne wie Kleider; daß er sich keine rühmendere Grabschrift wisse als: „Hier ruht der Mann, unter dessen Verwaltung Elsaß-Lothringen seine Gleichberechtigung mit den andern deutschen Staaten erworben hat"; daß er, abgesehen von dem Zwang, den ein Paktieren mit dem Ausland ihm auferlege, unverbrüchlich an der Politik des Wundenheilens und Gefühleschonens festhalte gegenüber der subalternen Auffassung, Elsaß-Lothringen müsse als erobertes Land behandelt werden.

Die deutschen Gefühle dagegen wurden bis zuletzt wenig geschont. Während seiner ganzen Statthalterzeit hat Manteuffel nach dem Zeugnis seines Nachfolgers Hohenlohe kein Kaiserhoch ausgebracht. Und mit einem schrillen Mißklang schloß die Epoche, die uns, nur daß der Wechsel mit kriegerischen Klängen fehlt, in Wesen und Gebaren wie die lokal begrenzte Einleitung einer späteren Epoche Gesamtdeutschlands anmutet:

mit dem Verbot des Fackelzuges zu Bismarcks 70. Geburtstag. Wenige Monate später, im Juni 1885, ist der Marschall in Karlsbad, wo er wie alljährlich Erholung suchte, gestorben.

Früher schon hatte Pascal David, der treffliche Gründer und Leiter der nationalliberalen „Straßburger Post", in einem seiner vielgelesenen Artikel die Systeme Möllers und Manteuffels gegeneinander abgewogen und das letztere verurteilt: wenn der Oberpräsident durch das Ganze auf die einzelnen zu wirken versucht habe, in der Berechnung, daß widerstrebende Individuen doch schließlich einmal dem das Ganze beherrschenden Zuge folgen müßten, suche der Statthalter, überzeugt, daß die große Masse überall dem treibenden Wort einzelner Führer gehorche, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in der Gewinnung dieser Führer, um von ihnen aus auf das Ganze zu wirken. Wenn aber eine deutsche Regierung schnelle und sichere Erfolge erringen wolle, so müsse sie, weil die breiten Schichten die Zugehörigkeit zu Deutschland niemals so verloren hätten, wie die Angehörigen der vornehmen Stände, eine echte und rechte Bauernregierung sein, nicht eine Notabelnregierung. Damit rührte David wohl an einen Kernpunkt. Wie Manteuffel dachte dagegen in dieser prinzipiellen Hinsicht auch sein Ministerium. Auf Bismarcks Frage, ob man im Wege der Gesetzgebung den Einfluß der Notabeln, der „Pariser" im Lande, brechen könne, entwarf der Unterstaatssekretär v. Puttkamer ein vom Staatssekretär v. Hoffmann wie von Manteuffel selbst gebilligtes Promemoria mit verneinender Antwort. Und Hoffmann erörterte bei dieser Gelegenheit dem Statthalter gegenüber noch ausdrücklich das Problem, was denn mit der Verdrängung der Notabeln gewonnen wäre: da die Masse des Volkes von jeher unselbständig gewesen sei und es voraussichtlich immer bleiben werde, so würden zu noch größerem Schaden nur die katholischen Geistlichen die Nachfolger der Notabeln werden. Und man wird zugeben, daß auch diese Gegengründe der Überlegung wert waren.

Das war der eine der fundamentalen Gegensätze, und es bleibt dabei zunächst für uns gleichgültig, ob wir mit David tatsächlich in Möller das Gegenprinzip erblicken wollen oder mit Brentano ihn der gleichen Verdammnis überantworten: das aristokratische Prinzip stand hier gegen das demokratische.

Der andere Gegensatz, den uns Manteuffels Verhalten vor Augen stellt, ist der der Humanität und der Macht. Das Wort, das einer seiner Beamten in einem Einzelfalle aussprach: „es ist eine Machtfrage", quälte Manteuffel in einsamen Nächten; jener solle sich doch vorhalten, was etwa die Hannoveraner sagen würden, wenn die preußischen Beamten die einzelnen Probleme von diesem Boden aus beurteilen und behandeln wollten; für ihn trete die Machtfrage erst ein, wenn es Emeuten gäbe. Und kein Geringerer als Ranke pflichtete ihm bei. Als sein Freund gestorben war, schrieb er in sein Tagebuch: „Das einzige ist, die Dinge nehmen, wie sie sind. Und da ist ein Verfahren, wie es Manteuffel einschlug, das einzige, das eingeschlagen werden kann. Es entspricht der Idee der Humanität, in der wir leben und weben." Noch unwilliger aber als früher zu Schneegans, der über die Möllersche Willfährigkeit gegen Protestler und Ultramontane geklagt hatte, mag Bismarck angesichts der Praxis Manteuffels die damals gefallenen Worte im Stillen wiederholt haben: „Mit seinen Feinden regieren, das ist doch die schlimmste Politik."

Es war kein leichtes Erbe, das Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst im Oktober 1885 als zweiter Statthalter des Reichslandes übernahm. Aber auf den in der Politik bloß dilettierenden Marschall folgte mit ihm der hochbewährte Staatsmann. An die Stelle einer sprunghaften, auf raschen persönlichen Sukzeß ausgehenden Regierungsweise, die, im ganzen betrachtet, höchstens einige Scheinerfolge eingeheimst hatte, trat die wahre Staatskunst, die sich schon nach der Analogie der bisherigen Aufgaben ihres Trägers bewußt war, daß der völkerverschmelzende Prozeß erst begonnen hatte und nur in mühsamer, gleichmäßig nüchterner Arbeit vielleicht nach Generationen zum Ziel führen könne. Und Hohenlohe war eine weit harmonischere Natur, voll Wohlwollen und Besonnenheit, in der sich früh die schroffsten Gegensätze zu innerer Einheit lösten. Dem aus gemischter Ehe stammenden, im Grunde rationalistisch fühlenden Katholiken war konfessionelle Duldsamkeit Herzenssache und politische Überzeugung von Jugend auf. Und wieder von Anfang an hatte ihn ganz und gar der Gedanke der nationalen Einheit

beseelt. Sie zu verwirklichen, bedurfte es einer allmählichen Umbildung der partikularistischen Empfindungswelt, wie sie ihm im Süden entgegentrat, auf dem Wege des maßvollen Ausgleichs mit dem Norden, der ihm dank Erziehung und Besitz in gleicher Weise vertraut war wie der Süden. Von diesem Standpunkt kam er zum Anschluß an Bismarcks werdende Reichsschöpfung als einer ihrer vorzüglichsten Helfer und zugleich als liberaler bayrischer Ministerpräsident in die Kampfstellung gegen Ultramontanismus und staatlichen Sondergeist. Dann hatte ihn Bismarcks Vertrauen als Nachfolger Arnims auf den Pariser Botschafterposten berufen, den er elf Jahre lang innehatte. Es war wieder eine Aufgabe des Ausgleichs, der er dort oblag: es galt, unter möglichster Verhütung von Reibungen ein praktisch erträgliches Verhältnis zwischen Sieger und Besiegten herzustellen. Und er hatte sie ebenfalls nicht ohne Glück erfüllt.

Konnte es eine allseitigere Vorbereitung geben? So trat er die Nachfolgerschaft des andern Rivalen Bismarcks an. Auch er bereiste häufig das Land, auch er hielt bei offiziellen Gelegenheiten manche warmherzige Ansprache; aber es war die liebliche Anmut der Natur und der Reichtum der geschichtlichen Erinnerungen, das Bewußtsein, in Goethes Jugendland zu weilen, nicht Schillers Wallenstein-Pathos, wie bei Manteuffel, dem „Friedländer", wie ihn der Bismarckkreis nannte, die seine Worte zuweilen beflügelten. Bei Audienzen verstand er es, den andern reden zu lassen und selbst zu schweigen: ohne sich zu exponieren, erwarb er sich so eine vortreffliche Kenntnis der Persönlichkeiten. Freilich wurde es im Statthalterpalais im ganzen stiller und förmlicher, obwohl auch Hohenlohe über alle Mittel gesellschaftlicher Kunst verfügte. Aber er wog sie weiser ab, vielleicht weil er den Vorgänger an innerer Vornehmheit und Wahrheit wie an Geistesbildung überragte. Und jedenfalls war es kein Schaden, daß das glänzende Sprühfeuerwerk der „Herzensergüsse" aufhörte: sie konnten damals schon als warnendes Beispiel dienen.

Die eigentliche Administration, die ihm seit seiner Potsdamer Referendarszeit ein wohlbekanntes Gebiet war, trat wieder in den Vordergrund: „Das beste Programm", sagte er beim Diner für den Landesausschuß Anfang 1886, „ist eine gute

Verwaltung." Eine ganze Reihe von Gesetzesvorlagen wurde alsbald in Angriff genommen. Die durch Manteuffels Absolutismus untergrabene Autorität der Behörden wurde neu aufgerichtet. Neben der Pflege des Wohlstandes im Lande erfreuten sich die deutsche Sprache und deutsche Bildung einer unausgesetzten Förderung. Die gesamte Bevölkerung sollte in wohltätiger Mischung landesväterlicher Fürsorge und liberaler, unnötigen Gewaltmitteln abholder Regierungsweise an ein vertrauensvolles Zusammenwirken mit der staatlichen Spitze gewöhnt werden. Aber ein Hauptübel blieb dennoch bestehen: es war die Schwäche der Regierung gegenüber Landesausschuß und Notabeln, der „unpreußische" Charakter der Verwaltung, wie sich Brentano in einem Brief an den Redakteur der Nationalzeitung einmal ausdrückt, der bestenfalls nur französische Präfektenerfolge und meist nicht einmal diese davontrage.

Und auch neue Erschütterungen blieben Hohenlohe nicht erspart. Ja, schon im zweiten Jahr sollte sich ein Sturm aus dem Westen erheben, der die Kriegsgefahr zum erstenmal seit 1870 in wirklich drohende Nähe, Elsaß-Lothringen wieder in den Vordergrund der europäischen Fragen rückte. Während auf der Balkanhalbinsel infolge der bulgarischen Ereignisse der österreichisch-russische Gegensatz akut wurde, waren in Frankreich durch die Schwankungen der inneren Politik, den raschen Wechsel der Ministerien und neue Wahlsiege der Monarchisten die Verhältnisse wieder höchst unsicher geworden, und seit der Übernahme des Kriegsministeriums durch Boulanger im Januar 1886 hatten sich mit den Umtrieben dieses ehrgeizigen Generals, wenn auch das Land im ganzen noch friedlich gesinnt blieb, die Revanchehoffnungen der Pariser Chauvinisten neubelebt. Bismarck brachte angesichts dieser Verdüsterung des politischen Horizonts im November des gleichen Jahres die Septennatsvorlage vor den Reichstag und begründete sie im nächstfolgenden Januar mit jener Rede, deren Voraussage sich heute so grauenvoll gegen uns erfüllt hat: jeden Augenblick, sei es in zehn Tagen oder in zehn Jahren, könne in Frankreich eine Regierung ans Ruder kommen, die den Krieg um Elsaß-Lothringen beginne; der Krieg von 1870 wäre ihm gegenüber ein Kinderspiel, denn jeder Teil würde versuchen, den andern bis zur Blutleere zur Ader zu lassen,

damit der Niedergeworfene in den nächſten dreißig Jahren nicht wieder auf die Beine käme.

Als die Mehrheit trotzdem nur für ein Triennat zu haben war, wurde der Reichstag aufgelöſt. Unter Befürchtungen, daß ſich, wenn nicht über der Weſtfrage und ſofort, ſo etwa über dem engliſch-ruſſiſchen Gegenſatz für 1888 ein europäiſcher Krieg entzünden werde, ſchritt man weiter ins Jahr hinein. Die Neuwahlen vom März 1887 ergaben unter ſolchem Druck einen glänzenden Sieg der Kartellparteien. Im Reichsland aber ſah es ganz anders aus. Zwar hatten dort die Gemeinderatswahlen für Straßburg und Metz ſchon im Vorjahre einen bedeutenden deutſchen Fortſchritt gebracht, und in der Landeshauptſtadt, die ſeit 1873 nun endlich den erſten Gemeinderat erhielt, war der ausgezeichnete bisherige Bezirkspräſident Back als Bürgermeiſter an die Spitze der Verwaltung getreten. In den oberelſäſſiſchen Induſtriebezirken dagegen waren dieſe Wahlen bereits erſchreckend ausgefallen. Jene ſcharenweiſe wieder zugelaſſenen Optanten beherrſchten dort zuſammen mit den alteingeſeſſenen Fabrikherren und deutſchfeindlichem Großkapital ganze Gebirgstäler, ſo daß jeder deutſche Einfluß aus Schule und Heer unterdrückt wurde, das geſamte Volksleben einen entſchieden franzöſiſchen Stempel erhielt: in den Wirtshäuſern lagen franzöſiſche Revanchezeitungen auf, an den Wänden hingen die Bilder Gambettas und Franktireurſzenen.

Im Herbſt 1886 war freilich der alte Kaiſer bei ſeinem letzten Beſuch Elſaß-Lothringens mit gewohntem Feſtjubel empfangen worden. Aber die Enttäuſchung folgte auf dem Fuß. Die reichsländiſchen Deputierten enthielten ſich mit Ausnahme des Barons Zorn v. Bulach, der für die bismarckiſche Vorlage war, bei dem erſten Votum im Reichstag der Abſtimmung. Und die neuen Wahlen brachten unter Führung der Kablé, Lalance, Antoine einen faſt abſoluten Sieg des Proteſtes. Gewiß: es gab damals viele Elſäſſer, die auf Grund der Anſicht, daß gerade die fortgeſetzte Steigerung der Rüſtungen in den Krieg treiben müſſe, durch ihr Nein der Erhaltung des Friedens dienen wollten. Aber das war in dieſem Augenblick eine falſche Rechnung. Und die meiſten kalkulierten ſehr begreiflicherweiſe ganz anders: „Die Befürchtungen vor dem Kriege," ſchreibt Hohenlohe an Bismarck, „die in Deutſchland günſtig auf die Wahlen wirken,

haben hier den entgegengesetzten Effekt, da der Elsaß-Lothringer meint, man könne nicht wissen, wie die Sache ausgehe, und da dürfe man sich nicht kompromittieren und tue am klügsten, die alten Abgeordneten zu wählen."

In diesem Moment erst wurde die Schlußrechnung des Manteuffelschen Regimes präsentiert: der volle Zusammenbruch. Nun wurde es dringende Pflicht, für die deutsche Sicherheit zu sorgen. Auch ein Pascal David sprach sich damals für die Suspendierung des Wahlrechts zum Reichstag, für die Auflösung der Gemeinderäte in Orten mit protestlerischer Mehrheit und deren Ersatz durch kommissarische Verwalter aus. Weiter empfahl er als selbstverständliche Maßregeln die Beschränkung der Aufenthaltserlaubnis, die Überwachung des Vereinswesens, die Umgestaltung der Ausbildung des Klerus, die volle Reform der Mädchenerziehung. In den leitenden Kreisen Berlins aber ging man noch weiter: dort erwog man allen Ernstes, den Zustand der Zeit vor 1879 wiederherzustellen, die Verwaltung neuerdings einem Oberpräsidenten zu übergeben, den Landesausschuß abzuschaffen und die Regierung des Landes abermals beim Reichskanzleramt zu konzentrieren. Ja, sogar ein Teilungsprojekt für Elsaß-Lothringen wurde erörtert.

Die äußere Spannung nahm noch zu. Als der französische Grenzkommissar Schnäbele, ein geborener Elsässer, wegen begründeten Spionageverdachts auf deutschen Boden gelockt und dort verhaftet wurde, forderte die Partei Boulangers die Mobilmachung, die nur mit knapper Mehrheit im französischen Ministerium abgelehnt wurde. In den Reichslanden setzte sich über alledem die äußerste Beunruhigung fort. Niemand wußte, was der kommende Tag bringen werde.

Den Vorstellungen des in seinem Gleichmut verharrenden Fürsten-Statthalters in Berlin war es zu verdanken, daß die Verfassung erhalten blieb, wenn auch die Mitwirkung des Reichstags bei den Gesetzesvorlagen wieder in Anspruch genommen wurde. Der alte Kaiser selbst erklärte, daß es absurd wäre, wegen einer schlecht ausgefallenen Wahl die Verhältnisse von Grund aus umzustürzen. Im ganzen beschränkten sich die Gegenmaßnahmen, für die einige nicht aufgehobene französische Gesetze älteren Datums die Handhabe boten, auf ein freilich scharfes

Einschreiten im polizeilichen Sinn: gegen Turn- und Musikvereine, die elsaß-lothringische Studentenverbindung Sundgovia-Erwinia, die freiwillige Feuerwehr, die alle im Dienst der Hetzpropaganda standen und nun in großer Zahl aufgelöst wurden, gegen in- und ausländische Agitatoren, wobei endlich auch Antoines Ausweisung erfolgte, gegen die Teilnehmer an der wohlorganisierten Spionage der Patriotenliga Déroulèdes. Außerdem gelangte im Reichstag eine neue Gemeindeordnung zur Annahme, die den allmählichen Ersatz der vielfach französisch gesinnten Ehrenbürgermeister durch besoldete Berufsbürgermeister sicherstellte. Aber das alles genügte, um dem sanften Hohenlohe den Namen eines zweiten Herzogs von Alba einzutragen und ihn noch der heutigen französisch-elsässischen Geschichtschreibung als den Typus eines kaltherzigen, nur der Staatsraison folgenden Rechners erscheinen zu lassen[1]).

In den obersten Verwaltungsstellen hatte ein einschneidender Wechsel stattgefunden. Vor allem war an des Staatssekretärs Hoffmann Stelle, dem der Fürst weder genügenden Takt noch Energie zutraute, v. Puttkamer, der bisherige Unterstaatssekretär für Justiz, getreten. Dieser verstand es, im Landesausschuß alle Schroffheiten auszugleichen. Die Schule, die Wehrpflicht, die engere wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland blieben die drei Grundsäulen, auf denen die Germanisierung des Volkes beruhte. Und selbst in den geistlichen Seminaren glaubte Hohenlohe, wenn auch zu Unrecht, die französischen Tendenzen beseitigt, seitdem die Aufnahme von in Frankreich Erzogenen verboten war. Was wollte es da bedeuten, daß noch einige alte Herren auf den Bezirks- und Kreistagen sich nur in dem ihnen geläufigen Französisch ausdrückten: das Land mußte zur Ruhe kommen, und die Einführung des Deutschen als alleiniger Sprache für jene Institutionen blieb bis 1888 vertagt.

Der Revanchekrieg aber schwand allmählich wieder aus den Augen, als sich in der französischen Republik die Skandale des Ämterschachers und der Bestechung häuften und Boulanger, der als Kriegsminister schon im Vorjahr Gestürzte, im März 1889 durch den energischen Minister des Innern, Constans, als

[1]) Vgl. das schiefe Bild, das Eccard, S. 130 ff., von Hohenlohe entwirft.

Staatsverschwörer vor Gericht gezogen wurde und floh. Die „Ligue de la patrie française", sein Werkzeug, verfiel der Auflösung.

Nur eine tiefer greifende Maßnahme blieb damals im Reichsland zunächst noch bestehen: der Paßzwang, demzufolge der deutsche Botschafter in Paris kein Visum erteilen durfte, ohne vorher angefragt zu haben. Bismarck hatte diese vexatorische Einrichtung schon Anfang 1887 geplant und im Mai 1888 eingeführt, vielleicht weil er es geraten fand, einer militaristischen Opposition den Wind aus den Segeln zu nehmen, die sich nicht nur gegen die Hohenlohesche, ihr zu milde Verwaltung wandte, sondern auch seiner eigenen Stellung nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. und bei dem schon nahenden Ende Kaiser Friedrichs gefährlich zu werden drohte. Dem Statthalter war bereits im Herbst 1886 von vertrauter Seite in Berlin vergeblich nahegelegt worden, die militärischen Gegner durch einige „actes de rigueur" für sich zu gewinnen. Jetzt wollte er sich gegen die Meinung seines eigenen Ministeriums dem Paßzwang widersetzen. Das werde ihm, so erwog er, wenigstens einen guten Abgang sichern; gäbe er dagegen nach, so werde er „die schließliche Katastrophe des Militärregiments" doch nicht abwenden, aber auch nicht mehr mit Ehren abtreten. Erst der Rat des Großherzogs von Baden veranlaßte ihn schließlich doch noch zur Zustimmung. Die Verhältnisse selbst hatten es dahin gebracht, das Wort des Vorgängers von der subalternen Auffassung des Reichslands als eroberter Provinz wenigstens für den Augenblick zu desavouieren: Hohenlohe verteidigte nunmehr den Paßzwang als eine der Maßnahmen, die eine Nation unter Umständen ergreifen müsse, wenn sie ein Land erobert oder wiedergewonnen habe.

Doch gereichte sein Verbleiben Elsaß-Lothringen nur zum Segen. Die schweren Härten und Schikanen, welche die Maßregel für Familien- und Geschäftsverbindungen zur Folge hatte, wurden allmählich gemildert, und 1891 erfolgte auf sein Betreiben die Wiederaufhebung, nachdem sich mehr und mehr herausgestellt hatte, daß sie Deutschland wenig Nutzen bringe, sondern die Beziehungen nur weiter vergifte. Nur für aktive Militärpersonen, ehemalige Offiziere, Zöglinge ausländischer Militärschulen und für die Emigranten blieb sie noch in Kraft.

So glätteten sich allmählich wieder die erregten Wogen. Hohenlohes Stellung beim jungen Kaiser Wilhelm begann sich dank der Fürsprache der Badener Herrschaften und der Kaiserin Augusta zu befestigen. Es folgten die ersten Jahre des trügerischen byzantinischen Glanzes mit Bismarcks Sturz, die Hohenlohe mit so charakteristischem Blick hinter die Kulissen schildert: die Zeit, da niemand Zeit hatte und alle in größerer Hetze waren als früher und die Individuen aufgingen „wie Schwämme, die man ins Wasser gelegt hat," während oben der einheitliche Wille fehlte und eine Politik nach der Weise Friedrich Wilhelms IV. begann.

Aber Elsaß-Lothringen blieb fürs erste vor weiteren gewaltsamen Erschütterungen bewahrt. Schon das Jahr 1890 hatte das beste dort bisher erlebte Wahlresultat für den Reichstag ergeben: während in Altdeutschland die Kartellmehrheit zerbrach, wurde im Reichsland der Protest völlig weggefegt. Statt des offenen blieb fortan überhaupt nur noch ein verkappter Protest bestehen. Bei den wieder durch Ablehnung einer Militärvorlage 1893 veranlaßten Neuwahlen wurde freilich Straßburg selbst von den Nationalliberalen an Bebel, den Führer der Sozialdemokratie, verloren, die seit dem Ende der 80er in immer breiteren Wellen herankam, Mülhausen schon 1890 erobert hatte und infolge unserer innerpolitischen Verhältnisse natürlich noch keineswegs als die Brücke der Völkerversöhnung oder als Förderer deutscher Kultur angesehen werden konnte. Vielmehr war es gerade Bebels Protest gegen die Vergewaltigung von 1871, der ihm die große Stimmenzahl eingebracht hatte. Doch die übrigen Wahlergebnisse lauteten abermals nicht unbefriedigend.

Die geduldige Verwaltungsarbeit ging ihren Gang. Schon 1888 war die deutsche Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen eingeführt worden, nachdem Herkner, ein Schüler Brentanos, die ungünstigen Arbeiterbedingungen in der oberelsässischen Baumwollindustrie zum Gegenstand einer aufsehenerregenden wissenschaftlichen Untersuchung gemacht hatte. Die Vertiefung der Kanäle wurde erörtert. Straßburg, schon seit 1880 durch Niederlegung der inneren Wälle aus seinem engen Festungsring befreit, begann immer schöner emporzublühen und auch in Handel und Wandel, in Pflege von Kunst und Wissenschaft den Charakter der alten französischen Pro-

vinzstadt abzulegen. Die stetige Fortentwicklung war gewährleistet, das Verhältnis des Landesausschusses wie der Einwohnerschaft zum Fürsten-Statthalter hatte sich mehr und mehr zu einem Vertrauensverhältnis gestaltet, als dieser 1894, ein schon 75jähriger, an Stelle Caprivis dem Ruf des Monarchen auf den höchsten Posten des Reiches folgte.

Ohne daß ein System- und Personalwechsel nötig befunden wurde, nahm ein Vetter des neuen Reichskanzlers und Oheim der Kaiserin, der württembergische Standesherr Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, dessen Stelle in Straßburg ein. Man trat in das zweite Vierteljahrhundert des deutschen Besitzes. Der zweite Hohenlohe setzte, eine schlichte, anspruchslose Persönlichkeit, in würdevoll korrekter Weise die Politik der Beruhigung, die von Wohlwollen getragene Verwaltung fort, während Frankreich nach außen sein neues großes Bündnis mit Rußland pflegte, in immer schärfere Rivalität mit England bis zu der schweren diplomatischen Niederlage von Faschoda geriet und im Innern mit dem Spionageprozeß Dreyfus auf lange Jahre wieder durch eine Schlammflut von Haß und Lüge hindurchging. Es konnte kaum ausbleiben, daß sich die Glaubensgenossen des aus dem Elsaß stammenden jüdischen Hauptmanns infolge der Ränke des immer noch überwiegend klerikal und monarchisch gesinnten französischen Generalstabs von der damaligen Republik tief enttäuscht sahen, nachdem schon der Panamakrach bei vielen Elsässern, die ihr Vermögen mit einbüßten, die Begeisterung für Frankreich abgekühlt hatte. Die lebhafte Anteilnahme der Bevölkerung an dem nun alljährlichen Pomp der Kaiserbesuche, die Bewilligung der Mittel zum Wiederaufbau der von Schlettstadt dem Kaiser geschenkten Hohkönigsburg schienen weitere erfreuliche Symptome eines allmählichen Wandels der Gesinnung zu sein. Ein erstes Einrücken einheimischer Elsässer in Unterstaatssekretärstellen fand endlich statt: Zorn v. Bulach, der Sohn eines Kammerherrn Napoleons III. aus altem katholischen Adelsgeschlecht, übernahm das Departement der Landwirtschaft, der Notar Petri etwas später die Justiz.

Die Protestanten des Unterelsaß waren von den Franzosen selbst und ihren Freunden so gut wie aufgegeben: sie seien fast

germanisiert, lautet ein Bericht um die Jahrhundertwende, die Porträts Luthers und Goethes schmückten ihr Heim. Im französischen Volk aber war trotz der russischen Politik und der neuen giftgetränkten Verleumdungen, welche die Dreyfus-Feinde zugleich gegen Deutschland ausspieen, die Revancheidee mittlerweile sichtlich im Verblassen. In Pariser Arbeiterversammlungen konnte es in den 90er Jahren dem Redner begegnen, daß ihm auf die Frage, ob sein Publikum noch die blutende Wunde Elsaß-Lothringen im Herzen spüre, ein unzweideutiges Nein entgegenschallte. Die radikale literarische Jugend wollte schlechterdings nichts mehr davon wissen, und eine Umfrage des „Mercure de France" von 1897[1]) ergab in der Mehrzahl die Antwort, daß man nun einmal einem geschichtlichen Faktum gegenüberstehe und nur noch eine moralische Genugtuung für die verlorenen Provinzen verlange: es war die Forderung einer freiheitlichen Demokratie, die im gleichen Jahr Preiß, der Abgeordnete von Colmar, in einer Reichstagsrede aufstellte. Und wenn ein Heißsporn wie Lalance immer noch auf der Rückgabe des Landes beharrte, so hatte er sich wenigstens zu pazifistischen Mitteln bekehrt: ähnlich wie 1904 der Ausländer Nyström in seiner lesenswerten, ja prophetischen Schrift „Elsaß-Lothringen und die Möglichkeit einer deutsch-französischen Allianz", bekannte er sich in seiner Pariser Monatsrevue „Europe nouvelle" zum Gedanken einer Kompensation — wohl auf kolonialem Gebiet — und einer damit einzuleitenden Annäherung zwischen den beiden feindlichen Mächten.

Dieser Zusammenschluß war ein Problem, das bei der beiderseitigen Spannung mit England während jener Jahre in der Luft lag. Doch von einer Wiederherausgabe konnte natürlich auf deutscher Seite keine Rede sein, und da man dort nur kaiserliche Beileidstelegramme bei französischen Trauerfällen, höchstens noch einige koloniale Unterstützung gegen England und eine gelegentliche Ministerzusammenkunft — die erste und letzte seit dem Berliner Kongreß — zwischen dem Kanzler Hohenlohe und dem Leiter des Auswärtigen, Hanotaux, als diplomatische Mittel zur Verfügung zu haben glaubte, so mußte die ganze Konstellation bald wieder vorübergehen.

[1]) Das Jahr nach Eccard, S. 176. Marcel Sembat, Faites un roi, sinon faites la paix, gibt dagegen 1899 an.

In Elsaß-Lothringen war es die Tätigkeit Max v. Puttkamers, die mit diesen Jahren aufs engste verknüpft ist. Denn der Staatssekretär stand nun als der wirklich leitende Minister noch stärker als unter Fürst Chlodwig und jedenfalls im vollen Gegensatz zu Manteuffels System im Vordergrund, während der Schwerpunkt der statthalterlichen Stellung in der Vertretung des Kaisers lag. Als Puttkamer 1901 seinen 70. Geburtstag feierte, war er bereits volle 30 Jahre mit der Entwicklung des Reichslandes verbunden: 1871 hatte er seine dortige Laufbahn als Appellationsgerichtsrat in Colmar begonnen. Mit seiner eigenen Persönlichkeit trat er stets hinter der Sache zurück; aber seine intime Kenntnis der Menschen und Dinge hatte ihm eine unbestrittene innere Überlegenheit über den Kreis seiner Mitarbeiter erworben. Sie kam nun der ruhigeren Fortentwicklung zugute. Doch ob Stille, ob Sturm, Puttkamer wußte, daß die Germanisation Elsaß-Lothringens einen geschichtlichen Prozeß darstelle, in dem dreißig, ja vielleicht fünfzig und hundert Jahre noch keinen vollen Abschluß darstellen konnten. Er sprach es offen aus, daß die Bande des Blutes und des gleichen Ursprungs im Leben eines Volkes weit weniger in Betracht kämen als die Gemeinschaft politischer Erziehung und die Gleichheit des Schicksals mit einer anderen Nation. Und solche Erkenntnis war, solange wir Elsaß-Lothringen besaßen, je und je das Kriterium echt staatsmännischer Köpfe. Bei allem Festhalten an den Rechten der Regierung war ihm jeder Chauvinismus ein Greuel. Auch im Landesausschuß hatte er sich durch solche Eigenschaften, denen sich noch moderne Bildung und große Rednergabe gesellten, im Lauf der langen Jahre eine einzigartige Stellung errungen. Nach außen wenigstens wurde sie auch nicht durch unliebsame Gerüchte über seine häuslichen Verhältnisse beeinträchtigt.

Aber von freiheitlichen Maßnahmen waren auch unter ihm außer einer gerechteren Steuergesetzgebung, die dem Unterstaatssekretär v. Schraut nach vieljährigen Mühen gelang und dankbare Anerkennung erfuhr, nur der Wegfall hemmender Presseparagraphen und der früher erwähnten noch vorhandenen Paßschwierigkeiten zu verzeichnen. Dafür wurde ein altes starkes Band mit Frankreich zerrissen, ein neues mit dem Deutschen Reich geknüpft, als mit dem 1. Januar 1900 das Bürgerliche

Gesetzbuch an die Stelle des „Code Napoléon" trat, der das Rechtsleben der Einheimischen ein Jahrhundert hindurch geleitet hatte.

Da machte unmittelbar nach jener Geburtstagsfeier ein kaiserlicher Willensakt, so plötzlich wie jene, die zur bittern Kränkung verdienterer Leute einem verhältnismäßig noch jungen Grafen Zeppelin das Metzer Bezirkspräsidium, einem Baron de Schmid aus der lothringischen Industrienotabilität eine hohe Ordensauszeichnung verliehen, Puttkamers Laufbahn ein jähes Ende. Und wenn schon die Nachricht dieses erzwungenen Rücktritts neue schwere Beunruhigung ins Land trug, so wuchs die Aufregung, als Ernst Matthias v. Köller von der Oberpräsidentschaft Schleswig-Holsteins auf die erledigte Staatssekretärstelle berufen wurde.

Er hatte sich durch sein straffes Regiment in Schleswig-Holstein nach damaliger Auffassung um das Deutschtum verdient gemacht; aber eine Empfehlung für die Elsaß-Lothringer war sein dortiges Auftreten zweifellos nicht. Und vollends von seiner vorherigen Tätigkeit als preußischer Innenminister zur Zeit der Umsturzvorlage haftete ihm der Ruf eines ostelbischen Reaktionärs an, für den in dem freiheitlich empfindenden süddeutschen Land kein Platz schien, obgleich er dort schon einmal als Unterstaatssekretär gewirkt und sogar die Selbstverwaltung der Gemeinden mit gleichzeitiger Wiederabschaffung des Berufsbürgermeister-Gesetzes eingeführt hatte. Die Erregung ging so weit, daß der Landesausschuß eine Berichterstattung über die allgemeine Stimmung ins Auge faßte. Zum Glück gewann die ruhigere Erwägung die Oberhand, daß der Nachfolger Puttkamers erst nach seinen künftigen Handlungen beurteilt werden dürfe und jeder Versuch, in die Kronrechte einzugreifen, dem Reichsland nur schweren Schaden an der maßgebenden Stelle zufügen müsse.

Aber bald sollte es sich erweisen, daß weit mehr das liberale Deutschtum der leidtragende Teil war. Das neue System, das mit dem neuen Staatssekretär eintrat, war in gewissem Sinne, wie immer, der Reflex eines Wandels in Altdeutschland, nur daß dieser schon früher begonnen hatte. Dort stand von 1895 bis 1906 die ganze innere Politik unter dem Zeichen der Reaktion und des Zentrums. Zwar zeigte Köller auf seinem nunmehrigen Posten eine überraschende Bonhomie und Ge-

schmeidigkeit, und einige sehr bedeutsame freiheitliche Reformen sollten gerade dieses Regime auszeichnen. Aber neuerdings wurden nun die Notabeln recht geflissentlich zu Rate gezogen, und wenn sich auch die eklatanten Fälle der Ära Manteuffel nicht wiederholten, so bleibt doch kein Name unter den führenden Persönlichkeiten der Folgeperioden so sehr mit dieser Regierungsweise verschwistert, wie derjenige Köllers.

Der andere und noch wichtigere Charakterzug des neuen Regiments war seine Begünstigung des Katholizismus. Neben der protestantischen wurde je eine katholische Geschichts- und Philosophieprofessur und bald darauf eine katholisch-theologische Fakultät an der Kaiser-Wilhelm-Universität begründet. Das waren nun freilich Schritte, die im wohlverstandenen und langerwogenen Interesse der deutschen Politik lagen. Eben deswegen hatten sowohl Rampolla, der Frankreich ergebene Kardinalsekretär am Vatikan, als auch der einheimische Klerus selbst seinen nun altdeutschen Bischöfen zum Trotz dem Fakultätsplan starken Widerstand entgegengesetzt. Denn der bisher ungeachtet ihrer wissenschaftlichen Bedeutung von den Elsaß-Lothringern gemiedenen Hochschule bot sich erst auf solche Weise die Möglichkeit, in dem zu vier Fünfteln katholischen Land Fuß zu fassen und allmählich — es ging auch jetzt noch langsam genug — auf die Heranbildung der katholischen Geistlichen Einfluß zu gewinnen, die bis dahin ausschließlich in den rückständigen bischöflichen Priesterseminaren erzogen und so von vornherein als Faktor der nationalen Versöhnung und Verschmelzung in Wegfall gekommen waren[1]). Aber die Ära Köller sollte sich in jeder Beziehung zu einer Glanzzeit klerikaler Vorherrschaft gestalten und eine wie stets letzten Endes für das Deutschtum erfolglose Verwöhnung der geistlichen Ansprüche mit sich bringen.

Die Gründung der elsaß-lothringischen Landespartei war die Krönung der ultramontanen Organisation im Reichsland.

---

[1]) Vgl. die Äußerung Althoffs zum damaligen Mitglied des Landesausschusses Dr. Eugen Müller 1897: „Was an der Straßburger Universität getrieben wird, das ist Kulturkampf. Sagen Sie den Herren in Straßburg, daß es eine politische Kurzsichtigkeit ohnegleichen ist und eine schreiende Ungerechtigkeit, wie man die Katholiken an der Straßburger Universität behandelt hat." (Verhandlungen der Zweiten Kammer des Landtags für Elsaß-Lothringen. Stenographische Berichte. Bd. 91, Sp. 3835).

Auf der andern Seite kristallisierte sich die liberale Landespartei mit ihren Forderungen auf freiheitliche Fortbildung der Reichs- und Landesverfassung wie der Gesetzgebung, so daß sich in der Session des Landesausschusses von 1904 zum erstenmal zwei große Richtungen gegenüberstanden, die sich nur in dem Kampf um den weitern Ausbau der elsaß-lothringischen Konstitution überhaupt die Hände reichten. Da sie sich jedoch anfangs auch hier mit ihren Anträgen im Reichstag widersprachen, war es Bülow, dem neuen Kanzler, um so leichter gemacht, diese schwierige Reform noch weiter hinauszuschieben. Indessen war die Machtstellung der Katholiken mit den beiden uns bekannten Zentren Oberelsaß und Lothringen eine viel geschlossenere als die der Gegner. Der Klerus beherrschte zumal mit seiner Presse das Land wie nirgends sonst in Deutschland; er stellte bald die einflußreichsten Politiker; auch der Landesausschuß wurde ihm infolge der Abhängigkeit bei den Wahlen mehr und mehr ergeben.

Aber war denn nicht eben mit diesen katholisierenden Tendenzen doch die Möglichkeit eines inneren Anschlusses an Deutschland gegeben, da sich in Frankreich wieder einmal eine genau umgekehrte Entwicklung vollzog und der schon von Gambetta angestrebte Bruch des Staates mit der Kirche gerade in diesen Jahren endlich perfekt, ihre völlige Trennung zum tiefen Schmerze Roms unter dem Ministerium Rouvier zum Gesetz wurde? Tatsächlich trieb das kirchenfeindliche Vorgehen der Republik, wie es die Gegner Deutschlands selbst wieder vollkommen erkannten, einen Teil der reichsländischen Ultramontanen auf die deutsche Seite. 1910 vollzog ihre Partei den eigentlichen Anschluß an das rechtsrheinische Zentrum, das ihn längst erstrebt hatte. Und von Deutschland waren schon 1902 und 1903 noch zwei besondere Trümpfe über die Parteiunterschiede hinweg ausgespielt worden: die endliche, vorher immer vergeblich beantragte Aufhebung des Diktaturparagraphen auf persönliches Eingreifen Wilhelms II. und die Zuweisung eines Teils der Rekruten an die einheimischen Regimenter statt in entlegene preußische Garnisonen. 1905 folgte eine dritte Maßnahme weitgehenden Vertrauens: die Einführung des deutschen Vereins- und Versammlungsrechts, selbst mit Zulassung der französischen Sprache.

Aber bei einem großen Teil des reichsländischen Klerus blieb die stille Zuneigung zur „ältesten Tochter der Kirche" in Hoffnung auf bessere Zeiten dennoch bestehen. Für die kirchenfeindlichen Anhänger Frankreichs war es dagegen ein um so erhebenderes Gefühl, die bewunderte Republik einer neuen Periode der Verjüngung zuschreiten zu sehen. Und mehr als das alles, diese Gegensätze von der andern Seite überbrückend, bedeutete ein Drittes: die großen politischen Ereignisse nahmen ihren Lauf, die Einkreisung Deutschlands begann. Während sich die Netze einer Weltgegnerschaft enger und enger knüpften, England mit Frankreich seinen Ägypten-Marokkohandel, mit Rußland nach dessen Niederlage durch Japan sein mittelasiatisches Abkommen schloß, von Deutschland her nur tönende Worte hallten und dilettantische Gegenzüge folgten, trat Elsaß-Lothringen noch einmal als eines der ungelösten Probleme auf den Schauplatz der Geschichte.

Wenn wir die 70er Jahre als die Zeit des Übergangs erkannten, in den 80ern eine vorübergehende neue Revanchehoffnung aufflammen, im nächsten Jahrzehnt eine Wiederberuhigung mit Erlöschen des lauten Protestes eingetreten sahen, so stehen wir mit dem neuen Jahrhundert an der Schwelle der letzten und verhängnisvollsten Periode: bei äußerer zunehmender Blüte, die wieder dem nur äußerlich immer mächtigeren Aufschwung Gesamtdeutschlands entsprach, eine Unterwühlung von innen heraus, „zehn Jahre Minenkrieg im Frieden". Infolge einer Fehlerkette, die sich seit Bismarcks Entlassung, dem Urfrevel, fort und fort spann, einer nervösen Überhastung und einer dementsprechend irrlichterierenden Weltpolitik sollte der schon eingesargte Revanchegedanke jenseits der Grenze wieder auferstehen. Und wir, die wir unter Wilhelm-Bülow Englands ausgestreckte Hand zurückwiesen, Rußland vergeblich suchten und schließlich selbständig zwischen England und Rußland hindurch unsern nachtwandlerischen Weg nach Südosten gehen wollten, die wir es unternahmen, allen britischen Hemmungsversuchen zum Trotz, der Landrüstung in steigendem Maß die Seerüstung zu gesellen und mit Frankreich um unsere Rechte in Marokko zu ringen, wir sahen uns außerstande, auch nur der wachsenden Propaganda Frankreichs im eigenen Hause wirksam zu begegnen. Ja, mit jener Befreiung des öffentlichen

Lebens hatten wir die Riegel unseres Westtores in dem Augenblick gelockert, als uns selbst die Fesseln von außen zu umschnüren anfingen und wir der Torwohner noch keineswegs auf die Dauer versichert waren.

Hier waren an sich begrüßenswerte geistige Bewegungen in Gang gekommen. In einem gewissen Gegensatz zu Fritz Lienhard, dem rein idealistischen und völlig germanisierten Dichter des „Oberlin" und der „Odilia", der damals auch schon längere Zeit in Altdeutschland wohnte, begann die jungelsässische Schriftsteller- und Künstlergruppe der Laugel, Spindler, Stoskopf, Hornecker usw. die Dialektdichtung um die Jahrhundertwende neu zu pflegen; zugleich aber wandte sie sich malerisch mit derselben Liebe wie jener der elsässischen Eigenart in Vergangenheit und Gegenwart zu. Das „elsässische Theater" wurde gegründet, und Stoskopfs „Herr Maire" erweckte mit seinen lustigen Geißelhieben auf die einheimischen Zustände den gemeinsamen Applaus der Altelsässer und der Zugewanderten. Im Jahr der Entstehung dieses trefflichen Lustspiels, 1898, wurde von Spindler die ausgezeichnete „Illustrierte elsässische Rundschau" ins Leben gerufen, in welcher unter anderem Professor Werner Wittich seine berühmt gewordenen Studien über deutsche und französische Kultur und Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß während des nächsten Jahrzehnts veröffentlichen sollte. Zwei andere junge Talente, René Schickele und Otto Flake, traten, zunächst in dem kurzlebigen „Stürmer", als Verkünder ästhetischer Ideale auf, die sie der demokratischen Geistesrichtung des westlichen Nachbars entnahmen, um von hier aus, ähnlich wie es Dr. Dollinger, der Mitarbeiter der elsässischen Rundschau, im Auge hatte, das deutsche Geistesleben freiheitlich zu befruchten. Der vorzügliche Kritiker Karl Gruber hingegen beglückwünschte sich 1905 in der Einleitung zu seiner „Zeitgenössischen Dichtung des Elsasses", daß der einheimische Geist aus dem französischen Rationalismus wieder zu sich selbst und seiner schöpferischen Eigenart zurückgefunden habe. Über Nacht schien ein neuer Kulturfrühling eingezogen, der in anderen als unseren nationalistisch überspannten Zeiten in der Tat, wie Gruber frohlockte, nach so langen Jahrhunderten wieder ein europäisches Reis auf elsässischem Stamm grünen zu lassen vermochte. Und wie längst im Elsaß, hatte nun auch in Lothringen

eine tiefgrabende lokalgeschichtliche Forschung ihren Anfang genommen.

Aber nur wenige Jahre sollten vergehen, ehe der Wintersturm der französischen Propaganda hereinbrach. Während sie in Frankreich selbst mit Wort und Schrift, auf der Bühne und in zahlreichen Vereinen unverhüllt für die Revanche warb, benutzte sie die mit der jungelsässischen Bewegung neu aufgekommene Parole: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" und die Pflege der Doppelkultur, zumal der französischen Sprache, um hinter diesen Masken um so ungestörter politisch zu wirken. Tausende, die keineswegs das Reich zu schädigen gewillt waren, sind links und rechts des Rheins diesen Schlagworten gefolgt. Wie aber führende Franzosen darüber dachten, das lehrt uns etwa ein von Jules Cambon, dem französischen Botschafter in Berlin, 1908 geschriebener Brief: „Ich bin überzeugt, daß die französische Kultur des Elsaß das beste Mittel ist, zu retten, was zu retten ist, und unter der Asche das Feuer zu erhalten, das einstmals durch Frankreich im Herzen der Elsässer entzündet wurde." Und ganz im gleichen Sinne, nur noch mit etwas deutlicheren Worten, äußerte sich der dem Elsaß entstammende Schriftsteller und Kunstkritiker Eugène Müntz kurz vor seinem Tod zu Paris: „Man muß den Kampf auf ein anderes Gebiet verlegen .... In der modernen intellektuellen Kultur, wie sie jetzt im Elsaß existiert, in allen Fragen der Kunst und Industrie gehört die Zukunft den Starken, welche die letzten Eroberungen des menschlichen Geistes zu nützen wissen und wie Antäus nach jedem Fall in der Berührung mit dem Heimatboden neuen Mut fassen."

Zeitschriften auf Zeitschriften entstanden diesseits und jenseits der Grenze, alle zum gleichen Zweck: die „Revue alsacienne", der „Messager d'Alsace-Lorraine", die „Austrasie", der „Pays lorrain", die „Marches de l'Est", während sich in der altbewährten „Revue d'Alsace" der immer steigende Einfluß Nancys, der auch zu einer geistigen Hochburg ausgebauten Hauptstadt Französisch-Lothringens, geltend machte. Ein Pariser Chauvinist wie Maurice Barrès, der Führer der nationalistischen Jugend Frankreichs, und ein Agitator wie der praktische Arzt Dr. P. Bucher in Straßburg arbeiteten Hand in Hand. Französische Romane erschienen massenhaft auf dem Markt, von demselben

Barrès oder von andern mit der gleichen Absicht geschrieben, und wurden, wenn ihr öffentlicher Verkauf wegen allzu durchsichtiger Tendenz nicht zulässig war, von Bucher und seinen Gesinnungsgenossen unter der Hand vertrieben. Die Auflagen zählten nach Hunderttausenden. Daneben eine Menge neuer Tageszeitungen in französischer Sprache: der „Nouvelliste d'Alsace-Lorraine", der „Lorrain", der „Messin", und wie sie alle heißen mögen. Die Namen des Abbés Wetterlé von Colmar und des Ehrendomherrn Collin von Metz, zweier Politiker und Publizisten, von welchen der letztere von Anfang an, der erstere seit etwa 1906 unermüdlich und mit aller Verschlagenheit im Dienste Frankreichs tätig war, sind mit einem Teil jener Blätter verknüpft. Und die hervorragendste all dieser literarischen Erscheinungen, jene elsässische Rundschau, war bald nach ihrer Gründung unter die Leitung Dr. Buchers geraten, sie gruppierte wieder einen Schwarm ähnlicher Zeitschriften um sich herum und trat mit den von Paris aus das Feuer schürenden „Journal des Débats" und „Messager d'Alsace-Lorraine" in Verbindung.

Doch gab es noch andere Vereinigungspunkte der kulturellen Bestrebungen mit politischem Endziel: da war das nach dem Museum Mistrals in Arles geschaffene elsässische Museum in Straßburg mit der starken Werbekraft besonders seiner kostümierten Feste, bei denen der deutsche Polizist brav die Ordnung aufrechthielt und wohl gar einmal vor einer ehrwürdigen französischen Kürassieruniform vom Jahr 1870 stramm salutierte. Da gab es weiter die französischen Theateraufführungen und Vorträge, zu welchen die Conférenciers mit halben Fahrpreisen auf den französischen Bahnen Jahr um Jahr in die Großstädte eilten, um in mehr oder weniger unverfänglich klingenden und dennoch doppelsinnigen Wendungen den seelischen Kontakt mit dem größeren Publikum herzustellen, im intimen Kreis aber um so unzweideutigeren Austausch zu pflegen. Man rechne zu dem allen hinzu die „Cercle des étudiants" und „des anciens étudiants", Herde des ausgesprochenen Chauvinismus unter den elsässischen Studenten, die Vereine des „Souvenir français", des „Souvenir alsacien-lorrain", der „Lorraine sportive", der „Jeunesse lorraine" mit ihren Gedächtnisfeiern für die auf den Schlachtfeldern des 70er Krieges gefallenen Franzosen, mit ihrem Trikolorenschmuck, ihren Me-

daillen und Diplomen, ihren „Clairons" und Vive-la-France-Rufen. Man halte sich gegenwärtig, daß der Gründer des „Souvenir français" in seiner Rede den Patriotismus der Elsaß-Lothringer pries, der sie nach wie vor antreibe, ihre Kinder in den französischen Heeresdienst zu schicken, und daß der größten Kundgebung dieses Vereins drei Monate später, im Oktober 1908 zu Noisseville, mit Tausenden französischer Offiziere und Veteranen die deutschen Zivil- und Militärbehörden beiwohnten. Man bedenke, daß umgekehrt die Oberelsässer alljährlich in Scharen zum französischen Nationalfest nach Belfort hinüberzuwandern pflegten und dort sich als die verlorenen Brüder feiern ließen, daß in Mülhausen ein Verein ehemaliger Fremdenlegionäre bestand, der, statt seiner formellen Bestimmung gemäß vom Eintritt in seine frühere Truppe abzuhalten, mehr und mehr für sie Propaganda machte; endlich, daß der private nationalfranzösische Großgrundbesitz den deutschen im Lande übertraf, Franzosen, selbst Offiziere, lange Zeit Jahr um Jahr ihre Jagdscheine für reichsländisches Gebiet erhielten — und man wird sich angesichts dieses vielmaschigen, über das ganze Land gebreiteten, es mit Frankreich verknüpfenden Netzes staunend fragen, welcher Dämon uns dermaßen mit Blindheit schlug, daß wir selbstmörderisch unser eigenes Verderben betrieben.

Aber wieder einmal müssen wir innehalten und uns sagen: wir gewännen dennoch ein sehr falsches Bild, wollten wir nun lediglich nach den nachträglich ans Licht gezogenen Briefen Buchers und ähnlichen Dokumenten die ganze Situation beurteilen. Es gab nach wie vor eine breite Mittel- und eine noch breitere Unterschicht, eine überwältigende Mehrheit, die nichts mit diesen Tendenzen zu tun hatte. Auf dem platten Land wird immer noch das Wort am besten die allgemeine Lage bezeichnet haben, das 1895 ein biederer Bauersmann zum Engländer Hoffet äußerte: „In den französischen Zeitungen schreiben sie, daß wir Frankreich nicht vergessen können, und in den deutschen erzählen sie, wir stehen treu zu Kaiser und Reich. Das ist alles hohles Geschwätz. Für uns kommt es nur darauf an, daß der Hopfen und die Kartoffeln nicht allzu niedrig im Preise stehen und daß man nicht alle Tage ein neues Gesetz erlasse. . . ." Und in den

Städten fanden sich weite Gebiete der Wohltätigkeit, des Gemeinwohls, auch der Künste, zumal der Musik, auf denen die beiden Bevölkerungselemente, das deutsche und das elsässische, auch wenn sie die persönliche Berührung von Haus zu Haus immer noch mieden, an drittem Ort zusammengeführt wurden. Wo aber deutsche Familien schon seit langer Zeit im Elsaß ansässig waren, da erwuchs vielfach der Verkehr der Söhne und Töchter zu freundschaftlichem Umgang. Nirgends sind diese sich kreuzenden Gefühle und Beziehungen zu lebendigerer Anschauung gebracht als in dem 1899 entstandenen „Pfingstmondâa vun hitt ze Dâa" des Elsässers Heinrich Schneegans, einem feinsinnigen Lustspiel, das uns die Nachkommen der Personen des alten „Pfingstmontags" und in ihnen das neueste Straßburger Bürgertum mit all seinen zwischen Frankreich und Deutschland schwankenden Nuancen, aber auch die sehr verschiedenartigen Vertreter Altdeutschlands auf die Bühne stellt. Im Gewande liebenswürdigen Humors war hier wieder einmal die nicht genug zu beherzigende Lehre erteilt: Geduld mit diesem Schicksalsland und seinen Bewohnern zu üben und die Hoffnung nicht aufzugeben, daß auf diesem Wege, aber auf ihm allein, doch noch eine glückliche Zukunft zu erreichen sei.

Oder war die ganze Schilderung wirklich schon überholt? Die neue Landesregierung selbst hätte diese Frage sicherlich verneint. Nach fast 13jähriger Tätigkeit, der längsten, die je ein Statthalter in Elsaß-Lothringen ausübte, hatte der Fürst Hermann Hohenlohe mit 75 Jahren im Herbst 1907 seinen Abschied genommen und war durch den bisherigen Botschafter in Wien, Graf Karl v. Wedel, ersetzt worden. Ein Jahr später wurde der Staatssekretär Köller durch Zorn v. Bulach, den ersten Elsässer auf diesem hohen Posten, abgelöst. Nachdem das Land unter dem zweiten Hohenlohe wieder auf allen Gebieten unverkennbare Fortschritte gemacht hatte, suchte die verständnisvolle und wohlwollende Politik Wedels die Dinge in der gleichen Richtung, jedoch unter tunlichster Abkehr von Köllers Notabelnpolitik weiterzuführen. Fleißiges Bemühen, vornehme Liebenswürdigkeit und schrankenlose Gastfreiheit zeichneten ihn aus. Seine fürstlichen Mittel stellte er

in den Dienst wohltätiger Veranstaltungen und künstlerischer wie wissenschaftlicher Bestrebungen. Doch die Verhältnisse waren in der Tat schon recht kompliziert geworden.

Die restaurierte Hohkönigsburg, jene typische Schöpfung einer unechten Romantik, wurde mit dem bei solchen Gelegenheiten beliebten mittelalterlichen Mummenschanz eingeweiht, der keineswegs alle elsässischen Herzen in Begeisterung mitschlagen ließ, ja sogar manchen geheimen Spott entlockte. In den Reichstag waren 1907 ausschließlich Zentrumsleute — so nannten sie sich bereits — und Sozialdemokraten eingezogen. Nun hatten zwar im nächsten Jahr die Gemeinderatswahlen infolge des Zusammenschlusses der bürgerlichen Parteien in den vier größten Städten eine vernichtende Niederlage der Sozialdemokraten zum Resultat, aber zugleich war es ein durchgängiger Sieg der Einheimischen über die Eingewanderten, und bald sollten sich die Wirkungen jenes unterirdischen Treibens auch an der Oberfläche zeigen. In allen Teilen des Landes kam es bei verschiedenen Gelegenheiten, wie Gräberweihen oder Vereinsfesten, zu besonders kecken Kundgebungen. Von der Noisseviller Feier haben wir schon gehört; die auf dem Geisberg bei Weißenburg im Oktober 1909, bei der ein Preiß, ein Gerold, protestantischer Pfarrer in Straßburg, vor 50000 Menschen die aufreizendsten Reden hielten, war ein öffentlicher Skandal. Da und dort gingen die Klerikalen zum Angriff gegen die Regierung und deren Freunde über, wobei sich Wetterlé wegen seiner wenig wählerischen Mittel eine zweimonatige Gefängnisstrafe zuzog. Mit den beiden Bischöfen, Fritzen von Straßburg und Benzler von Metz, stieß die Regierung über der Gründung eines einheimischen Lehrervereins und dessen Beitritt zum allgemeinen deutschen wegen dessen Katholikenfeindschaft zusammen. Im Landesausschuß selbst, wo sich 1910 zum erstenmal eine liberal-demokratische Fraktion gebildet hatte, fand eine Reihe scharfer Kämpfe statt, als die Klerikalen die neuerstarkten französierenden Bestrebungen nicht energisch genug von sich abwiesen. Und den wenig erfreulichen Abschluß aller Ausschußtagungen bildeten unerhörte Worte des Mißtrauens gegen die zwei unbeliebtesten Männer im Ministerium, den Unterstaatssekretär Mandel und den eigenen Landsmann Zorn v. Bulach, dessen persönliches Auftreten freilich den großen staatsmännischen Zug durchaus vermissen ließ. Auf Grund

dieses Verhaltens wurde die Versammlung im Mai 1911 vorzeitig nach Hause geschickt und aufgelöst.

Im Dezember 1909 hatte sich Bethmann-Hollweg im Reichstag gezwungen gesehen, den gefährlichen Chauvinismus, der bei der Weißenburger Feier zutage getreten war, zu brandmarken und ihn zugleich als ein schweres Hindernis für die Erfüllung der Autonomiewünsche zu bezeichnen. Ähnlich äußerte sich Wedel 1910 in öffentlicher Rede: er verwarf den demonstrativen „Kultus der Vergangenheit" und rief der Bevölkerung wieder einmal ins Gedächtnis, daß sie nicht Phantomen nachjagen dürfe, sondern in redlicher Arbeit für Land und Reich das einigende Moment über den Parteien suchen müsse. Als Gegenstand solcher gemeinsamen Arbeit aber war das Verfassungsproblem nun ganz und gar in den Vordergrund getreten. Auch publizistisch war es in den letzten Jahren durch bedeutende Federn von hohen, staatsphilosophischen Gesichtspunkten aus erörtert worden. Während Fleurent, ein junger elsässischer Advokat, in der „Revue politique et parlementaire" auf der verzweifelten Suche nach einem neuen „großen Vaterland", für dessen Verlust ein übertriebenes Heimatsgefühl keinen Ersatz biete, als Erstes die volle Rezeption der deutschen Kultur empfahl, kam Wittich in der „Elsässischen Rundschau" an der Hand der früheren französischen Entwicklung richtigerweise zum umgekehrten Schluß: erst wenn der Elsässer politisch das große Vaterland wiedergewonnen habe, könne er auch dessen höchster Kultur teilhaftig werden. Dementsprechend handle der herrschende Staat nur zu seinem eigensten Vorteil, wenn er die jetzige persönliche Mischkultur, bei den unteren Klassen mit Überwiegen der deutschen, bei den oberen mit Überwiegen der französischen Elemente, ruhig weiter bestehen lasse, dagegen dem Drängen der Bevölkerung nachgebe und „die Autonomie nicht als Belohnung für die Bekehrung zum deutschen Wesen, sondern als Mittel zur Belebung des politischen Interesses und Verantwortlichkeitsgefühls und endlich zur Erweckung des deutschen Patriotismus verwenden wollte." Die Vorbedingung bleibe freilich dann immer noch ein guter Friede des Deutschen Reiches mit Frankreich.

Solchen Erwägungen konnten sich auch der Reichskanzler und Graf Wedel nicht mehr länger verschließen. Schon im

März 1910 kündigte jener den Entwurf einer neuen Konstitution an und forderte, die üble Wirkung seiner früheren Rede abschwächend, als Garantie nur eine loyale Haltung gegenüber der Regierung. So wurde denn trotz all der besorgniserregenden Erscheinungen unmittelbar nach Schluß des Landesausschusses das Projekt verwirklicht. Ende Mai 1911 wurden die Verfassungsgesetze mit großer Mehrheit im Reichstag angenommen. Es war dasselbe Jahr, in dem Deutschland den Ausgleich mit Frankreich in der Marokkosache unter dem Toben unserer unzufriedenen Aktivisten und schon naher Kriegsgefahr erzwang und Italien, die neue Orientkrise eröffnend, seinen Beutezug nach Tripolis unternahm. Das Reichsland tat den letzten Schritt, der ihm unter der deutschen Herrschaft in seiner Entwicklung zum vollen Bundesstaat vergönnt war: es bekam, unter gewissen Beschränkungen, drei Stimmen im Bundesrat; dieser und der Reichstag verloren ihre Legislative in reinen Landesangelegenheiten, die Gesetzgebung wurde vielmehr fortan vom Kaiser und einem aus zwei Kammern bestehenden Landtag ausgeübt. Die zweite erhielt als Äquivalent für die von der Linken stark bekämpfte Einführung der ersten Kammer das allgemeine Wahlrecht, wie es für den deutschen Reichstag zuständig ist: man erhoffte davon zugleich eine direkte Förderung des Deutschtums, da ja die unteren Klassen, denen es zugute kam, am wenigsten französiert schienen.

Aber wenn die Rechte im Reichstag die ganze Verfassung bei den in Elsaß-Lothringen herrschenden Wühlereien als ein gewagtes Experiment bezeichnete, so waren die Errungenschaften für die Reichsländer noch immer viel zu gering. Die Auflösung des Landesausschusses selbst war eine Folge der großen Unzufriedenheit über das Regierungsprojekt gewesen. Und diese bestand insofern ganz zu Recht, als auch jetzt noch die Institutionen nur eine äußere Ähnlichkeit mit denen richtiger Gliedstaaten besaßen, als Staatsoberhaupt und Volksvertretung von der Reichsgewalt eingesetzt waren und das Lebensprinzip, der ursprüngliche Wille des Landes, fehlte. Damit hing es zusammen, daß auch jene Stimmen im Bundesrat, obwohl an sich schon schwer genug dem Kanzler abgerungen, eigentlich nur eine Scheinverleihung darstellten[1]): niemals konnte der Statthalter

[1]) Vgl. Robert Redslob, Abhängige Länder, S. 100 ff.

die Bundesratsdelegierten im Widerspruch mit dem Willen seines Herrn, des Königs von Preußen, instruieren. Unter Führung Wetterlés und seiner demokratischen Colmarer Kollegen Blumenthal und Preiß bildete sich nun aus allen unversöhnlichen Elementen die sogenannte Nationalistenpartei, die den Protest von 1871 noch einmal aufleben ließ, indem sie den einheitlichen Widerstand des gesamten Landes, die „nationale Union", gegen alle Bestrebungen der deutschen Regierung organisierte und zugleich eine republikanische Richtung einschlug, während auch die übrigen Fraktionen, von den Sozialdemokraten ganz abgesehen, antimonarchische Tendenzen mit ihren partikularistischen Maximen verbanden oder zum mindesten einem ausgesprochen parlamentarischen Regiment das Wort redeten.

Die altdeutschen Kreise, mißtrauisch wie sie auch gegen Liberale und Demokraten geworden waren, gründeten dagegen gegen Jahresende einen offen deutsch und monarchisch gesinnten „elsaß-lothringischen Wahlverein".

Aber jene republikanisch-partikularistischen Neigungen hingen wieder auf sehr natürliche Weise mit den Vorgängen in Preußen zusammen, wo sich Monarchie und Konservative zugleich, die eine mit ihren absolutistischen Extravaganzen der Außen- und Innenpolitik, die anderen mit ihrem egoistischen Starrsinn auf wahlrechtlichem und Steuergebiet seit den letzten Jahren Bülows und den Anfängen Bethmanns ihr eigenes Grab gruben. Anderseits hatte der reichsländische Nationalismus sofort durch die vereinigte Linke eine vernichtende Niederlage bei den Landtagswahlen erlitten. Seine Anhänger und auch manche ihrer Gegner schrieben sie nachträglich einem Mangel an taktischer Geschlossenheit, besonders dem Fehlen eines die Massen gewinnenden Wirtschaftsprogrammes zu; doch war sie wohl zugleich ein deutliches Zeichen, daß die große Menge nichts von neuem Krieg und Kriegsgeschrei wissen wollte.

In dem nun erst nach dem Fraktionsprinzip zusammengesetzten und doch wieder vom Zentrum beherrschten Parlament wurde in den wenigen Jahren bis zum Weltkrieg noch eine Fülle ersprießlicher Arbeit geleistet. Und dies unter schwierigsten Verhältnissen. Denn einmal war diese junge, schon aus unerhört heftigen Wahlkämpfen hervorgegangene Landesvertretung nun alsbald den bittersten Parteifehden im eigenen Schoße

über die allgemeinen Fragen eines modernen Staatswesens überliefert, und zum anderen häuften sich die sensationellen Fälle, die immer aufs neue die zwischen Berlin und dem Reichsland noch schwebenden, in der Autonomiefrage gipfelnden Grundprobleme aufwerfen ließen und die Parteien von der Rechten zur Linken jedesmal unter Aufgabe aller trennenden Momente zum geschlossenen Ansturm gegen die Regierung veranlaßten. Diese aber konnte sich immer mühsamer des inneren Gegners erwehren, da sie auch den wachsenden Druck einer alldeutschen Hetzpresse vom Schlag der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" und eines militärischen Übergewichts im Innern zu spüren bekam und so zwischen zwei Feuern stand. Von beiden Seiten wurde ihr Schwäche und Nachgiebigkeit vorgeworfen.

Während sich auf dem Balkan bereits der Knoten des Weltverhängnisses schürzte, nahm unter den oberen Schichten das Kokettieren mit Frankreich zu. 1911 war der „Cercle des étudiants" wegen seiner deutschfeindlichen Umtriebe von der Universitätsbehörde in Straßburg aufgelöst worden. Dessenungeachtet wagte sich ein halbes Jahr später in studentischen Kreisen ein Almanach mit dem Abdruck des Protestes von Bordeaux und einem Mahnwort des Pariser Historikers Lavisse hervor, den französischen Geist zu hegen und zu pflegen. Eine Geschichte des Elsaß aus der Feder Waltz-Hansis, des Colmarer Karikaturisten, seine und Zislins Zeichnungen atmeten die gleiche Gesinnung, ohne daß die einheimischen Blätter sie zurückwiesen. In der zweiten Kammer wurde von Klerikalen und Sozialdemokraten zusammen wieder einmal die Sprachenfrage aufs Tapet gebracht, die die Gemüter längst wieder heftig erregte, und weil sich die Regierung gegen die verlangte Einführung des Französischen in die Volksschule pflichtgemäß ablehnend verhielt, erhob sich bei der Budgetberatung gegen die Bewilligung gewisser kaiserlicher Fonds starker Widerstand. Doch das war nur ein mattes Vorspiel der Empörung, welche die Affäre von Grafenstaden in der Volksvertretung hervorrief: der Leiter des dortigen industriellen Unternehmens hatte sich deutschfeindlicher Umtriebe schuldig gemacht, worauf die deutsche Reichseisenbahnverwaltung dem Werk vorübergehend die Aufträge entzog. Der Regierung aber sprach die zweite Kammer einstimmig ihr Mißtrauen aus, weil sie dem Angeschuldigten keine

genügende Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben und eine schwere Schädigung der elsässischen Industrie zugelassen habe.

Der gewohnte festliche Empfang des eben damals in Straßburg eingetroffenen Monarchen erlitt eine schwere Trübung, als dieser mit der Wiederaufhebung der neuen Konstitution und der Einverleibung in Preußen drohte. Und in echt absolutistischer Form, die an üble Worte der Vergangenheit erinnerte, wurde die Äußerung geschäftig kolportiert. Nun wußte man ja wohl, daß man immer noch von Berlin und der kaiserlichen Willkür abhing, wenn die Verfassung eines Tages „in Scherben geschlagen" werden konnte. Die Antwort des Landtags war selbstverständlich nur noch lautere Opposition. Zentrum und Sozialdemokratie beantragten, daß eine Verfassungsänderung künftig nicht mehr durch Reichs-, sondern durch Landesgesetz geschehen solle, daß besondere Landesfarben angenommen und alle von der deutschen Gesetzgebung aus der früheren französischen übernommenen Strafbestimmungen gegen aufreizende „Zeichen" und „Rufe" abgeschafft würden. Und die Mehrheit des Parlaments machte sich diese Forderungen zu eigen.

Auch die letztgenannte war übrigens keineswegs an sich seditiös: jene Zeichen und Rufe, die Trikolore im Knopfloch, das „Vive la France", waren oft harmloserer Natur, als es den Anschein hat, und nicht selten nur eine Art des Protestes gegen gewisse polizeiliche Torheiten. Und auf der anderen Seite fehlte es nicht an ehrlichen und verständigen Bemühungen zum Ausgleich. Das Programm der zu einer Fortschrittspartei verschmolzenen Liberalen und Demokraten wandte sich sowohl gegen die Sonderbündler, die zum Schaden des Landes den inneren Anschluß an das Deutsche Reich aufhalten wollten, als auch gegen deutsch-chauvinistische Bestrebungen, die diesen Anschluß ohne Verständnis für die Lage zu erzwingen wünschten. Als Abbé Wetterlé, der deutsche Reichs- und elsässische Landtagsabgeordnete, Anfang 1913 mit einer Vortragsreise durch fünfzig französische Städte einen neuen Revanchesturm entfesselte und Preiß behauptete, daß das elsaß-lothringische Volk mitten im Herzen Europas immer noch unter dem Joch eines brutalen Siegers seufze, da protestierte eine große Versammlung in Mülhausen gegen die Kriegshetze einer dünnen Oberschicht, welche die wahre Stimmung fälschen wolle. Der Landtag

nahm einstimmig einen von sämtlichen Fraktionen gestellten Antrag an, der sich mit der gleichen Entschiedenheit gegen einen deutsch-französischen Krieg und für die Versöhnung beider Länder aussprach. Zugleich wurde Wetterlé nicht nur im Reichstag, sondern auch im Straßburger Parlament von allen Parteien abgeschüttelt, was freilich nicht hinderte, daß ihn das Zentrum, bei dem er seit den Wahlen Unterschlupf gesucht hatte, alsbald wieder zu Gnaden annahm.

Über der Grenze kämpfte Jaurès mittlerweile seinen unermüdlichen Kampf für Frieden und Menschlichkeit. Marcel Sembat, der sich später als Mitglied des Kriegskabinetts Briand so völlig wandeln sollte, richtete mit seinem bekannten Buch: „Faites un roi, sinon faites la paix!" den eindringlichsten Appell an das französische Gewissen: ein Seufzer erhebe sich wohl zuweilen von Elsaß-Lothringen her, aber nicht um Frankreichs Hilfe und den Tag der Rache herbeizurufen, sondern im Gegenteil, um den Krieg, sobald einer drohe, zu beschwören. Nur die volle Autonomie innerhalb des Deutschen Reiches sei der Wunsch der Provinzen. Wie vor dem Feuer müsse er vor dem Verlangen nach ihrer Herausgabe warnen, zu der sich Deutschland nicht einmal im Wege des Austausches gegen sämtliche französische Kolonien verstehen könne. Und auch die Autonomie werde es nicht als Vorbedingung eines Ausgleichs mit Frankreich, sondern umgekehrt nur als Folge eines solchen gewähren. Dieser aber würde eine neue Weltära eröffnen: er wäre „der Embryo der Vereinigten Staaten Europas." In Bern tagte die erste Konferenz französisch-deutscher Parlamentarier. Diese ganze Friedensbewegung, auch ein Verständigungsmanifest namhafter französischer Schriftsteller, Künstler und Gelehrter vom gleichen Jahr knüpfte ausdrücklich an jene Parole „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" und die kulturelle Zwischenstellung der Reichslande an, welche die Gegenseite als Deckmantel ihrer kriegerischen Umtriebe benutzte. Aber seit Agadir war das Verlangen nach der verlorenen Ostmark nur noch heißer entbrannt, und seit 1913 war der Lothringer Poincaré, der Mann des Krieges, Präsident der Republik. Frankreich und Deutschland legten völlig gleichzeitig ihre Kriegsrüstung an.

Die deutsche Landesregierung war ihrerseits schon im Januar gezwungen gewesen, zur Auflösung des „Souvenir

alsacien-lorrain", einer Fortsetzung des schon früher aufgehobenen „Souvenir français", wegen hochverräterischer Umtriebe zu schreiten. Im weiteren Verlauf glaubte sie, von entsprechenden Machtmitteln nun allzusehr entblößt, sich nach schärferen Abwehrwaffen umsehen zu müssen. Die dem Bundesrat unterbreiteten Vorschläge gegen feindselige Vereine und Presseerzeugnisse wurden indes in der zweiten Kammer zu Straßburg, sobald sie durch eine Indiskretion vorzeitig bekannt geworden waren, als eine Rückkehr zu den früheren Ausnahmegesetzen in einem neuen Entrüstungssturm aufs schärfste zurückgewiesen: die Psychologie dieser Vorschläge — so lautete noch eines der mildesten Urteile —, in denen sich die Ratlosigkeit der Verzweiflung mit nervöser Ungeduld paare, sei von erstaunlicher Armseligkeit; auf die falsche Diagnose gründe sich eine völlig falsche Therapie. Ein fast einstimmig angenommener Antrag sprach aus, daß das elsaß-lothringische Volk in sich Kraft und Willen genug besitze, seine gesunde Entwicklung gegen allen nationalistischen Chauvinismus sicherzustellen. Und die erste Kammer trat ihm mit überwältigender Mehrheit bei. Es war das vierte Mißtrauensvotum, das die Regierung im Ablauf von wenig mehr als einem Jahr entgegennehmen mußte. So blieb denn alles beim alten. Im Landtag kehrte man, wie immer nach solchen Explosionen, zur positiven Arbeit des Alltags zurück. Die deutschfeindlichen Blätter aber leisteten sich, von der zunehmenden Mißachtung des deutschen Ansehens in der weiten Welt unterstützt, immer maßlosere Angriffe, die bestenfalls nur milde geahndet wurden; sie nannten die Altdeutschen Hungerleider, Schmarotzer, Ungeziefer und forderten sie zum schleunigen Verlassen des Landes auf.

In Berlin war mittlerweile an Stelle der ursprünglichen Begeisterung längst Mißmut und Gleichgültigkeit getreten und die Unkenntnis über die speziellen Verhältnisse nur noch fortgeschritten. Wie man aber dort die Gesamtstimmung gründlich verkannte, so war umgekehrt auch Paris von dem Glauben an die Allgemeinheit jenes Deutschenhasses in der Presse, die doch nur die Gesinnung eines Bruchteiles der Bevölkerung widerspiegelte, nicht mehr zu kurieren. Um so weniger, als auf der anderen Seite sich in der Tat ein schlimmer deutscher Nationalismus dem französischen entgegengestellt hatte. Man wird auch ihn

ganz aus der Situation zu begreifen haben und die schweren Provokationen der Feinde, die steigende Nervosität auf Grund der Weltlage nicht vergessen dürfen. Aber man wird bei all dieser Reserve doch nicht umhin können, zu behaupten, daß ein gewisser preußischer Kommandoton im Bund mit alldeutscher Verblendung, die sich nun einmal mit alemannischer Art wie Wasser und Feuer vertrugen, das Unheil mitverschuldet hat.

Eine Reihe nicht aufzuzählender und auch im einzelnen nicht so leicht zu fassender Aufreizungen im täglichen Leben, eine plumpe Pädagogik im gesellschaftlichen Verkehr, Kränkungen des Bürgers auf der Straße oder im Laden, des Rekruten in der Kaserne, Gesinnungsschnüffelei, ein Drängen nach Gewaltmaßregeln zur „Eindeutschung" des Landes, eine uns heute nur allzu bekannte Art, jeden Andersdenkenden unter den eigenen Landsleuten als üblen „Demokraten", als lauen Patrioten oder gar als Feind des Vaterlandes zu verleumden: das alles hatte seine heillose Wirkung begonnen, bis endlich im November 1913 der Zaberner Fall und der sich anschließende Sturz der gesamten in ihrer Autorität tief geschwächten Regierung Wedel auch dem Blindesten die Augen öffnete und wie mit einem Blitzstrahl die Situation erhellte. Es braucht an die Einzelheiten hier nicht erinnert zu werden. Das war ein Schlag ins Gesicht des deutschen Volkes nach der soeben bewilligten Milliardenvorlage zur Heeresverstärkung, wie vor allem des elsaß-lothringischen. Schon morgen, sagte der Zentrumsabgeordnete Hauß in der zweiten Kammer, könne die übermütige Soldateska in einem anderen Garnisonort den Geßlergruß von einem aufrechten Bürgertum verlangen. Eine Kluft habe sich aufgetan zwischen bürgerlichem Rechtsempfinden und den haltlosen Ehr- und Rechtsbegriffen des Militärs. Man verglich dieses System mit dem preußischen vor 1806. Die Mehrheit im Reichstag war sich darüber mit allen Stimmen im Reichsland einig. „Man muß es im Elsaß selbst erlebt haben," schreibt Friedrich Curtius, „wie die offenen und treuen Anhänger der deutschen Sache auf das tiefste enttäuscht, vor ihren französisch gesinnten Landsleuten bloßgestellt waren und wie die letzteren mit einer geradezu unheimlichen Genugtuung diesen Zusammenbruch hoffnungsvoller Anfänge der Versöhnung begrüßten. Hier schien die wahre Natur des deutschen

Staatswesens ans Licht gekommen zu sein. ... Mit dem Geist, der hier gesiegt hatte, war keine Verständigung möglich. Dieselben Kräfte, die in Zabern gesiegt hatten, trieben in den Weltkrieg hinein, der ihnen die längst erwünschte Gelegenheit bringen sollte, das deutsche Elsaß als ‚Feindesland' zu behandeln."

Es ist ein furchtbares Urteil, das hier gefällt wird. Aber wenn man das Hineintreiben mehr im passiven Sinn, als ein Hineingetriebenwerden, versteht, so kann man im übrigen leider keinen starken Widerspruch erheben. Was half es nun, daß mittlerweile, von den Parlamentsdebatten ganz abgesehen, eine immer umfangreichere und tiefer grabende deutsche Literatur die gesamte Entwicklung des Landes in neudeutscher Zeit kritisch besonnen begleitet hatte. Es wird allerdings zuzugeben sein, daß sie gerade einigen berlinerisch-preußischen Grundfehlern, einem — der Ausdruck ist kaum zu hart — innerlich lügenhaft gewordenen System gegenüber allzu sanft auftrat. Mit diesem schwerwiegenden Vorbehalt gibt sie heute noch ein wertvolles Bild: im einzelnen zustimmend oder ablehnend, mahnend und warnend, im ganzen wieder und wieder die positiven und die negativen Kräfte summierend und wägend. Da standen auf der Minusseite der katholische Klerus mit Schule und Presse, die Pensionats- und Klostererziehung der Töchter, der persönliche Verkehr mit der Verwandtschaft in Frankreich, die enorme Anziehungskraft der Pariser Zivilisation, die traditionellen Sympathien, die stille Bewunderung auch der breiten Massen für sie und die französische Sprache, selbst wenn man sie gar nicht verstand, die überlegene formale Anmut auch der romanischen Geisteskultur, während unsere eigenen köstlichen Schatzkammern obendrein von der großen materialistischen Woge überschwemmt und verborgen waren; der Skeptizismus und französelnde Partikularismus, dem es mit der deutschen Seite nicht einmal der „Doppelkultur" rechter Ernst war; das Fehlen der Freizügigkeit im staatsrechtlichen Sinn zwischen Elsaß-Lothringen und Altdeutschland: wieder einer der verhängnisvollsten Mängel, der einmal im Privatgespräch einem Elsässer das Wort in den Mund gab, bis 1870 sei die Westgrenze des großen Frankreichs ihre

Grenze gewesen, jetzt sei es der Rhein. Unsere Prälaten- und Notabelnpolitik, die erst mit der Landtagsverfassung und den entsprechenden Fraktionsbildungen ihrem natürlichen Ende entgegengingen, unser Gewährenlassen in gefährlichen Dingen und vielerlei Schroffheiten in ungefährlichen, sei es der administrativen Unterorgane oder der Chauvinisten auf eigene Faust, hatte je und je scharfer Tadel getroffen. Eine lange Reihe Fehler politischer und sozialer Art waren zusamt allem immer planloseren Hin und Her unserer ganzen Haltung auch dem maßvollsten Beobachter nicht verborgen geblieben.

Auf der anderen Seite wurden alle Faktoren des Deutschtums auf ihre Pionierleistungen geprüft. Hier kam der Schule die höchste Bedeutung zu, die aber erst mit einer finanziellen Aufbesserung der Volksschullehrer und einer Emanzipation der Landschulen von dem faktisch ausnahmslos fortbestehenden geistlichen Einfluß zu voller Wirkung gelangen konnte, während Gymnasium und Universität für die Verschmelzung eigentlich immer noch einen Wechsel auf die Zukunft darstellten. In zweiter Linie stand die Armee, die beste der Welt, mit doch noch ganz anderen Qualitäten als jenen, die in Zabern zutage traten, einem noch gewaltigen Grundstocke edelster altpreußischer Traditionen. Die erst 1914, nun aus erklärlichem neuen Mißtrauen, wieder aufgenommene Methode, die volle Rekrutenquote zwischen Neu- und Altdeutschland auszutauschen, mag wohl auch ihre gute Seite gehabt und eine Reihe von Jahren die Mischung der Stämme besonders gefördert haben. Mit Anhänglichkeit dachten sehr viele gediente Leute, sofern sie nicht bald wieder entgegengesetzten Einflüssen verfielen oder durch den Hurrapatriotismus eines tölpelhaften Bezirkskommandeurs abgeschreckt wurden, an ihre Truppe zurück. Aber eben solche zwangsweisen und plumpen Bestrebungen und manches andere mehr, wie etwa die Zustände der „kleinen Garnison" u. dgl., waren von der Kritik auch nicht unbeachtet geblieben. Als drittes Element durfte das deutsche Beamtentum nicht vergessen werden: war der Franzose im ganzen liebenswürdiger in der Form, so zeichnete sich der Deutsche durchweg durch Zuverlässigkeit und Unbestechlichkeit aus, und dem Richterstand war es gelungen, die von der französischen Zeit stammende treffliche Tradition in vollem Maße hochzuhalten.

Weiter glaubten einige Stimmen noch zuletzt, wie nun eben einmal die Dinge lagen, die sehr starke Bevölkerungsverschiebung nur begrüßen zu müssen: rund einer halben Million nach Frankreich Zurückgekehrter standen schließlich etwa 400000 altdeutsche Einwanderer in der ersten oder schon der zweiten Generation gegenüber. Und in den zwei französischen Bezirken Lothringens, Metz-Land und Château-Salins, schien sich mit der Zeit infolge dauernden Geburtenrückganges die Sprachenfrage auf natürlichem Wege zu lösen. Damit ist nun freilich die schwere wirtschaftliche Klage zu vergleichen, die 1913 die „Neue Zeitung", das demokratische Organ, welches noch zwei Jahre zuvor die nationale Union heftig bekämpft hatte, erhob: sie halte dem alldeutschen Treiben vor, daß es auch Handel und Industrie im Elsaß unwiederbringlich geschädigt habe; denn französisches und einheimisches Kapital sei infolge davon bis zur Höhe von fast einer Milliarde abgewandert. Daß der Vorwurf in dieser Fassung schief ist, werden einige Zahlenangaben im folgenden lehren; und außerdem war er zu Unrecht bloß an die deutsche Adresse gerichtet. Vollberechtigt war dagegen ein zweiter, der wohl einen tatsächlichen Milliardenverlust betraf und durch keinen Hinweis auf neue Menschenzufuhr entkräftet werden konnte. Es handelte sich um die von allen Parteien des Landtags immer wieder erhobene Forderung der Moselkanalisierung, d. h. der Herstellung einer billigen Wasserverbindung mit den rechtsrheinischen Gebieten, wie sie durch den Aufschwung der lothringischen Eisenwerke in den letzten Jahren unbedingt notwendig geworden war. Und dem Reich mußte es um so näher liegen, diesem wirtschaftlichen Hauptwunsche zu willfahren, als seine Erfüllung außerordentlich geeignet schien, zugleich eine engere politische Verknüpfung Lothringens und der gesamten Reichslande mit Altdeutschland nach sich zu ziehen. Preußen aber versagte diesem Projekt in viel zu einseitiger Begünstigung der rheinisch-westfälischen Industrie und der Finanzpolitik seines Eisenbahnministers bis zuletzt die Genehmigung und zwang den lothringischen Verkehr damit zur stärkeren Ausnützung der französischen Kanäle.

In allem übrigen bildet die elsaß-lothringische Wirtschaftsgeschichte unter deutscher Herrschaft das ruhmreichste Kapitel von allen. Im Ausbau seines Bahn- und Wegenetzes stand

das Reichsland schließlich hinter keiner deutschen Provinz zurück. Auf dem Gebiet der Landeskultur waren die Wasserkräfte der Vogesen durch Stauweiher nutzbar gemacht, ganze Gegenden, so die Haardt zwischen Gebirge und Rhein, aus sterilen Strecken zu reichgesegneten umgewandelt. Straßburg selbst war seit 1892 mehr und mehr zum großen Hafen- und Handelsplatz erweitert, und 15 Jahre später hatten sich endlich nach harten Kämpfen die oberrheinischen Regierungen über die Rheinstromregulierung verständigt. Durch dieses Wunderwerk der Wasserbautechnik war die Stadt, nun von dem genialen Nachfolger Backs, dem Altelsässer Schwander, geleitet, zum Ausgangspunkt von Frachten bis Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen geworden, während wiederum die zahlreichen Fäden des reichsländischen Kanalnetzes Groß- und Kleinschiffahrt verbanden, als Zubringer der Saar- und der belgischen Kohle, des mannigfachsten Rohmaterials aus Oberelsaß, Lothringen und Frankreich wie als Versandstraßen nach diesen Richtungen dienten.

Wie großartig hatte sich mit dem allen die Gesamtwirtschaft des Landes gehoben, Industrie und Handel, welche die Bevölkerungszahl um ein Viertel seit 1870 vermehrten, Körnerbau und Viehbestand, Tabak-, Hopfen- und Gemüsekultur und der vorher durch die französische Konkurrenz fast völlig daniederliegende Weinbau. Auch die Textilindustrie hatte die Loslösung vom französischen Wirtschaftsleben glücklich durchgeführt und sich durch einschneidende Produktionsveränderungen dem neuen deutschen Markt anzupassen vermocht. Die lothringische Eisenverarbeitung dagegen hatte sich aus kleinen französischen Anfängen durch altdeutsche Kapitalien und Unternehmerkraft dem immer gesteigerten Wirtschaftsbedarf entsprechend zu gewaltiger Höhe entwickelt und den Produktionswert in 40 Jahren von 1,8 Millionen auf 54 Millionen gesteigert. Und zu den Hochöfen und Walzwerken im Norden des Landes hatte sich im letzten Jahrzehnt als jüngster, aber vielverheißender Zweig die Verwertung der neuentdeckten Bodenschätze des Südens, die oberelsässische Kaliindustrie, gesellt. Die allgemeine Steigerung der wirtschaftlichen Leistung, die nicht minder in der Steinkohlengewinnung, in der Maschinen- und Metall-, der Papier- und Lederindustrie, wie im Baugewerbe nachzuweisen war, die in 27 Jahren von einer halben Million auf 14 Millionen Tonnen

erhöhte Ausfuhr, die von $2^1/_5$ auf $9^1/_3$ Millionen vermehrte Einfuhr, die entsprechende Ausdehnung des Bank- und Kreditwesens: das alles waren unbestrittene, auch von einem gerechten Gegner zugestandene Erfolge, das alles bewies, wie mächtig die stolze Wirtschaftskraft des neuen Reiches auch in den Adern unserer Grenzlande pulsierte.

Eben dieser unerhörte wirtschaftliche Aufschwung des Reichs, die neue Industrie und die gewaltig wachsende Menschenzahl hatten den alten Rahmen gesprengt, uns hinausgetrieben in die Welt: wiederum, wie schon vor einem halben Jahrhundert als geeinter Nationalstaat, kamen wir spät genug herbei, als einer der letzten traten wir ein in die neue große Reihe der Weltstaaten und Weltwirtschaftsorganismen. Aber jagten wir Welteroberungsplänen nach? Nahmen wir nicht an, daß unser Imperialismus, über dessen Deutung wir uns selbst mit echt deutscher Gründlichkeit bis zum Weltkrieg besannen, überhaupt kein richtiger Imperialismus sei? Nichts wollten wir in Wirklichkeit als die offene Tür und die Seegeltung neben, nicht über den anderen. Jene lärmende Gruppe, die von Anfang an anderes erstrebte, glaubten viele, freilich zu unserem Unheil, übersehen zu dürfen; denn der Kaiser, die Regierung wie die überwältigende Mehrheit der Nation hatten nichts mit ihr zu tun. Bis zuletzt waren wir uns daher auch sicher bewußt, diesen Krieg in der Verteidigung zu führen, wie Friedrich der Große den siebenjährigen. Und so glaubten wir ihn, wenn nicht anders möglich, fortsetzen zu können, bis der Gegner zur Einsicht käme, obwohl das Ringen immer schrecklicher wurde und uns dann nichts in Aussicht stand, als die von den Besten immer noch festgehaltene Hoffnung auf eine neue europäische Kulturgemeinschaft für unabsehbare Zeit zu begraben.

Aber so unbedingt richtig es ist — trotz gegenteiliger erzwungener Verbriefung —, daß wir uns in der Verteidigung, nur mit strategischer Offensive, befanden, nicht einmal in einem Präventivkrieg, so verhängnisvoll war die Politik, die uns in diesen Verteidigungskrieg getrieben hat. Wir haben ihn, ohne ihn zu wollen, herbeigerufen, voll heimlichen Grauens vor ihm, ohne starken Freund auf dem ganzen Erdball, das unversöhnte

Elsaß-Lothringen an der Grenze und dennoch Jahr um Jahr mit provozierender Geste vor die Welt tretend, weil wir bloße Epigonen bismarckischen Geistes waren, ohne Augenmaß für das uns zunächst Erreichbare, weil Gefühlspolitik und ein neues Gottesgnadentum die reale Staatskunst abgelöst hatte, während Weltpolitik auf die Dauer überhaupt nur ein innerlich freies Staatswesen zu treiben vermag. Wie im ohnmächtigen alten Reich sind im machtvoll gegründeten neuen Schuld und Unglück tragisch verkettet.

Wir haben den Krieg selbst geführt mit einem durch keinen obersten Ausgleich gemilderten Übergewicht der militärischen Leitung über die politische und einer unberufenen Nebenregierung hinter den Kulissen, mit einer technischen und psychologischen Verkennung gewisser ausschlaggebender Verhältnisse und Faktoren und einer, wie es doch immer klarer hervortritt, ebenso bejammernswerten Mißachtung jeder sich bietenden Möglichkeit maßvollen Friedens: also mit Eigenschaften, die uns alle Vorteile der eigenen strahlenden Siege wieder aus der Hand schlugen. Noch in spätesten Jahrhunderten wird man von deutschem Heldentum und deutscher Feldherrngröße in diesem Kriege singen und sagen. Aber auch jenes Bild wird dauernd im Menschengedächtnis bleiben, wie wir uns im schillernden Glanz alldeutsch-vaterlandsparteilicher Phantasien über den Osten und Westen des Kontinents reckten, und wie alles einer Seifenblase gleich zersprang. Wir haben den Krieg darum auch geendet, wie er enden mußte, nachdem wir uns die größte Demokratie der Welt als letzten Gegner mit der traditionellen Verkennung seiner Kraft auf den Hals geladen hatten, während wir bei alledem noch am alten belgischen wie an den östlichen Kriegszielen festhielten, sie nur unaufrichtig verschleiernd: mit Zusammenbruch und Revolution, der selbstverständlichen Empörung eines vier lange Jahre kämpfenden, darbenden, hoffenden und betrogenen Volkes.

In diesen vier Kriegsjahren nun hatte das Reichsland als Operationsgebiet den Druck der militärischen Faust in besonderem Maße zu erdulden. Sehr vieles, was geschah, findet in dem furchtbaren Zwang der Kriegslage und der außerordentlich schwierigen inneren Situation, in verräterischen Handlungen, wie sie einmal massenweise, einzeln in häufiger Wiederholung

sich ereigneten, seine Rechtfertigung. Aber es ist auch unendlich viel von unserer Seite gesündigt worden, und es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß uns bei höchst rühmenswerten Ausnahmen im einzelnen jene psychologische Impotenz des ganzen Systems, die uns Freunde und Bundesgenossen entfremdete und nirgends die Herzen gewinnen ließ, auch in Elsaß-Lothringen außerordentlich geschadet und sein gewichtiges Teil beigetragen hat, um die trotz Zabern immer noch in der Mehrheit vorwaltenden loyalen Gefühle zu ersticken und ins Gegenteil zu verkehren. Noch im Vorjahre hat der Träger eines im besten Andenken stehenden elsässischen Namens von kerndeutscher Gesinnung die erschütternde Anklage erhoben, daß das Volk moralisch und seelisch vernichtet und zertreten wurde. Und auch die persönlich vornehm-gütige Gesinnung des Herrn v. Dallwitz, des letzten Statthalters im altkaiserlichen Deutschland, war nicht mehr imstande, hier Wandel zu schaffen, da er, selbst ein Mann preußischer streng konservativer Auffassung, schon einige Monate nach Antritt seines Amtes sich der Militärdiktatur gegenüber sah und sein Wirken niemals mehr zu irgendwie freier Entfaltung gelangen konnte.

Indes erhebt sich die Frage, ob nicht die rechtzeitige Verleihung der vollen Autonomie den Verlust des Landes hätte verhindern können. Friedrich Curtius, ein so ausgezeichneter, nur, wie mir scheint, etwas zu idealistisch veranlagter Kenner des Landes, hat sie vor kurzem bejaht und den Moment des Kriegsausbruchs als dafür geeignet bezeichnet. Wäre damals, so meint er, der Landtag zusammenberufen und mit diesem die Verfassung eines autonomen Staates vereinbart worden, so hätte sich für die Preisgabe staatlicher Selbständigkeit zugunsten der Wiedervereinigung mit Frankreich aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine Minorität ergeben, schlimmstenfalls aber hätte Deutschland auf die Zugehörigkeit dieses selbständigen Staates zum Deutschen Reich verzichten und so wenigstens verhindern können, daß Frankreich wieder von Straßburg aus die Sicherheit des deutschen Südens bedrohte. Und selbst noch im Sommer 1917 war nach Curtius die Aufgabe, nachdem man sich endlich in Berlin mit ihr befreundet hatte, zu lösen, hätte nicht der dynastische Ehrgeiz Bayerns mit seinem Annexionsprojekt und der politische Unverstand der militärischen Verwaltung mit ihrer „geradezu

empörenden Mißhandlung der Volksvertretung" auch diese letzte Möglichkeit verspielt. Mit absoluter Sicherheit wird freilich niemand diese Fragen nachträglich zu entscheiden vermögen, und es bleibt, selbst wenn man für 1914, voll von verdoppelter Trauer, heute ganz und gar zustimmen möchte, wenigstens für 1917 einiger Zweifel rege, ob nicht ein solch später Schritt nur die Auslegung als Schwächezeichen gefunden hätte, zumal der Zwang des Krieges ja doch bis zum Ende auf dem Lande weiter lasten mußte, die Verfassungsänderung zunächst also wenig in die Erscheinung getreten wäre.

Dagegen hätte uns das Geschenk der Autonomie in früheren Zeiten, etwa nach Chlodwig Hohenlohes oder um die Mitte von Fürst Hermanns Statthalterschaft, die furchtbare Zukunft vielleicht überhaupt ersparen helfen, nachdem einmal bei der Reichsgründung Elsaß-Lothringen in den luftleeren Raum gestellt war, statt es Preußen anzugliedern oder, wohl noch besser, es zwischen Preußen und dem Süden aufzuteilen: das eine hätte Berlins Interesse notgedrungen bis zuletzt viel reger erhalten, das andere die Herzen der Elsässer wahrscheinlich weit mehr erschlossen und zugleich die so unheilvolle partikularistische Entwicklung mindestens gemildert. Später war der Fehler auf dem Wege irgend einer Angliederung irreparabel und nur auf jenem andern wiedergutzumachen. Doch es war in jedem Falle zweierlei, ob etwa der englische Staat den niedergeworfenen Buren die Selbständigkeit innerhalb des Reiches gewährte oder wir unserer Grenzmark. Und damit berühren wir immer wieder einen der Kernpunkte des Problems: man stand, wie es ja Puttkamer und andere sehr wohl erkannten, erst in den Anfängen der Wiedergermanisierung des mitten zwischen Frankreich und Deutschland gelegenen Landes, und sie gedieh nicht bloß wegen seiner zweihundertjährigen Zugehörigkeit zu Frankreich so langsam, sondern auch wegen der geringen Anziehungskraft des innerlich rückständigen, sich autokratisch gerierenden Preußen-Deutschlands. Es waren in vieler Hinsicht zwei heterogene Welten.

Wir aber gaben uns noch im Verlauf des Krieges, wenn wir auch von Anfang überzeugt waren, daß eine Gewinnung Elsaß-Lothringens im innerlichsten Sinn nur aus einer neuen und dauernden Vermählung der Staats- und der Kulturidee, aus

einem freiheitlich reorganisierten Deutschland erfolgen könne, dem Glauben hin, daß die vielerörterte endgültige Lösung der staatsrechtlichen Frage eine reindeutsche, innere Angelegenheit und unter keiner Form, auch nicht der der Neutralität, an eine Herausgabe zu denken sei. Das ganze Volk schien damals einig und geschlossen hinter Kühlmanns Antwort auf diese Forderung zu stehen: „Nein, niemals!" Wir wußten, daß England die alte deutsche Ohnmacht wolle, indem es sich, in so völligem Kontrast mit seiner 1870 eingenommenen Haltung, mit Frankreich in dieser Angelegenheit identifizierte. Wir stimmten alle Fr. Meinecke zu, als er die alte Wahrheit neu aussprach und Elsaß-Lothringen als den Riegel nach außen, die Klammer zwischen Süd und Nord im Innern, als die elementarste Sicherung, die vitale Notwendigkeit unseres politischen Daseins in Gegenwart und Zukunft bezeichnete. Wir sagten es mit ihm voraus: wir müßten es bei der nächsten Gelegenheit wieder nehmen, wenn wir es verlören, und ein neues Jahrhundert kriegerischer Beunruhigung, Spannung und Erschöpfung würde die Folge sein. In unseren Händen bleibend, würde es dagegen, so meinten wir, eine Weltverschwörung wie die letzte vielleicht auf lange Zeiten hinaus ausschließen und den Satan im imperialistischen Machtstaat zur Hölle weisen.

Schluß.

In wie vielem hat nicht heute jeder von uns umlernen müssen. Und wer den Jubel der Begeisterung, die aus tausend Herzen dringenden Rufe: „Vivent les libérateurs!“ beim Einzug der französischen Truppen mitangehört hat, auf einem Boden, auf dem noch wenige Wochen vorher das Alldeutschtum kräftig in die Posaune gestoßen hatte und jedes gemäßigte Wort in der Öffentlichkeit verpönt war, der mag wohl in tief erschüttertem Herzen von Zweifeln auch über bis zuletzt festgehaltene nationale Glaubenssätze bestürmt worden sein: es gereicht ihm nicht zur Unehre. Von jeher hatte im Völkerleben die nachträgliche Versittlichung einer Gewalttat in der friedlichen politisch-kulturellen Durchdringung, in der innerlichen Angliederung und Befriedigung des Vergewaltigten bestanden. Und es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß Frankreich, obwohl ihm die Bewohner zu allen Zeiten im Grunde gleichgültig waren und nur die Rheingrenze sein Ziel, diese Entsühnung in den Augen der Elsaß-Lothringer selbst so gut gelungen war, daß sie ungeachtet ihrer zumeist deutschen Abstammung und Vergangenheit das alte Mutterland 1871 zurückstießen und sich nichts Besseres kannten, als Franzosen zu bleiben. Es läßt sich ferner die für Deutschland beschämende Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß uns der Ablauf des letzten halben Jahrhunderts diese volle Rechtfertigung der Wiedernahme — um nochmals im Sinn Elsaß-Lothringens zu sprechen — noch nicht erbracht hatte, daß dies erst durch die Vollendung des Germanisationsprozesses geschehen wäre. Doch er war im Gang, nur der Krieg hat seine ruhige, wenn auch zähe Fortsetzung unterbrochen und geknickt. Und es ist schon oft die sehr begründete Frage erhoben worden, warum die Rückwärtsrechnung von historischem Recht, zumal nach einstigem so langem deutschen Besitz, gerade vor 1871 haltmachen müsse.

Unser Sieg anderseits hätte das wahre Attraktionsvermögen besessen und den Prozeß gewaltig beschleunigt. Statt dessen war diese Anziehungskraft dem Gegner vom Kriegsglück beschieden. Und dennoch heute schon die sich immer mehrenden, immer lauteren Stimmen der Opposition im bisherigen Reichsland gegen die „Freiheit“, die diese Sieger brachten. Nicht

als ob sich die Elsaß-Lothringer nun nach dem deutschen Regiment zurücksehnten: es wäre ein äußerst schwerer Irrtum, das zu glauben. Aber eine Enttäuschung ist allem Anschein nach in steigendem Maße vorhanden. Die Selbständigkeit zwischen Deutschland und Frankreich ist heute wieder der brennende, aber unerfüllbare politische Wunsch gar vieler. Sozial und wirtschaftlich werden die stärksten Erschütterungen erst noch folgen, wenn sich der volle Gegensatz der schutzlosen Arbeitermassen unten und der ausbeutenden Unternehmer oben offenbart, wenn sich die oberelsässische Textilindustrie der Konkurrenz der mittlerweile emporgekommenen ost- und nordfranzösischen Webereien, der Weinbau durch den innerfranzösischen Wettbewerb der vollen Vernichtung preisgegeben sieht, der Eisen- und Stahlerzeugung der Absatzmarkt im industriearmen Frankreich auf die Dauer fehlen wird. Das alles zusammen mit der Tatsache, daß unsere Germanisation wenigstens eingesetzt hatte, möge denjenigen zu einigem inneren Ausgleich dienen, die heute etwa die Losung unserer Väter: Rückgabe des alten Raubes! als zu knapp empfinden.

Um so uneingeschränkter werden wir uns dagegen alle nach wie vor zu der bismarckischen Motivierung von 1871 bekennen müssen, die in jenen oben erwähnten Sätzen Meineckes wiederklingt und nicht minder von Brentano aufgenommen und volkswirtschaftlich-philosophisch noch mit den Worten gestützt wird: „Selbst angenommen, die 1549738 Einwohner, die Elsaß-Lothringen 1871 zählte, hätten ausnahmslos leidenschaftlich an Frankreich gehangen, ihnen stand das Bedürfnis von damals 39509054 Altdeutschen gegenüber, vor der Wiederkehr der so oft erlebten französischen Angriffe gesichert zu sein. Gerade nach dem demokratischen Grundsatz des größten Glückes der größten Zahl war die Annexion gerechtfertigt.“ Heute aber hat jene Motivierung, während der Altreichskanzler nur aus unserer schweren Vergangenheit die Beweise holte, ihre schrecklichste Bestätigung in der Gegenwart gefunden. Deutschland, durch den Willen des Gegners versklavt und halb vernichtet, ist fort und fort durch das wieder französische „Bastion“ bedroht und einer neuen Einmischungs- und Zertrümmerungspolitik im Stile Ludwigs und Napoleons, wie an allen Grenzen, so zumal am Rhein unterworfen. Sollte dieser neue „Gordische

Knoten" — um noch einmal mit Bismarck zu reden — die nationalen Rechte der Deutschen wiederum auf weit hinaus unter Verschluß legen, so würden unsere Nachkommen aufGrund eben des Rechtes, „als große Nation zu leben und zu atmen", nach vielleicht fünfzig oder hundert Jahren neuerdings zum Schwert greifen müssen, um ihn ein letztes Mal zu durchhauen.

Hätten wir heute gesiegt und unseren Erfolg mit all den Annexionen besiegelt, die alldeutsche Träumereien und Gelüste uns zuwiesen, so wäre freilich dieses Reich wie das napoleonische Großreich in wenigen Jahren voraussichtlich wieder zertrümmert worden, oder die Welt wäre vielleicht, statt am deutschen Wesen zu genesen, an ihm mit seinem ostelbischen Kasten- und Kasernengeist zugrunde gegangen. Würden dagegen die heutigen Sieger die deutsche Knechtschaft verewigen, so wäre die Welt durch den Ausfall eines ihrer herrlichsten Völker nicht minder dem Untergang geweiht, auch dem moralischen, denn die Lüge von der alleinigen deutschen Kriegsschuld würde dann den angelsächsischen Geschäftssinn und die französische Revanche- und Ruhmespolitik dauernd verhüllen. Die Zeit aber geht mit größeren Ideen schwanger, die solche Gewaltpolitik hüben wie drüben als veraltet erscheinen lassen. Und ihnen Geburtshelfer zu sein, nicht auf die, wenn auch noch so ferne, Verwirklichung kriegerischer Pläne zu sinnen, hat der neue deutsche Volksstaat die dringende Pflicht. Reift der Keim des heute zunächst schmählich verratenen Gedankens des Völkerbundes in den Nationen allmählich zur Frucht, wird das Ideal der Internationale, das wirtschaftlich und sozial seine Stütze in unseren Arbeitermassen hat und immer mehr finden wird, auch von den gegnerischen Millionen aufgenommen, dann wird die Ziehung der politischen Grenze nicht mehr die ausschlaggebende Rolle von heute spielen. Dann könnte es nach tausendjährigem Grenzkampf im Westen zur wahren Einheit der germanisch-romanischen Völker kommen. Das erst wäre die wirkliche Genesung der Welt, und die bisher so unmögliche „Doppelkultur" könnte bei einer so von Grund aus veränderten Konstellation, mag dann eine Selbstbestimmung Elsaß-Lothringens wie immer ausfallen, dieser neugestalteten Welt vielleicht noch zum Segen gereichen.

Literaturangaben.

Spahn, Elsaß-Lothringen, 1919.
Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer, 1918.
Vidal de la Blache, La France de l'Est (Lorraine-Alsace), 1917.
Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsaß, 3. Aufl., 1886.
Reuß, Histoire d'Alsace (Les vieilles provinces de France), 1912.
Wackernagel, Geschichte des Elsaß, 1919.
Derichsweiler, Geschichte Lothringens, 1901.
Huhn, Geschichte Lothringens, 1877.
Lothringen und seine Hauptstadt, hg. von Ruppel, 1913.
Petersen, Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen (Der Kampf um das Deutschtum, 5. H.), 1902.
Curtius, Deutschland und das Elsaß, 1919.
Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. Ein Sammelwerk, hg. von Strupp, 1917.
W. Kapp, Die Westmark des Deutschen Reiches in Vergangenheit und Gegenwart, 1916. (Schützengrabenbuch.)
v. Borries, Geschichte der Stadt Straßburg, 1909.
D. Schäfer, Deutsche Geschichte, 5. Aufl., 1916.

Wolfram, Siedelungsprobleme in Elsaß-Lothringen, 1915 (Verhandlungen des XIX. deutschen Geographentags).
—, Nationalitätsgrenze und Bauart in Lothringen (Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalspflege, 9. Jahrg., H. 3).
Hampe, Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufen, 4. Aufl., 1919.
F. Kern, Grundlagen der französischen Ausdehnungspolitik (Habil.-Schrift, Kiel), 1910.
A. O. Meyer, Die Wurzeln der deutsch-französischen Erbfeindschaft, 2. Aufl., 1916 (Zum geschichtlichen Verständnis des großen Krieges).
Mentz, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, 1913.
Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.
v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, 1890.
Winkelmann, Der Anteil der deutschen Protestanten an den kirchlichen Reformbestrebungen in Metz bis 1543, 1897 (Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, Bd. IX).
Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, 1889 ff.
Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert.
Reuß, L'Alsace au 17e siècle, 1898 f.
Droysen, Bernhard von Weimar, 1885.

Koſer, Staat und Geſellſchaft zur Höhezeit des Abſolutismus, 1908 (Kultur der Gegenwart, Teil II, Abt. 5, I).
Erdmannsdörffer, Deutſche Geſchichte vom Weſtfäliſchen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, 1892.
Les grands traités du règne de Louis XIV, p. p. Henri Vast, 1893 ff. (Collection de textes historiques).
Overmann, Die Abtretung des Elſaß an Frankreich im Weſtfäliſchen Frieden, 1905.
Jacob, Die Erwerbung des Elſaß durch Frankreich im Weſtfäliſchen Frieden, 1897.
Albert-Petit, Comment l'Alsace est devenue française, 1915.
Hauviller, Frankreich und Elſaß im 17. und 18. Jahrhundert, 1900.
Frhr. v. Müllenheim und v. Rechberg, Die Annexion des Elſaß, 1896 (Beiträge zur Landes- und Völkerkunde von Elſaß-Lothringen, 22. H.).
Haller, Die deutſche Publiziſtik in den Jahren 1668 bis 1674, 1892.
Marcks, Ludwig XIV. und Straßburg (Männer und Zeiten, 5. Aufl.), 1918.
Hölſcher, Die öffentliche Meinung in Deutſchland über den Fall Straßburgs während der Jahre 1664 bis 1684, 1896.
Denkſchrift Kurfürſt Friedrichs III. von Brandenburg an Kaiſer Leopold I. über die Notwendigkeit der Wiedererwerbung Straßburgs, 1696 (Neudruck 1877).
Ch. Hoffmann, L'Alsace au dix-huitième siècle (Bibliothèque de la Revue d'Alsace, Bd. 9—12), 1906 f.
Reuß, L'Alsace pendant la révolution française, 1880 ff.
Ludwig, Die deutſchen Reichsſtände im Elſaß und der Ausbruch der Revolutionskriege, 1898.
Staehling, Histoire contemporaine de Strasbourg et de l'Alsace (1830 bis 1852), 1884.
Wiltberger, Die deutſchen politiſchen Flüchtlinge in Straßburg 1830—1849, 1910 (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geſchichte, hg. v. Below, Finke, Meinecke, H. 17).

Anrich, Deutſche und franzöſiſche Kultur im Elſaß in geſchichtlicher Beleuchtung, 1916.
Spach, Moderne Kulturzuſtände im Elſaß, 1873 f.
Dehio, Hiſtoriſche Betrachtungen über die Kunſt im Elſaß, 1910 (Hiſtoriſche Zeitſchrift).
Denkmäler der Baukunſt im Elſaß vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert, hg. von Hausmann und Polaczek 1903 ff.
Polaczek, Von der Kunſt im Elſaß, 1918.
Bloch, Geiſtesleben im Elſaß zur Karolingerzeit, 1901 (Illuſtrierte Elſäſſiſche Rundſchau, III, 4).
Baeumker, Der Anteil des Elſaß an den geiſtigen Bewegungen des Mittelalters, 1912.
W. Sohm, Die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs in ihrem gegenſeitigen Verhältnis 1530—1581. Ein Beitrag zur Geſchichte deutſcher Renaiſſance, 1912. (Hiſtoriſche Bibliothek, Bd. 27.)

Holtzmann, Über das Deutschtum im Elsaß vor der französischen Revolution 1912 (Mitteilungen der Elsaß-Lothringischen Vereinigung, 2. F., 6. H.).
Kiener, Die elsässische Bourgeoisie, 1909.
Schnütgen, Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland von 1814 bis 1848 (Straßburger Beiträge zur Neueren Geschichte, hg. v. M. Spahn, 6. Bd.), 1913.
Kaiser, Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1833 bis 1870, 1913 (Elsaß-Lothringische Kulturfragen, Juni-Juli).
Herkner, Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter, 1887.
Levi, Zur Geschichte der Rechtspflege in der Stadt Straßburg i. Els., Festschrift, 1898.

Haller, Bismarcks Friedensschlüsse, 2. Aufl., 1917.
v. Treitschke, Was fordern wir von Frankreich? 1870 (Preußische Jahrbücher, auch separat).
Elsaß-Lothringen im Reichstag vom Beginn der ersten Legislaturperiode bis zur Einführung der Reichsverfassung, red. u. hg. v. Schricker, 1873.
Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstages, 1874 ff.
Verhandlungen des Landesausschusses für Elsaß-Lothringen, Stenographische Berichte, 1875 ff.
Verhandlungen des Landtages für Elsaß-Lothringen, Stenographische Berichte, 1912 ff.
Egelhaaf, Politische Jahresübersicht, 1909 ff.
Eccard, L'Alsace sous la domination allemande, 1919.
Redslob, Abhängige Länder. Eine Analyse des Begriffs von der ursprünglichen Herrschergewalt, 1914.
Gerber, La condition de l'Alsace-Lorraine dans l'empire allemand (Thèse pour le Doctorat, Dijon), 1906.
Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen alter und neuer Zeit, 4. Aufl., 1910.
Schneegans, 1835 bis 1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit, hg. v. H. Schneegans, 1904.
Aus Friedrich Althoffs Straßburger Zeit. Erinnerungen für seine Freunde, zsgst. v. M. Althoff, 1914.
A. v. Puttkamer, unter Mitwirkung v. Staatssekretär a. D. M. v. Puttkamer, Die Ära Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen (o. J.).
Keck, Das Leben des Generalfeldmarschalls Edwin v. Manteuffel, 1890.
Valentin, Das Reichsland unter Manteuffel, 1911 (Deutsche Revue, April-September).
F. Klein, L'évêque de Metz. Vie de Mgr. Dupont des Loges 1804—1886, 1899
v. Ernsthausen, Erinnerungen eines preußischen Beamten, 1894.
Brentano, Elsässer Erinnerungen, 1917.
Altbürgermeister Back, Aus Straßburgs jüngster Vergangenheit. Die städtische Verwaltung in der Zeit vom 12. April 1873 bis zum 25. April 1880, 1912.

M. Berger, Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882 bis 1907, 1910.
Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. A. d. Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst hg. v. Fr. Curtius, 2. Bd., 1906.
Curtius, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst zu seinem 100. Geburtstag, 1919.
Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 1870 bis 1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen, 1895.
E. Kühn, Briefe aus Elsaß-Lothringen, 1892.
Reiseeindrücke aus dem Elsaß von einem Mitglied des englischen Unterhauses. Nach 25 Jahren, 1895.
Storck, Nationale Not im Elsaß, 1901 (Briefe eines Elsässers. Burschenschaftliche Bücherei, Bd. II, H. 1).
Nyström, Elsaß-Lothringen und die Möglichkeit einer deutsch-französischen Allianz, 1904.
Prévôt, Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsaß, 1907.
Flake, Die elsässische Frage als Kulturproblem, 1907 (März, Halbmonatsschrift für deutsche Kultur, 2. Febr.-H.).
Wittich, Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß, 1909.
Grünberg, Zur elsässischen Lage und Frage, 1909 (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, XXXVI).
Stehelin, Der Kernpunkt der elsaß-lothringischen Frage. Kritische Betrachtungen, 1911.
Novicow, L'Alsace-Lorraine, obstacle à l'expansion allemande, 1913.
Sembat, Faites un roi sinon faites la paix, 4. Aufl., 1913.
Ruland, Deutschtum und Franzosentum in Elsaß-Lothringen. Eine Kulturfrage, 1908.
—, Elsaß-Lothringen und das Deutschtum. Ein offenes Wort. 1914.
—, Elsaß-Lothringen und die internationale Lüge, 1918.
Frhr. H. v. L., Elsaß-Lothringen durch Teilung deutsch! (Preußisch, bayrisch, badisch), 1914.
M. v. Köller, Reichsländisches, 1914 (Deutsche Revue, Juli-Sept.).
X., Zehn Jahre Minenkrieg im Frieden. Frankreichs Propaganda in Elsaß-Lothringen, 1918 (Französische Ausgabe unter dem Titel: Quand même! La propagande française en Alsace-Lorraine).
Kleber, Wir verleumdeten Elsässer. Der Liga zur Verteidigung Elsaß-Lothringens in aller Ehrlichkeit gewidmet, 1914.
Wendel, Elsaß-Lothringen und die Sozialdemokratie, 1916.
Kiesel, Petershüttly, ein Friedensziel in den Vogesen, 1918.
Illustrierte Zeitung, Elsaß-Lothringen gewidmet, 14. März 1918.
Helmer, France-Alsace (conférences et articles), o. J.
Florent-Matter, L'Alsace-Lorraine pendant la guerre. Les Alsaciens-Lorrains contre l'Allemagne. 1918.

Perſonenverzeichnis.

Adalbero 21, 25.
Adolf v. Naſſau 15.
Aëtius 2.
Agricola, Rudolf 68.
Albrecht v. Öſterreich 15, 33.
Aldringer 91.
Kaiſer von Rußland:
Alexander I. 180.
— II. 229.
Ancillon 146.
Anjou (Haus) 73.
Anna, Gem. Ludwigs XIII. von Frankreich 100, 103.
Antoine 234 f., 241, 243.
Anton der Gute, Herzog von Lothringen 24, 44 f., 58 f.
Arndt, E. M. 179 f.
Arnim, Harry Graf v. 239.
Arnold 193, 195.
Aubéry d' 113.
Könige von Polen:
Auguſt der Starke 159.
— III. 159.
Auguſta, Gem. Kaiſer Wilhelms I. 232, 245.
Auguſte Viktoria, Gem. Kaiſer Wilhelms II. 246.
Avaux 103.

Baader 191.
Back 241, 270.
Baldung Grien 46.
Barrès 254 f.
Bartholdi 203.
Bauſſan de 121.
Beatrix, Gem. Barbaroſſas 12.
—, Markgräfin von Tuscien 26.
Beatus Rhenanus 48.
Bebel, Aug. 205, 245.
Belle-Isle 163 f.
Benzler 258.
Bercheny, Graf 164.
Bernegger 88.
Bernhard von Sachſen-Weimar, Herzog 94 ff., 100, 121.
Bethmann-Hollweg v. 259 ff.
Bézanſon 234.
Bismarck, Fürſt 1, 155, 194, 204 ff., 214 f., 222 ff., 234, 237 ff., 244 f., 252, 272, 277 f.
—-Bohlen, Graf 209 f., 212.
Blondel 170.
Blondus 48.
Blumenthal 261.
Bluntſchli 220.
Bodinus 112.
Börne 192.
Boileau 195.
Boſſuet (Vater und Sohn) 124.
Bouillon, Herzog von 72 f.
Boulainvilliers, Graf 146.
Boulanger 1, 240, 242 ff.
Bourbaki 228.
Bourbon, Konnetabel v. 58.
— (Haus) 115, 135, 152, 155, 158.
Brant, Seb. 47, 193, 210.
Brentano, Klemens 190.
—, Lujo 219, 231, 237, 240, 245, 277.
Briand 264.
Brülow 80.
Brunichilde 20.
Bruno von Köln 6, 27.
Bucer 49 f., 54, 57, 183.
Bucher, P., Dr. 254 ff.
Büchner, Georg 192.
Bülow, Fürſt 251 f., 261.
Büren, Friedrich v. 11.

Callot 91, 97.
Calmet 108, 167.
Calvin 49 f., 53.
Cambon, Jul. 254.
Candidus 197.
Cantecroix, Dame v. 98 f.
Capet s. Hugo.
Capetinger s. Kapetinger.
Capito 49, 57.
Caprivi, Graf 246.
Caron 189.
Cassan, de 112.
Cazeaux 202.
Charlevoix 121.
Chatrian 201.
Chevreuse, Herzogin von 82.
Chlodwig 2.
Choiseul, Herzog von 172.
Christine, Gem. Franz I. von Lothringen 60, 63.
Cicero 68.
Claude, Gem. Franz II. von Lothringen 77, 92.
Colbert 120, 122, 145.
— de Croissy (Bruder des Vorigen) 122, 124, 132.
Collin 255.
Colmar 190.
Condé, Prinz von 94, 126 ff., 132.
Constans 243.
Corneille 195.
Coucy, de 35.
Croy, Herzog von 19.
Curtius, Friedrich 266 f., 273.

Dallwitz v. 273.
David, Jaques L. 195.
—, Pascal 237, 242.
Delacroix 194.
Déroulède 243.
Dex 53.
Dietrich II., Herzog von Lothrg. 27.
— (Familie) 148.
—, Dominik 130, 144, 175.
—, Friedrich v. 175 f.
—, Mme. (Gem. d. Vorigen) 182.
Döllinger 191.
Dollfus 203.
Dollinger 253.
Doré 203.
Dreyfus 246 f.
Dubois, Pierre 33.
Dürckheim, Graf 194 f., 209.
Dürer 46.
Dupont des Loges 216 f., 230, 232, 235.
Duroc 183.
Duval 167.

Eckardt, Meister 17.
—, Jul. v. 205.
Könige von England:
Eduard III. 35.
— VI. 57.
Egisheim, Bruno Graf v. s. Leo IX.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans (Liselotte) 138, 152.
—, Gem. Leopolds von Lothringen 152, 159, 162.
Erasmus v. Rotterdam 16 f., 48.
— v. Straßburg 74.
Erckmann 201.
Erkanbald 10.
Ernsthausen, v. 212, 215, 219, 225.
Erwin v. Steinbach 18, 210.
Etticho, Herzog von Elsaß 10.
Eugen von Savoyen, Prinz 151, 153 f., 158 f., 162.

Fagius 57.
Farel 53.
Favier 133.
Fénelon 135.
Deutsche Kaiser:
Ferdinand I. 56, 61.
— II. 78, 85, 87, 91, 93 f.
— III. 95, 103, 105, 112.
Ferry, Jules 235.
Fischart 69, 75.
Flake 253.
Fleurent 259.
Fleury, Kardinal 156, 163 f.
Flottwell, v. 232.
Foscarini 135.
Fourier 192.
Franz v. Assisi 17.
— I., König v. Frankr. 44, 53 ff., 58, 99, 111.
Herzöge von Lothringen:
— I. 59 f.
— Nikolaus 90 ff., 115.
— III. Stephan 158 ff., 167, 173.
Deutsche Kaiser und Könige:
Friedrich Barbarossa 12 f.
— II. 9, 12.
— der Schöne 15.
— III. 9, 36 ff.
— III. (Wilhelm) 224, 244.
Könige von Preußen:

Friedrich der Große 110, 156, 162 ff., 171, 271.
— Wilhelm IV. 229, 245.
Kurfürsten von Brandenburg:
— — d. Große Kurfürst 118 f., 128 ff., 146.
— III. 142.
— V., Kurfürst v. d. Pfalz 78.
— I., Großherzog von Baden 244.
Herzöge von Lothringen:
— v. Bar 25.
— IV. 28.
— I., Herzog von Schwaben 11.
— Graf v. Vaudémont 35.
Fritzen 258.
Fürstenberg, Grafen v. 117 f.
— Franz Egon 131 f., 138, 149.
— Hermann Egon 132.
— Wilhelm Egon 132.

Gagern, Hans v. 181.
Gambetta 217, 225, 235, 241, 251.
Gaston, Herzog von Orléans s. Orléans.
Gebhard, Bischof 12 f.
— Truchseß v. Waldburg 74.
Geiler v. Kayserberg 47, 193.
Gellert 169.
Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg 61.
Gérard, E. M. 183.
—, Fr. P. 195.
Gerhard, Herzog v. Lothrg. 27, 34, 159.
Gerold 258.
Geroldseck, s. Walter v. G.
Geßner 195.
Giselbert, Herzog von Lothringen 6, 29.
Gladstone 234.
Gneisenau 180.
Görres 180, 182, 190.
Goethe 169 ff., 177, 188, 193, 195, 197, 239, 242.
Gottfried d. Bärtige, Herzog von Lothringen 26.
— v. Straßburg 14.
Gozelo I., Herzog von Lothringen 26.
— II., Herzog von Niederlothrg. 26.
Gramont, Herzog von 205.
Grandidier 170.
Granvella 60.
Gravel 121.
Grégoire 173.
Gregor VII. 11.
Grévy 225.
Grimm, Jakob 182.
Grimmelshausen, v. 81.
Gruber, Karl 253.
Grünewald, Matth. 46.
Guerber 223.
Guise, Herzöge von 24, 44 f., 54, 72, 74.
—, Claude 44 f., 54.
—, Franz 65.
—, Heinrich 73, 107.
—, Karl s. Karl, Kardl. v. Lothrg.
Gustav Adolf 83 f., 87 f.
Gutenberg 46.

Habsburg (Haus) 10, 14 f., 36, 39 f., 42, 52, 56, 61, 65, 77 f., 81 f., 84 f., 88, 93, 95, 101 f., 104 ff., 111 f., 114 f., 118, 123, 126, 128, 139, 152, 154 f., 157 f., 162, 166.
Hagenbach, v. 37 f., 42.
Hanotaux 247.
Hansi, s. Waltz.
Harcourt d' 121 f.
Hardenberg, Graf 180.
Harring 192.
Hartmann, K. Fr. 195.
Hauß 266.
Hecker 197.
Hedio 49.
Heine 192.
Deutsche Könige und Kaiser:
Heinrich I. 6, 10.
— II. 10.
— III. 11, 26.
— IV. 11.
— V. 30.
— VII. 33 f.
— VIII., König von England 55, 58.
Könige von Frankreich:
— I. 26.
— II. 60 ff., 73, 89, 139.
— III. 64, 73, 107.
— IV. 65, 72 ff., 81, 110.
— II., Herzog von Lothrg. 75 f., 80, 92.
— Herzog von Niederbayern 34.
— Graf v. Bar 32.
Heinzen 197.
Helvetius 167.
Hénault 167.
Hennriette v. Pfalzburg 92.
Herder 197.
Herkner 245.
Hermann v. Wied 54, 74.
Herrad v. Landsperg 14.
Herzog 229.

Heu, Gaspar u. Robert v. 53 f., 63.
Hildegard, Gem. Friedrichs v. Büren 11.
Hochberg, Markgrafen v. 43.
Hoffet 256.
Hoffmann, Staatssekr. 237, 243.
Hohenlohe, Grafen v. 148.
—-Langenburg, Fürst 246, 257, 274.
—-Schillingsfürst, Fürst 236, 238 ff., 274.
Hohenstaufen (Haus) 8 f., 11 ff., 15, 38.
Hohenzollern (Haus) 74, 204.
Horburg, Herren v. 133.
Hornecker 253.
Hornick, v. 134.
Hugo Capet 113.
Hugo, Victor 191.
Humann 188.
Humboldt, Wilh. v. 180.

Ichtersheim v. 150.
Isabella, Gem. Herzog Renés I. 28, 34.

Jacoby 205.
Jaunez v. 222.
Jaurès 264.
Jeanne d'Arc 24.
Johann von Luxemburg, König von Böhmen 22.
— Friedrich d. Großmütige, Kurfürst von Sachsen 56.
— Wilhelm, Kurfürst v. d. Pfalz 143.
— II., Herzog von Lothringen 54 f.
— Albrecht, Herzog von Mecklenbg. 61.
— Georg, Markgraf von Brandbg. 74 f.
— v. Manderscheid, s. Manderscheid.
Johanna von Castilien 39.
Jolantha, Gem. Friedrichs v. Vaudémont 35.
Joseph I., Deutscher Kaiser 154.
Julian Apostata 2.

Kablé 225, 232, 234, 241.
Karl d. Große 5, 10, 21, 30 f., 73, 113, 183.
Deutsche Kaiser:
— IV. 15., 43.
— V. 22 f., 39 f., 50 ff., 54 ff., 65, 67, 88, 99, 114.
— VI. 154 f., 158 ff.
— VII. 163 f.
— I., König von England 82.
Könige von Frankreich:
— der Kahle 5.
Karl VII. 35 ff.
— VIII. 39.
— X. 189.
Könige von Neapel u. Sizilien:
— von Anjou 32.
— von Spanien 161.
— XI., König von Schweden 134.
— Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz 116.
— der Kühne 10, 35, 37 ff., 52.
Herzöge von Lothringen:
— II. 34.
— III. 65, 72 f., 75 f.
— IV. 80 ff., 84 f., 87 ff., 94 f.
— V. 115, 128 f., 141 f., 159.
—, Prinz von Lothringen 164.
Kardinäle von Lothringen:
— (Bruder Hzg. Antons) 54, 64.
— (Bruder Hzg. Heinrichs II.) 74 f.
Karolinger 20, 24 f., 27, 58, 87, 113, 177, 183, 206.
Kellermann 183.
Kleber 183.
Klein, Jul. 227.
Klinglin 174.
Klopstock 195.
Koch, Christoph Wilh. v. 170.
Koechlin 217.
Köller, v. 249 f., 257.
Königshofen, Jakob Twinger v. 17.
Deutsche Kaiser:
Konrad II. 10 f., 25 f.
— III. 12.
— Herzog d. Rheinpfalz 12.
Kühlmann 275.
Küß 217.

La Galaizière, Chaumont de 167.
La Grange 150.
Lalance 217, 241, 247.
La Lux de, Graf 121.
Lamennais 190.
Lamey 195.
Laugel 253.
Lauth 219.
Lavisse 114, 262.
Le Brun 110.
Lefebvre 183.
Leibniz 116, 130, 139.
Leiningen, Grafen 23, 147 f., 172.
Lenoncourt, s. Robert v. L.
Leo IX. 11.
Deutsche Kaiser:
Leopold I. 112, 118, 121, 129, 140 ff., 144.

Leopold II. 178 f.
—, Herzog von Lothringen 142, 152 ff. 157 ff., 167, 172.
Erzherzog-Bischöfe:
— v. Steiermark 75 f., 79, 133.
— Wilhelm 131.
Leszczynski, s. Stanislaus.
Leyen v. d., Grafen 172.
Lezay-Marnésia 184, 212.
Liebermann 190.
Lienhard 253.
Limburg-Stirum, Graf u. Fürstbischof 177 f.
Lionne 113, 115, 118, 132.
Liselotte, s. unter Elisabeth Charlotte.
Lobstein 170.
Löwenstein, Grafen 172.
Loménie de Brienne 176.
Lothar I. 5, 9.
— II. 5 f.
— v. Supplinburg 11 f., 28.
Louis Philipp 188 f., 192, 195, 198, 202, 213.
Louvois 132, 136 f., 145.
Ludwig der Deutsche 5.
— der Bayer 15 f., 34.
Könige von Frankreich:
— VI. 30 f.
— IX. d. Heilige 9.
— XI. 35, 37 ff.
— XII. 58.
— XIII. 20, 77, 81, 85, 88, 90 f., 93, 99, 117.
— XIV. 32, 86, 99, 104, 106, 109 ff., 120 ff., 125 ff., 129 ff., 140 ff., 163, 178, 206 ff.
— XV. 156, 158 ff., 164, 172.
— XVI. 168, 173, 177 ff.
— XVIII. 189.
Luther 47, 53, 166, 247.

Macchiavelli 86, 91, 226.
Mac Mahon 225.
Maistre, de 190.
Mandel 258.
Manderscheid, Johann Graf v. 74.
Mansfeld, Ernst Graf v. 76, 78 f., 121.
Manteuffel, Frhr. v. 227 ff., 242, 244, 248, 250.
Marbach 57, 67.
Margarete, Gem. Heinrichs VI. von England 39.
—, Schwester Karls IV. v. Lothrg. 84, 87.
Margarete von Navarra 49.
Maria von Burgund 35, 38 f.
— Medici 77, 81 f., 85.
— Stuart 65.
— Theresia 158 ff., 162 ff., 231.
Marie Antoinette 173.
— Eleonore, Gem. Karls V. von Lothringen 129.
Marlborough, Herzog von 155.
Mars, Anne Fr. H. 194.
Marx 1.
Mathilde, Markgräfin von Tuscien 26.
Matthias II., Herzog von Lothrg. 28.
Maximilian I. 22, 38 f., 41 ff., 52, 58.
Kurfürsten von Bayern:
— I. 84.
— Emanuel 140.
— Heinrich, Kurfürst von Köln 132.
Mazarin (Familie) 148.
—, Kardinal 86, 100, 108 ff., 115, 120, 125.
—, Herzog von 125 f., 132.
Medici (Haus) 70, 160.
Meinecke 275, 277.
Mercy, Frhr. v. 100.
Merowinger 14, 113, 201, 206.
Merswin 18.
Metternich, Fürst 181.
Mistral 255.
Möller, v. 212 ff., 223 f., 226 f., 229, 237 f.
Molitor 183.
Moltke, Graf v. 1, 206.
Montclar 132, 138.
Montecuculi, Graf v. 128.
Montesquieu 167.
Montfort, s. Simon Graf v. M.
Moritz, Kurfürst von Sachsen 55, 60 ff., 64.
— v. Sachsen, Marschall 164.
Moscherosch 19, 80, 97, 114, 144.
Mouton 183.
Mühl 197, 201.
Müller, Eugen 250 Anm.
Müntz 254.
Murner 47 f.

Napoleon I. 30, 177, 179, 182 ff., 192, 197, 212, 228, 249, 277 f.
— III. 197 ff., 202 ff., 208, 246.
Ney 183, 189.
Nicolai 195.
Nicolette, Gem. Karls IV. v. Lothrg. 77, 92, 98.

Nikolaus, Herzog von Lothringen 35.
Nyström 247.

Oberlin, Jerem. 170.
—, Joh. Fr. 185.
Obrecht, Georg 69.
—, Ulrich 150.
Odilie 10.
Odo v. Champagne, Graf 26.
Oecolampadius 50.
Opitz 80.
Oranien, Prinz Wilhelm, s. Wilhelm III. von England.
Orléans, Gaston Herzog von 77, 82, 84 f., 87, 91.
—, Karl Herzog von 54.
Otfried 14.
Otto der Große 6, 25.
— Ludwig, Rheingraf 93.
Ottonen (Haus) 8, 10, 36.
Oudinot 183.
Oxenstierna 89.

Pauli 47, 69.
Petri 246.
Pfeffel 169, 195.
Philipp von Schwaben 12 f.
Könige von Frankreich:
— II. August 9, 29 f., 32.
— III. 32.
— IV. der Schöne 9, 28, 31 ff.
— V. 112.
— VI. 34.
Könige von Spanien:
— der Schöne 39.
— II. 61., 65 f., 114.
— V. 152, 154, 158.
— der Gute, Herzog von Burgund 34, 36.
—, Landgraf von Hessen 50, 54, 56, 99.
Pipin 134 f.
Poincaré 264.
Preiß 247, 258, 261, 263.
Pufendorf 113.
Puttkamer, v. 237, 243, 248 f., 274.

Quevedo 98.
Quintilianus 68.

Rabelais 69.
Racine 195.
Räß 190, 220.
Rampolla 250.
Ranke 31, 90, 207 f., 228, 238.
Rapp 183, 203.
Rauschenplatt, v. 192.
Ravaulx, de 132.
Reinmar d. Alte 14.
Reißeisen 137.
Herzöge von Lothringen:
René I., Titl. König v. Neapel usw. 28, 34 f., 37, 39.
— II. 35, 37 ff., 44, 58, 81.
Reuß, Ed. 196 f.
Richelieu 77, 81 ff., 93 ff., 110 ff., 117, 132.
Rodemachern, Herren v. 23.
Rogier v. d. Weyden 46.
Rohan (fürstl. Familie) 148.
—, Kardinal 174, 178.
Rothan 208.
Rousseau 168 f., 195.
Rouvier 251.
Rubens 110.
Rudolf von Habsburg 14.
Rufach, Herren v. 133.

Saint-Simon 192.
Salier (Haus) 8, 10, 23, 27.
Salm, Grafen v. 20, 23, 25, 134.
Scheurer-Kestner 217.
Schickele 253.
Schiller 19, 195, 197, 239.
Schlözer 170.
Schlosser, Friedrich 191.
Schlumberger 235.
Schmid, de 249.
Schnäbele 242.
Schneegans, August 217, 220 ff., 224 ff., 229, 238.
—, Heinrich 257.
Schneider, Eulog. 176.
Schöpflin 169.
Schraut, v. 248.
Schützenberger 194.
Schulte 7.
Schwander 270.
Schwendt 175.
Sembat 264.
Servien 102 f.
Shakespeare 171.
Sickingen, v. 49.
Siebenpfeiffer 192.
Simon, Herzog von Lothringen 28.
—, Graf v. Montfort 24.
Simonis 223.
Sleidanus 57, 60, 64, 67.
Spach 195 ff., 203.

Spangenberg 80.
Specklin 69.
Spener 18, 148.
Spielmann 170.
Spindler 253.
Sponheim, Grafen v. 134.
Stählin 165.
Stanislaus Leszczynski 159 ff., 164, 166 ff., 172.
Stöber, Ehrenfr. 195, 197.
—, August und Adolf 197.
Stolberg, Grafen v. (Gebrüder) 180.
Stoskopf 253.
Struve 197.
Stuart (Haus) 107.
Stupfel 177.
Sturm, Jakob 50 f., 53 ff., 60, 64, 68, 183.
—, Johannes 55, 68 f., 72.
Suso v. Konstanz 18.
Syagrius 2.

Taillefer 31.
Talleyrand 181.
Talma 194.
Tauler 18, 183.
Teutsch 220.
Theobald II., Herzog von Lothringen 28, 33.
Thiers 207, 228.
Torstenson 100.
Trautmannsdorff, Graf v. 101.
Treitschke, v. 205 f., 210.
Truchseß v. Waldburg, s. Gebhard Tr. v. W.
Türckheim, Bernh. Friedr. v. 175.
—, Joh. Friedr. v. 188.
—, Lili v. 188.
Turenne 100, 107, 119, 126.
Turgot 176.
Twinger v. Königshofen, s. Königshofen

Valois (Haus) 9, 72 f.
Vauban 139, 145.
Vaudémont, Grafen v. 25, 34 f., 45, 80.
Vayringe 167.
Vermigli, Peter Martyr 68.
Vidal de la Blache 7.
Victor 183.
Voltaire 20, 157, 167 ff.

Wallenstein 78, 82 f., 87, 91, 239.
Walther v. Geroldseck 15.
— v. d. Vogelweide 14.
Waltz 262.
Wechtlin 46.
Wedel, Fürst v. 257 ff., 266.
Welfen (Haus) 9.
Wendel, de 187.
Bischöfe von Straßburg:
Wernher I. 10.
— II. 11.
Werth, v. 94 f.
Wetterlé 255, 258, 261, 263 f.
Wied, Hermann v., s. Hermann.
Wikram 69 f.
Deutsche Kaiser:
Wilhelm I. 222 ff., 241 f., 244.
— II. 245 f., 251 f., 263, 271.
— III., König von England 134, 140 f.
— I., König von Württemberg 207.
—, Herzog von Bayern 72.
—, Landgraf von Hessen 61.
Wimpheling 47 f.
Winterer 223.
Wirth, Joh. Gg. Aug. 192.
Wittich 253, 259.

Zanchi 68.
Zell 49.
Zeppelin, Graf v. 249.
Zetter 197.
Zislin 262.
Zorn v. Bulach, Freiherrn 246.
—, Franz 246.
—, Hugo 241, 246, 257 f.

Geographisches Verzeichnis.[1])

Aachen 117, 166.
Ägypten 234, 252.
Agadir 264.
Albaneſen 45.
Albersdorf 65.
Alemannen 2 f., 11, 18, 149, 183 f., 201, 266.
Alemannien 6.
Alpen 6, 33 (ſ. auch Weſtalpen).
Altbreiſach, ſ. Breiſach.
Altkirch 192.
Aluta 158.
Amance 27.
Amiens 228.
Amſterdam 270.
Andlau 169.
Anjou 73.
Arelat, ſ. unter Burgund.
Argentoratum, ſ. Straßburg.
Argonnen 24.
Arles 22, 255.
Artois 39 f., 102.
Audincourt 199.
Augsburg 50, 56, 67.
Auſtraſien 19 f., 63, 73, 78, 100, 125, 134.
Auvergne 110.
Ay 4.

Baden 43, 49, 141, 147, 223.
— -Baden 155.
Badonviller 8.
Balkan 181, 240, 262.
Banoncourt 87.
Bar 22, 25, 27, 32 ff., 39, 59, 70 f., 87, 89, 92, 99, 108 f., 133, 154, 159 f., 173 f.
Barcelona 35.
Bar-le Duc 6, 87.
Barrois, ſ. Bar.
Baſel 16, 46, 48, 50, 105, 139, 187, 198.
Bayern 17, 91 ff., 102 f., 112, 129f., 132, 163 f., 239, 273.
Beaumont 24, 28.
Beinheim 147.
Belfort 42, 65, 121, 189, 198 ff., 203, 206, 218, 256.
Belgien 270, 272 (ſ. auch Niederlande).
Benfeld 93, 95.
Berlin 140, 148, 164, 220 f., 223 ff., 228, 242, 244, 247, 254, 262 f., 265, 273 f.
Bern 264.
Beſançon 98, 132, 198.
Bidaſſoa 108.
Biſchweiler 2, 186.
Bitſch 7, 70 f., 90.
Blâmont 20, 25, 59.
Bliesgau 29, 172.
Blois 173.
Bockenheim 19, 172.
Böhmen 15, 78, 164.
Bolchen 23.
Bonn 176.
Bordeaux 215 f., 220, 262.
Bourges 9.
Bourgogne 11, 39, 109.
Bouvines 9, 26, 30.
Brabant 26.
Brandenburg 100, 119, 126, 128, 139, 141 f., 152, 163 (ſ. auch Preußen).
Breiſach 38, 93, 95 ff., 100 f., 105, 121, 124, 127, 132 ff., 138, 141 f., 147, 155.
Breisgau 15, 41, 101, 128.
Breitenfeld 83 f., 92.

[1]) Deutſches Reich, Frankreich, der Rhein, Straßburg wurden wegen allzuhäufigen Vorkommens weggelaſſen.

Bretagne 197, 216.
Bretigny 35.
Breuschtal 3, 90.
Briey 187, 200.
Bruchsal 177.
Brügge 52.
Brüssel 87, 107.
Brumath 2.
Bulgarien 240.
Burgund (Arelat, Hochburgund) 6, 11 f., 15, 26, 31, 77, 128, 180.
— (Neuburgund) 10, 20 f., 27, 29, 34, 36 ff., 42 f., 57, 103, 108, 123.
Burs 36.

Cambrai 6, 22, 32, 61 f., 65.
Cambridge 57.
Campo Formio 179.
Câteau-Cambrésis 66.
Châlons s. M. 76.
Chambord 61.
Champagne 16, 30, 33 f., 45, 64, 84, 87, 90, 129.
Charmes 90.
Charolais 39.
Château-Salins 269.
Chatenois 27.
Chiny 134.
Cirey 8, 20.
Clermont 6, 71, 88, 108.
Cluny 11, 27.
Colmar 12 f., 41 f., 46, 51, 68, 78 ff., 83, 93, 97, 121, 125 ff., 168 f., 186, 189, 199, 203, 219, 225, 247 f., 255, 261 f.
Commercy 25.
Conz 81, 119.
Côtes Lorraines 8.
Crépy 54.

Dagsburg 23, 133, 147, 172.
Diedenhofen 4, 87, 100, 198, 232.
Dieuze 4, 19 f., 44, 109.
Divodurum, s. Metz
Donau 56, 102, 181.
Donon 3, 164.
Dresden 148.
Dudweil 172.
Dünen (Schlacht) 107.
Dünkirchen 65.
Duß, s. Dieuze.

Ebersheimmünster 138.
Eger 12.
Eidgenossen, s. Schweiz.
Elbherzogtümer, s. Schleswig-Holstein.
Emberménil 173.
England 9, 16, 18, 35, 40, 50 f., 55, 57, 60, 70, 82, 116, 129, 141, 144, 152, 154 f., 158, 163, 172, 179 ff., 186, 209, 234, 241, 246 f., 252, 274 f.
Ennery 4.
Ensisheim 37, 51, 74, 78, 83, 95, 97, 124 f., 127, 131, 147.
Epinal 37, 70, 90, 188, 190 f., 218.

Falkenstein 161.
Faschoda 246.
Fehrbellin 128.
Finstingen (Fénétrange) 19, 23, 36, 118.
Flandern 6, 16, 26, 31, 34, 40, 164.
Flévy 4.
Florenz 70.
Forbach 198.
Fort Louis 147.
Franche-Comté 6, 30, 39, 57, 100, 118 f., 128 f., 132, 135, 144, 153, 164.
Franken (Volksstamm) 2 ff., 10, 19 f., 30 f., 63.
— (Landschaft) 16, 76, 89, 93.
Frankfurt a. M. 22, 148, 164.
Freiburg i. B. 128, 141 f., 149, 155.
Freigrafschaft, s. Franche-Comté.
Friedewalde 61.
Friesland 6, 192.
Frouard 70.

Gallien 31.
Geisberg (b. Weißenburg) 258.
Geldern 54, 58 f., 73.
Genf 50.
Gérardmer 3, 8, 70.
Gertruidenberg 154.
Giengen 55.
Giromagny 3.
Givet 6.
Göttingen 170, 192.
Gorze 53 f., 109.
Grafenstaden 262.
Granson 38.
Graubünden 3.
Gray 198.
Griechenland 86, 162.
Günzburg 13.

Haag 154.
Haardt 270.
Hagenau 12 ff., 16, 41 f., 49, 51, 64, 68, 74, 78 f., 84, 90, 94 f., 121, 125, 128, 133.
Hagenauer Forst 12, 41.
Hallue 228.
Hambach 192.
Hanau 43, 52, 68, 71, 90.
Hannover 179, 238.
Hastings 31.
Hattonchâtel 59.
Hayingen 187.
Heidelberg 191.
Heilbronn 89, 95.
Hennegau 6.
Hessen 43, 84, 149, 164.
— -Nassau 212.
Hochburgund, s. unter Burgund.
Hohenburg 14.
Hohkönigsburg 246, 258.
Hohnau 172.
Holland 93, 102, 118, 126, 128 f., 152, 154, 158, 163, 175, 181, 223.
Homburg 71.
Hömingen 147, 155, 182.
Hunnen 13, 20.

Ill-Rhein-Kanal 198.
Ingolstadt 149.
Innsbruck 124.
Irland 107.
Isle de France 9.
Italien 2, 12, 16, 39, 49, 60, 62, 65, 69, 76, 78, 82, 89, 93, 95, 100, 102, 112, 122, 143, 146, 158 ff., 204.

Jametz 88, 108.
Japan 252.
Jerusalem 58, 73.
Jülich 75 f.
Jura 5, 7.

Kaiserslautern 161.
Karlsruhe 182.
Kayserberg 12 f., 41 f., 193.
Kehl 137, 140, 142, 155, 160 f.
Kehler Schanze 128.
Kelten 5, 19 f.
Kniebis 16.
Koblenz 22.
Köln 6, 13, 17 f., 27, 50, 54, 74, 91, 102, 118, 132, 212.
Königshofen 17.
Konstanz 16, 18.
Korea 86.

La Mothe 90, 92.
Landau 41, 52, 125, 180 f.
La Rochelle 82.
Lauter 7.
Lauterburg 200.
Lebertal 70, 119.
Le Hâvre 198.
Leiden 13.
Leipzig 171.
Le Thillot 8.
Levante 158.
Liberty-Island (bei New York) 203.
Limburg 8.
Linderweih 20.
Liverdun 88 99.
Lombardei 160.
London 154.
Longwy 7, 129, 142, 145.
Lübeck 62.
Lüders 42, 104.
Lüttich 32, 62.
Lützelhausen 3.
Lützelstein 134, 172.
Lunéville 20, 38, 99, 153, 157, 164, 167, 170, 179.
Lupfstein 45.
Luxemburg 7, 25, 54, 100, 134, 140 f., 153, 200, 223.

Maas 5 ff., 32, 36, 70, 72, 82, 145, 166, 173.
Madrid 96, 152.
Mailand 13, 40, 144, 152, 158.
Main 206 f.
Mainz 16, 46, 49, 85, 89, 116, 154, 178, 190 f.
Malplaquet 153.
Mannheim 134, 200.
Mantua 158.
Maria-Einsiedeln 50.
Marignano 58.
Marne 95.
Marokko 86, 120, 252, 260.
Marsal 4, 19, 65, 71, 85, 99, 115.
Marseille 22.
Mars-la Tour 90.
Maursmünster 169.
Mediomatriker 20.
Mersen 4 f.

Metz 1 f., 4, 7, 19 ff., 25, 27, 29, 32, 37, 52 ff., 61 ff., 71 ff., 76 f., 81, 84, 87, 89, 101 f., 109, 124 f., 127, 129, 131 ff., 145 f., 164, 173, 188, 198, 201, 206, 215 f., 219, 230, 232, 234 f., 241, 255, 258, 269.
Meudon 166.
Meurthe 3, 8, 173, 187.
Mézières 73, 76.
Mirecourt 25.
Mittelasien 252.
Mittelländisches Meer 5, 40, 122.
Moder 12.
Mömpelgard, s. Montbéliard.
Molsheim 74, 79, 149, 190.
Montbéliard 8, 83, 91, 134, 151.
Montmartre 115.
Mosel 2 f., 5, 8, 21, 37, 65, 70, 142, 145, 160, 173, 180, 187, 199, 206, 269.
Moselotte 199.
Moskau 165.
Moyenvic 4, 19, 82, 84 f., 101, 108.
Moyeuvre 187.
Mühlberg 56.
Mülhausen 44, 51, 173, 186, 188 f., 192, 197 ff., 203, 235, 245, 256, 263.
München 87, 118.
Münster i. E. 13, 41 f., 52, 70, 147.
— i. W. 100 ff., 106, 118, 120, 123, 129, 133, 154, 164, 207.
Münstertal 3.
Murbach 42, 104.
Murten 38.

Nahe 2, 85.
Nancy 7, 20, 25, 27 ff., 38 f., 44, 63, 65, 72, 77, 81 f., 84, 87, 90 ff., 99, 108, 115, 117, 129, 145, 153, 164, 167, 173 f., 188, 200, 206, 218, 254.
Nantes 143.
Nassau-Saarbrücken 172.
— -Saarwerden 172.
— -Weilburg 172.
Neapel 40, 158.
Neubreisach, s. Breisach.
Neuburg (Stift bei Heidelberg) 191.
Neufchâteau 27, 33, 92.
Neusaarwerden 19, 172.
Neuß 38.
Nied 8.
Niederehnheim 137.
Niederlande 57, 59, 64, 66, 70, 76, 89, 92, 95, 107, 114, 116, 118, 128, 132, 135, 137, 141, 158, 166, 205.
Niederlothringen (das spätere Neuburgund) 6, 26.
Nördlingen 92 ff.
Noisseville 228, 256, 258.
Noméný 59, 102, 118, 133, 161, 206.
Nordafrika 40, 59, 234.
Nordsee 5 f.
Normannen 24.
Nürnberg 12, 22, 59, 101 f., 129.
Nymwegen 128 ff., 136, 151.

Oberbronn 148.
Oberdeutschland 38, 55 f., 69.
Oberehnheim 13, 41.
Oberhausbergen 15.
Oberitalien 12 (s. auch Italien und Lombardei).
Odilienberg 14.
Österreich 15, 37, 41 f., 51, 76, 78, 83, 101 f., 104, 120, 122, 124, 142, 158 f., 161 ff., 179 ff., 204, 227, 240.
Offenburg 160.
Orient 12, 260 (s. auch Levante).
Orne 187.
Osmanen, s. Türkei.
Osnabrück 100, 103.
Ostende 159.
Oudenarde 153.

Pagny 70.
Panama 246.
Paris 16, 33, 36, 55, 63, 73, 93, 95, 99, 101, 107, 109, 114, 118, 146, 159 f., 163, 171 f., 176, 178 ff., 192, 195, 198, 201, 203, 218, 233 ff., 239 f., 244, 247, 254 f., 262, 265, 267.
Parma 161.
Pfaffenhofen 90.
Pfalz, s. Rheinpfalz.
Pfalzburg 71, 109.
Pfalz-Zweibrücken 7, 23, 43, 52, 134 (s. auch Rheinpfalz).
Pfirt 42.
Philippsburg 93, 101, 128, 142, 161.
Piacenza 161.
Picardie 4, 49, 109, 167.
Piemont 175.
Pinerolo 93, 101.

Polen 112, 143, 158 ff., 192.
Pont-à-Mousson 7, 59, 72, 87, 94, 118, 145 f., 206.
Potsdam 239.
Prag 77, 92, 94, 101, 128.
Preußen 154, 166, 179 ff., 201, 210 f., 216 f., 223 f., 227, 261, 263, 266, 269, 274.
Provence 14, 22, 35, 73.
Püttlingen 172.
Pyrenäen 3, 32.

Quatrevaux 33.

Râon-l'Etape 8.
Rappoltstein 42, 51.
Rappoltsweiler 44.
Rastatt 155.
Regensburg 50, 101, 107, 122, 126, 136, 139 f., 143.
Reims 2, 63, 113.
Remiremont 90, 188, 199, 218.
Rheinfelden 95.
Rhein-Marne-Kanal 198.
Rheinpfalz 12, 68, 76, 80, 84, 93, 116, 119, 134, 139, 142 ff., 146, 164, 180, 192.
Rheinprovinz 215.
Rhein-Rhone-Kanal 198.
Rhin 119.
Rhone 31.
Rocroi 100.
Rom 1, 5, 29, 149, 250 f.
Rosheim 41.
Rotterdam 270.
Rußland 159 f., 165, 229, 240 f., 246 f., 252.
Ryswyk 141, 144, 146, 152 ff., 161.

Saar (und Saargau) 8, 19, 29, 70, 85, 117, 172, 180, 187, 200, 270.
Saaralben 19, 71, 109.
Saarbrücken 25, 134, 172, 180 f., 187.
Saarburg 4, 19, 38, 45, 71, 109.
Saargemünd 19, 164, 173.
Saarkohlenkanal 198.
Saarlouis 142, 145, 181.
Saarunion 19.
Saarwerden 19, 25.
Sachsen 50, 55, 100, 129 f., 143, 149, 154, 159, 163.
St. Avold 71, 118, 198.
St. Denis 18.
St. Dié 8, 70, 188, 199.
Ste. Marie-aux-Mines 199.
St. Germain 99, 130.
St. Mihiel 92, 145, 174.
St. Nicolas 70.
St. Quirin 70.
Saône 6, 31, 199.
Sardinien 161.
Savoyen 6, 40, 81 f., 93, 141, 160.
Schelde 6.
Scherweiler 45.
Schirmeck 4.
Schlesien 163 f., 166.
Schleswig-Holstein 227, 249.
Schlettstadt 13, 41, 45, 48 f., 51, 79, 93, 129, 169, 246.
Schmalkalden 50 f., 53 ff., 78.
Schwaben 7, 10 ff., 15 ff., 37, 89, 99 f., 176.
Schwäbisch-Hall 76.
Schwarzwald 7.
Schweden 82 ff., 87 ff., 95, 100, 102 f., 112, 116, 121, 129, 134, 141, 159, 163.
Schweiz 10, 15, 36 ff., 43, 45, 49 f., 53 f., 75, 110, 137, 146, 173 ff., 187, 205, 228.
Schweizer Jura, s. Jura.
Sedan 73.
Seille 4, 19, 22.
Senones 167.
Sierck 7, 23, 109.
Sinzheim 119.
Sizilien 9, 40, 58, 73, 158, 161.
Skandinavien 16.
Spanien 40, 61, 65 f., 74, 77 f., 82 ff., 85, 87, 89, 91 f., 100 ff., 106 ff., 111, 118, 125, 128 f., 134, 137, 139 ff., 144, 154 f., 157 ff., 163, 204.
Speier 43, 51, 116, 119, 125 f., 164, 177.
Steintal 185.
Stenay 7, 88, 108.
Stieringen-Wendel 198.
Stradioten 45.
Stuttgart 182.
Sundgau 6, 41, 44, 56, 83, 97, 101, 105, 179.

Tarquinpol 20.
Thann 95.
Tirol 64.
Toledo 20, 107.
Torgau 74.

Toskana 160 ff., 167.
Toul 1 f., 6 f., 11, 22 f., 32, 37, 61 ff., 65 f., 73, 101 f., 129, 132, 145.
Tournai 132.
Trarbach 161.
Trient 57.
Trier 2, 7, 13, 22 f., 83, 87, 89, 116, 119, 134, 161, 172, 187.
Trieſt 158.
Tripolis 260.
Tronje 13.
Türkei 10, 40, 86, 112, 126, 128, 140, 158.
Türkheim 41 f.
Tunis 86, 234.
Tuttlingen 100.

Ungarn 6, 10, 155, 157, 164 f.
Urbach 3.
Urbeis 3.
Utrecht 62.

Vaucouleurs 63.
Vaudémont 35.
Veldenz 134.
Venedig 135, 231.
Verdun 1, 5 ff., 22 f., 29, 32, 37, 52 f., 61 ff., 65 f., 73, 101 f., 109, 132, 145.
Verſailles 136 f., 153, 173.
Vervins 66.
Vic 4, 19, 82, 85, 87 f., 109.
Villingen 16.
Vincennes 109.
Vogeſen 2 ff., 7 f., 13, 70 f., 145, 167 f., 173 f., 180, 185 f., 198 f., 218, 233, 270.
Vogtland 12.
Vorderöſterreichiſche Lande 76.

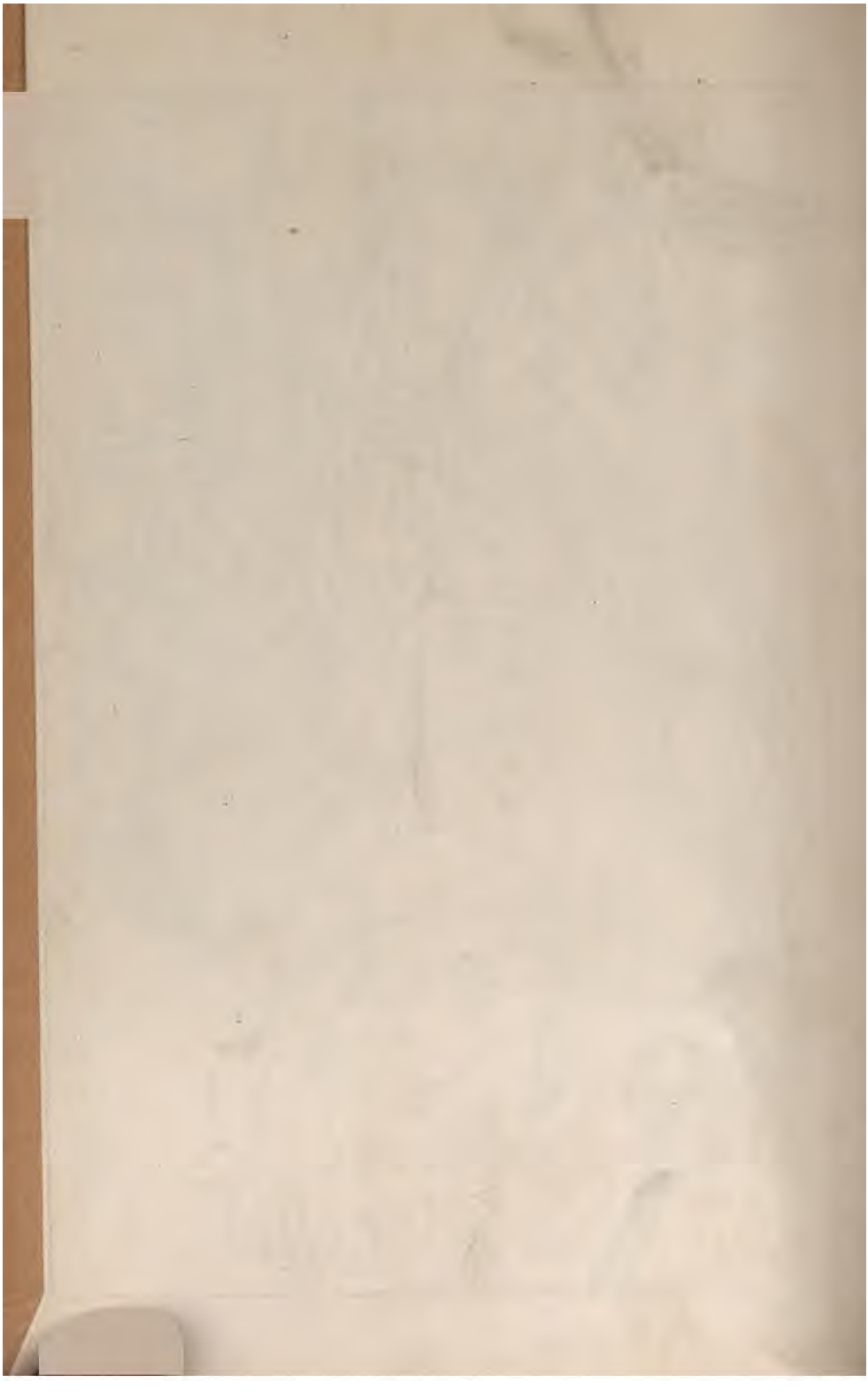
Walachei 158.
Waldſtätte 101.
Wallerfangen 25, 70.
Warſchau 159.
Wasgenwald, ſ. Vogeſen.
Weißenburg 14, 41, 43 f., 49, 52, 64, 83, 133, 164, 180, 198 f., 207, 258 f.
Weißer Berg (bei Prag) 81, 83.
Weſtalpen 3.
Weſtfalen 269.
Weſtgoten 20.
Wien 14, 22, 82, 98, 128, 136, 140, 143, 146, 152 ff., 159 ff., 165, 172, 257.
Wikinger 6, 82.
Wildenſtein 90.
Wittenberg 44, 49 f.
Woëvre 8.
Worms 43, 58, 64.
Württemberg 15, 43, 52, 83, 91, 134, 149.
Würzburg 83, 139.

Zabern 2, 19, 44 f., 64, 76, 78, 84, 95, 109, 164, 220, 266 f., 273.
Zaberner Steige 7, 16, 36, 70.
Zorn 2.
Zürich 50, 75.
Zweibrücken 171, ſ. auch Pfalz-Zweibrücken.

I

Lotharingia und Alsatia
um das Jahr 1000

(nach G. Droysen, Historischer Handatlas)



II

Elsaß und Lothringen

zur Zeit des 30jährigen Krieges

(nach G. Droysen, Historischer Handatlas)

III

Das Reichsland

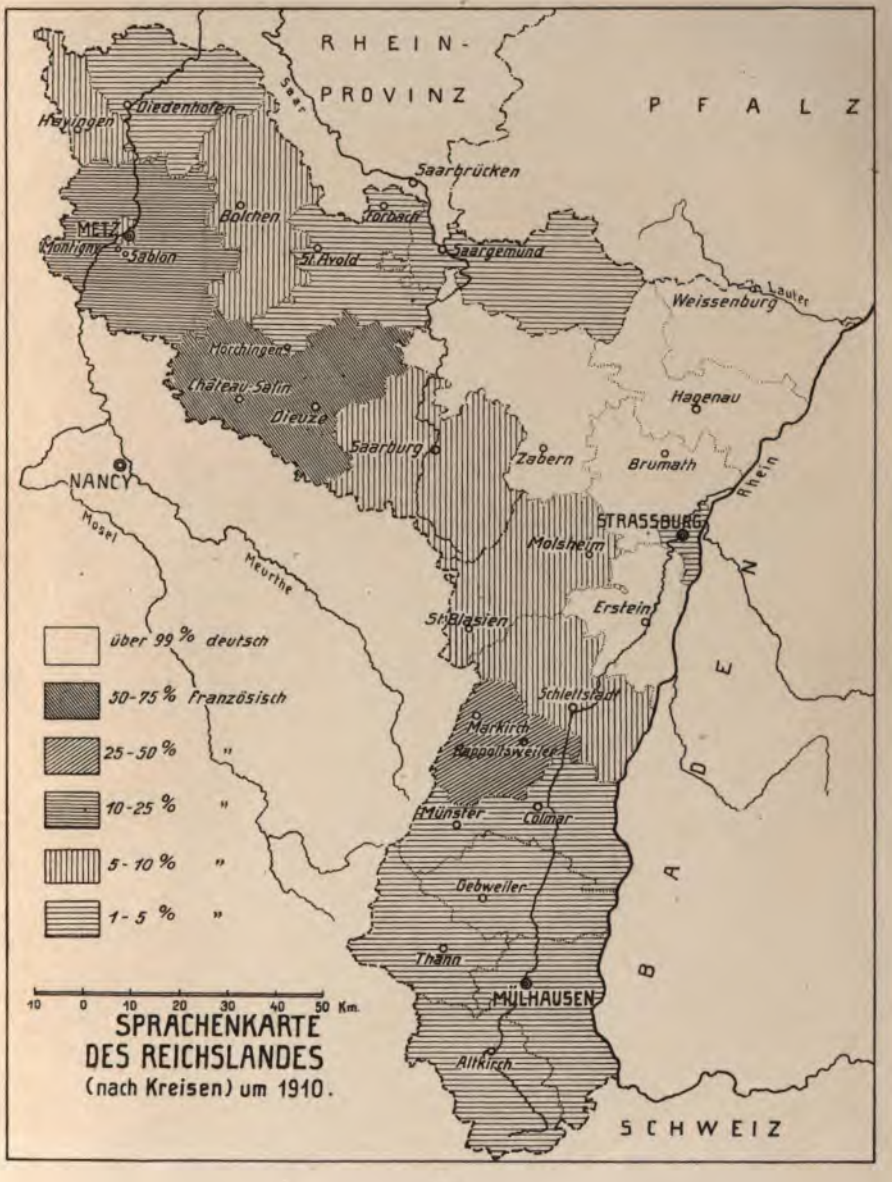
(nach R. Andree, Allgemeiner Handatlas)

Neue Rangordnung der Werte

Alfred Rosenberg spricht in Heidelberg

Der Kampfbund für Deutsche Kultur veranstaltete gestern Abend im Hofe des Heidelberger Schlosses eine Aufführung von Beethovens IX. Symphonie. Der Führer des Kampfbundes, Alfred Rosenberg, führte dabei in einer Ansprache aus, der Deutsche gehe jetzt wieder auf die Ursprünge zurück, auf Blut und Boden. So komme man auch zu einer neuen Einstellung der Geschichte gegenüber. Es habe immer Kämpfe gegeben zwischen Rassen und Völkern, den Kampf bestimmter Seelen und Charaktere um ihr eigenes Wesen. Dieser Kampf ging über die Jahrhunderte hinweg und sei heute entschieden worden. Was König Heinrich begonnen habe, wurde heute durch eine Volksbewegung Wahrheit.

„So kam es", fuhr Rosenberg fort, „auch zu einer neuen Rangordnung der Werte. An der Spitze aller Wertmesser steht die Leistung für die gesamte Nation. Mit ihr zusammen geht eine neue heroische Lebensauffassung, die uns lehrt, daß auch der Tod Vorbedingung zum Leben ist. Damit finden wir zurück zum alten Lied von der Nibelungen Not. Uns interessiert der starke Mensch in seinem Kampf, seinem Sieg und seinem Untergang, die große Bewegung von heute bemüht sich, den aristokratischen Seelengesetzen der Natur nachzugehen. Die Revolution von heute ist eine neue Erhebung des Instinktes, der Seele und des Charakters. Wir glauben, daß aus der Sehnsucht und der Arbeit von 60 Millionen Menschen einst der große Sänger und der große Dichter erwachsen werden. Auf allen Gebieten der Kunst vollzieht sich eine ernste Wandlung und auch die Wissenschaft unserer Tage muß den heroischen Kampf wieder aufnehmen. Die Freiheit des Forschens wird gefördert, aber die Beschmutzung der deutschen Geschichte und des deutschen Menschen darf auf einer deutschen Hochschule nie wieder vorkommen."



IV

(Nach R. Andree, Allgemeiner Handatlas)

20

+ 30.–

DD 801 .A35 S6 C.2
Geschichte Elsass-Lothringens.
Stanford University Libraries
3 6105 037 962 433

DD
801
A35S6
cop. 2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SPRING 1983